BLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



Eine rationelle Körperpflege



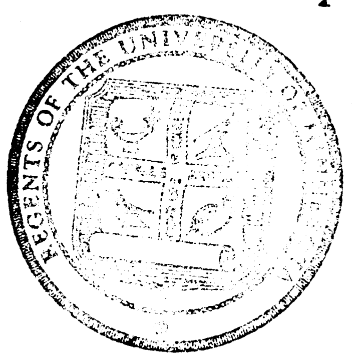
bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

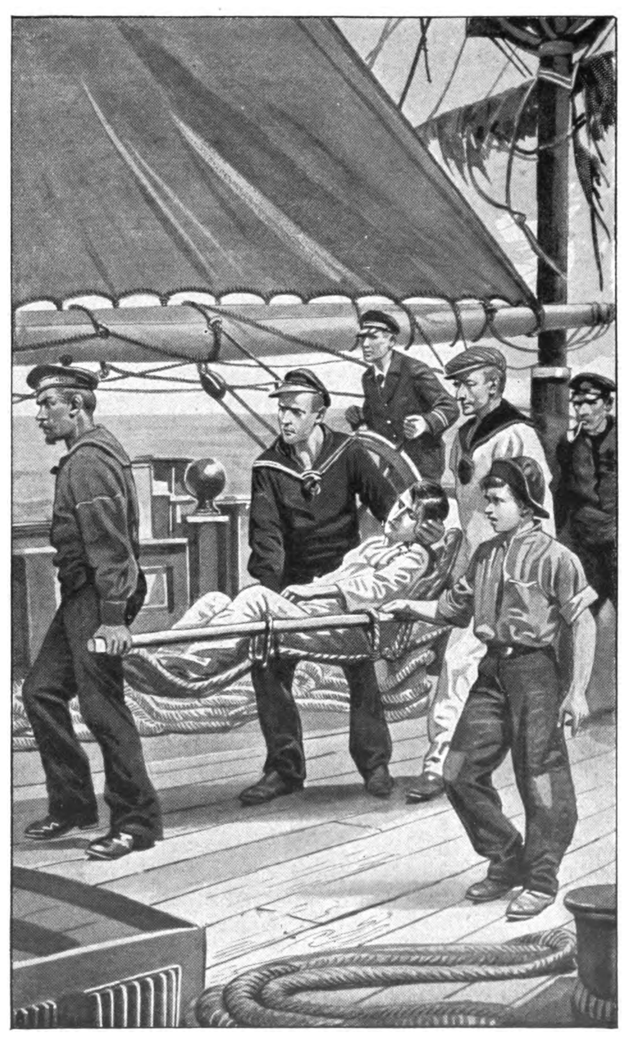
Zu beziehen durch alle Geschäfte,
▫ wo obige Plakate ausliegen. ▫

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Nur ein Traum“ von W. Granville Schmidt. (S. 12)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

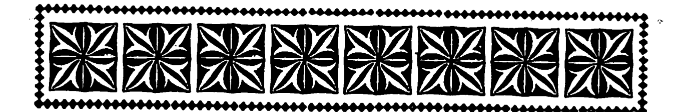
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen


Jahrgang 1914 · Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig

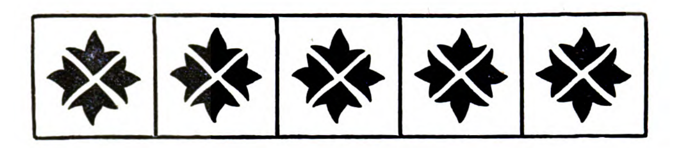
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite





Nur ein Traum.

Eine Seegeschichte von W. Granville Schmidt.

Mit Bildern von
Adolf Wald.

Wir lagen mit unserer Viermastbark „Port Caledonia“ an der Ladebrücke des chilenischen Hafens Talcahuano.

Unaufhörlich rollten die mit Guano gefüllten Kippkarren auf dem schmalen Eisengerüst der Brücke bis an das Schiff und entleerten ihren übelduftenden Inhalt in den Raum des Seglers.

Eine dünne, gelbliche Schicht bedeckte bald alle Gegenstände an Bord, und die Hafenarbeiter trugen zum Schutz gegen den für das Auge sehr schädlichen Staub sogenannte Guanobrillen.

Fast drei Wochen lagen wir schon in Talcahuano; aber heute noch wurde die Ladung beendet, und dann sollte die Heimreise angetreten werden.

Diese willkommene Aussicht erweckte im Mannschaftslogis große Freude, und obwohl uns noch reichlich ein Vierteljahr von dem Zeitpunkt der Ankunft in England trennte, schmiedeten die Leute doch schon eifrig Pläne, wie sie ihre Erholungszeit in der Heimat verbringen wollten.

Um so erstaunter war ich, als ich Jim, unseren alten Bootsmann, verdüstert, mit umwölkter Stirn auf dem Kettenkasten sitzend antraf.

Er hielt die erloschene Kalkpfeife lässig in der Hand und nickte nur schweigend mit dem Kopf, als ich neben ihn trat.

„Na, Jim," forschte ich scherzend, „ist dir die Petersilie verhagelt, weil die braunen Kerle das Deck so verdrecken — oder hast du gar Liebeskummer?"

Es war nämlich an Bord bekannt, daß sich Jim Brown trotz seiner fünfundvierzig Jahre noch mit der jungen, lebenslustigen Tochter seiner Logiswirtin in Dartford verlobt hatte und mit rührender Liebe an ihr hing.

Natürlich bekam er manchen gutmütigen Spott zu hören; aber er ging stets mit behaglichem Humor auf unsere Scherze ein, denn er wußte, daß wir ihn gern hatten.

Diesmal schien ihn aber doch sein Mutterwitz verlassen zu haben; denn er entgegnete gedrückt: „Liebeskummer werd' ich bald nicht mehr haben, Steuermann. Ich seh' meine Bessie ja doch nicht wieder!"

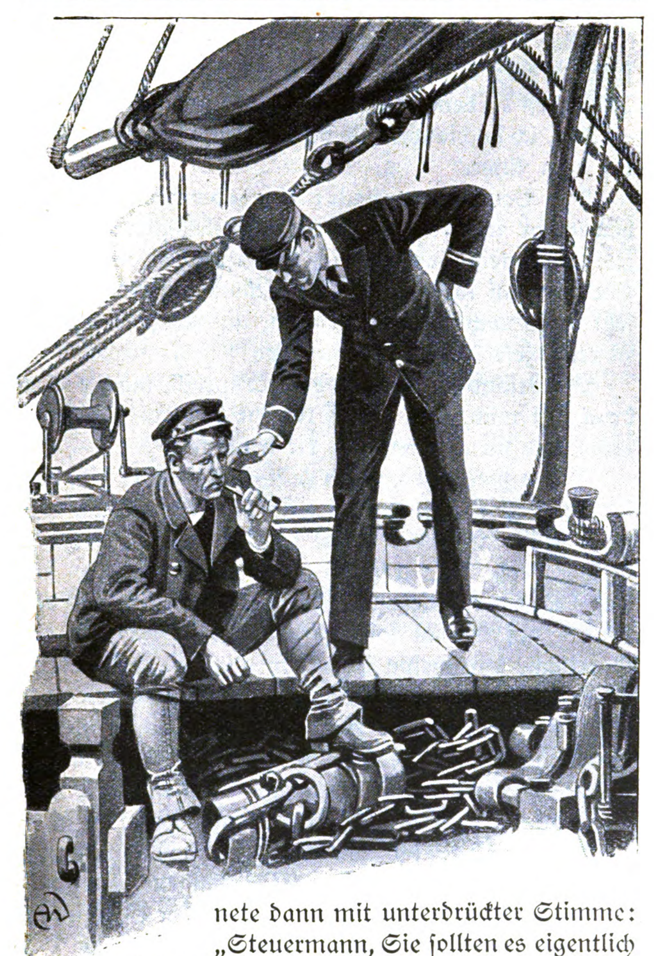
Das hatte so trostlos geklungen, daß ich ihm die Hand auf die Schulter legte und teilnahmvoll fragte: „Hast du schlechte Nachricht von Hause bekommen, Jim? Ist Bessie krank oder gar tot?"

„Sie nicht. Aber ich werd's bald sein!"

Jim Brown starrte wieder trübsinnig vor sich hin. Etwas verblüfft beobachtete ich ihn von der Seite. Was konnte er nur haben, er, der sonst einer der Lebenslustigsten an Bord war und der Krankheit gar nicht zu kennen schien?

Ich beschloß, der Sache energisch auf den Grund zu gehen. „Was ist denn nur los, Jim? Erklär dich doch genauer. Vielleicht können wir dir helfen."

Der alte Bursche schüttelte traurig den Kopf, und als ich noch weiter in ihn drang, blickte er sich scheu um, ob auch kein Lauscher in der Nähe weile, und entgeg-



nete dann mit unterdrückter Stimme: „Steuermann, Sie sollten es eigentlich nicht wissen und die anderen auch nicht, weil Sie da nicht dran glauben und mich nur auslachen. — Also, ich hab' einen Traum gehabt, und ich weiß, daß ich auf dieser Reise sterben muß.“

„Ach Unsinn, wer glaubt denn an Träume!“ entfuhr es mir ärgerlich, und neugierig setzte ich hinzu: „Was hast du denn nun wieder für Humbug geträumt? — Jim, ich dachte wirklich, du wärst etwas vernünftiger für dein Alter.“

Der Bootsmann machte eine abwehrende Handbewegung und meinte in leichtbeleidigtem Tone: „Was ich weiß, das weiß ich, Steuermann, und wenn Sie zehnmal nicht an Träume glauben wollen. Bis jetzt ist es noch stets eingetroffen, und deshalb sag' ich Ihnen, diese Reise ist meine letzte!“

Der bestimmte Ton, in dem er sprach, machte Eindruck auf mich, und etwas besorgt drängte ich: „Erzähle doch wenigstens, was dir träumte!“

Jim musterte mich mißtrauisch; aber als er sah, daß ich ernst blieb, erzählte er langsam, schwerfällig, wie es so seine Art war: „Wie ich vergangene Nacht in meiner Koje lag, träumte mir, uns begegnete auf hoher See der ‚Fliegende Holländer‘. Dann war das Wasser auf einmal wieder spiegelglatt, und auf der Oberfläche kam meine Bessie auf mich zu. Sie winkte mir mit der Hand. Aber wie ich einige Schritte vorwärts ging, um ihr die Hand zu reichen, verlor ich den Boden unter den Füßen und fiel tief und immer tiefer, bis alles schwarze Nacht um mich war.“

„Jim, du hast schlecht geschlafen und hattest Alpdrücken,“ tröstete ich ihn. „Wegen eines Traumes braucht man doch nicht den Kopf hängen zu lassen.“

„Es traf aber immer ein!“ beharrte er eigensinnig, und mutlos fügte er hinzu: „Der Traum sagt ja, daß ich mich von Bessie trennen muß, ehe ich ihr noch die Hand wieder schütteln kann.“

Jim Brown stützte den Kopf in die Hände und starrte wieder trübsinnig geradeaus.

Achselzuckend entfernte ich mich, denn ich wußte wohl, es hatte keinen Zweck, ihm seinen Aberglauben ausreden zu wollen; aber ich beschloß im stillen, während der Reise auf ihn achtzugeben.

* * *

Einige Wochen schwamm die alte „Port Caledonia" nun wieder auf hoher See, und ein günstiger Wind hatte uns rasch bis zum Kap geführt.

Der gewohnte Dienst an Bord beanspruchte wieder unser ganzes Interesse, und so vergaß ich bald, was mir der Bootsmann über seinen Traum und seine Befürchtungen anvertraut hatte.

In einer stürmischen Nacht wurden alle Mann an Deck beordert zum Segelbergen.

Es war Sitte an Bord, daß in Stunden der Gefahr auch der zweite und dritte Steuermann mit in die Takelage gingen.

So geschah es auch diesmal, und der Zufall wollte es, daß ich auf der Vorbramrahe neben dem Bootsmann zu stehen kam.

Schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen preßten wir die Fäuste immer wieder gegen die sich aufbuchtende Leinwand, und als wir das große Segel endlich geschlichtet hatten, rann uns trotz der grimmigen Kälte der helle Schweiß von der Stirn.

Gerade wollten wir uns nach dem Mast tasten, da hörte ich, wie Jim Brown, der am weitesten nach dem Rahnock zu stand, einen unterdrückten Schrei ausstieß und meinen Arm packte.

Unwillkürlich folgte ich mit den Augen der Richtung seines Kopfes. Unter uns brauste das Meer; wir konnten die weißen Schaumkämme heraufleuchten sehen. Aber vor uns — was war das?

Aus der Finsternis vor uns tauchte urplötzlich eine dunkle, wirre Masse auf — das Takelwerk eines anderen Schiffes.

Deutlich sahen wir die schlankaufstrebenden Masten, die Rahen mit ihren Pardunen und Sta-



gen und die noch stehenden Flächen der Untersegel.

Instinktiv duckten wir uns und schlossen die Augen, als fürchteten wir, das fremde, geheimnisvolle Schiff würde nun über uns hinwegrasen.

Blitzschnell spielte sich das folgende ab: Wir hörten ein Scharren, wie wenn ein schwerer Körper am Eisenrumpf unseres Schiffes entlang scheuerte; dann erscholl ein Splittern, Krachen, von irgendwoher ein dumpfer Aufschrei aus menschlichem Munde — und dann tiefe Stille, die nur vom Brausen des Meeres unterbrochen wurde.

Als wir, ganz verwirrt, die Augen wieder öffneten, herrschte die alte Finsternis; von dem fremden Segler war keine Spur mehr zu entdecken.

„Sehen Sie — mein Traum, Steuermann!“ raunte mir der Bootsmann zu.

Ich erwiderte nichts, aber mir zitterten noch die Knie, als ich die Pardunen hinabstieg an Deck.

Unten herrschte die größte Verwirrung. Die halbe Bagienrahe war zersplittert von oben gekommen, glücklicherweise ohne jemand zu verletzen.

Nachher lief mir der Bootsmann noch einmal in den Weg. Er sah bleich aus und meinte mit vor Erregung bebender Stimme: „Nun weiß ich's gewiß, Steuermann. Der erste Teil meines Traumes ist in Erfüllung gegangen. Das war der ‚Fliegende Holländer‘. — Das arme Schiff!“

„Lassen Sie mich in Ruhe mit solchen Dummheiten!“ brauste ich jetzt auf, denn die Leute waren sowieso schon durch den rätselhaften Vorfall nervös geworden, und ich fürchtete, daß sie der Bootsmann mit seinem Geschwätz ganz kopfscheu machen würde. „Das war ein richtiges und kein Geisterschiff!“

Natürlich glaubten die meisten an Bord nicht an eine Existenz des sagenhaften Unglücksschiffes; aber ebensowenig konnten wir uns einen Vers auf das Geschehene machen. Erst der kommende Morgen mußte Aufschluß bringen.

Das herannbrechende Tageslicht zeigte uns denn auch die Spuren des nächtlichen „Spuks“. Nicht nur die Bagienrahe war gebrochen — nein, die ganze Backbordtakelage hatte gelitten.

Kopfschüttelnd betrachtete der Kapitän die Verwüstung und gab dann Befehl, die Schäden, so gut es ging, auszubessern.

Gerade wollte er sich in seine Kajüte begeben, um nach der aufregenden Nacht ein Stündchen der Ruhe zu pflegen, da kam der Schiffsjunge atemlos herbei und meldete, daß unter der Back ein fremder Mann liege, der stark aus einer Kopfwunde blute.

Wir liefen unverzüglich nach der bezeichneten Stelle, und es zeigte sich, daß der Junge die Wahrheit gesprochen hatte; denn der Verwundete, der etwas versteckt unter der Back lag, gehörte tatsächlich nicht zur Mannschaft der „Port Caledonia“.

Vorsichtig legten wir ihn auf eine Bahre*), dann betteten wir ihn in eine freie Koje. Seine Wunde wurde vom Kapitän kunstgerecht verbunden.

Die Verletzung war nicht schwer; aber der Fremde hatte schon starken Blutverlust erlitten und lag in tiefer Bewußtlosigkeit.

Um die Mittagszeit erwachte er endlich, und als er sich genügend gestärkt hatte, machte er dem Kapitän folgende Angaben. Er sei ein französischer Matrose und heiße Emile Bourget. Das Schiff, worauf er angemustert hatte, war das Vollschiff „Maréchal Oudinot“ aus Nantes, von Cardiff mit Kohlen nach Santa Rosalia unterwegs. Der Sturm hatte in letzter Nacht die Positionslaternen zertrümmert, und so sei man zur Zeit des Zusammenstoßes ohne Lichter gefahren. Gleich

---

*) Siehe das Titelbild.

seinen Kameraden sei auch er zum Segelreffen nach oben gegangen und habe sich rittlings auf ein Rahnock gesetzt. Plötzlich habe er die Seitenlichter eines Schiffes bemerkt, das direkt auf den „Maréchal Oudinot“ zugehalten habe, und ehe er recht zur Besinnung kam, seien die Schiffe schon hart aneinander vorbeigestreift. Er habe nur noch gefühlt, wie ein Rahnock des fremden Schiffes ihn erfaßte und von seinem luftigen Posten herunterriß; dann sei er herabgestürzt und habe das Bewußtsein verloren.

Diese Aussagen des fremden Matrosen wurden sorgfältig ins Journal eingetragen; denn daraus ergab sich ja, daß der Franzose, weil er keine Lichter geführt hatte, allein die Schuld an dem Zusammenstoß trug, der diesmal noch ziemlich glimpflich abgelaufen war, aber ebensogut beide Schiffe hätte vernichten können.

Um Mittag traf ich beim Wachwechsel mit dem Bootsmann zusammen.

„Na,“ redete ich ihn scherzend an, „siehst du nun, Jim, was es mit deinem ‚Fliegenden Holländer‘ auf sich hat? Als eine ganz gewöhnliche alte Kohlenschute hat er sich entpuppt. Jetzt aber auch Kopf hoch! Ist der erste Teil des Traumes nicht eingetroffen, tut's der zweite erst recht nicht!“

Ich weiß nicht, ob ich mit meinen aufmunternden Worten viel Erfolg erzielte. Jedenfalls ging Jim Brown dem Franzosen weit aus dem Wege, obwohl sich Bourget im weiteren Verlauf der Reise als ein williger und fleißiger Matrose zeigte. Er schien durchaus nicht unzufrieden darüber, daß das Schicksal ihn auf so eigenartige Weise an Bord unseres Schiffes verschlagen hatte.

* * *

Sonderbar, wie elektrisierend das Wort „Heimat“ auf den Seefahrer wirkt, der vom fernen Lande kommend zuerst die weißen Kreidefelsen der englischen Kanalküste vor seinen Augen auftauchen sieht.

Auch den Leuten an Bord der „Port Caledonia“ erging es so, als an Backbord die Klippen von Dover aufstiegen. Ihre Wünsche eilten dem Schiffe voraus.

Nur einer machte eine Ausnahme — Jim Brown.

Je mehr wir uns unserem Bestimmungshafen näherten, um so unruhiger wurde er.

Endlich hatten wir die Themsemündung erreicht, ein Schlepper wurde engagiert, und der Lotse kam an Bord.

„Nun bist du doch wohl ruhig, Jim?“ meinte ich, als wir flußaufwärts fuhren.

„Wir sind noch nicht vor Anker!“ entgegnete er und heftete die Augen auf das spiegelglatte Wasser, das von zahlreichen Schiffen belebt war.

Sein Fatalismus begann mich nachgerade zu ärgern, und ich wandte ihm kurz den Rücken.

Gravesend, Tilbury und Greenwich wurden passiert. Leuchtend, im Glanze der sinkenden Sonne, tauchten in der Ferne die Kuppeln und Türme der Riesenmetropole London auf.

Die Ankunft der „Port Caledonia“ war in London nicht unbekannt geblieben. Das Schiff hatte drüben lange „geküstert“ und war gut zwei Jahre fort gewesen. Jetzt kamen viele Boote, in denen Verwandte unserer Mannschaft saßen, uns bereits entgegen, um uns auf der letzten Strecke das Geleit zu geben. Ein Winken und Tücherschwenken hinüber und herüber begann, und ich bedauerte ordentlich, daß meine Verwandten in Hamburg wohnten und mich daher niemand hier erwartete.

Auf einmal sah ich, wie über des Bootsmanns Gesicht, der etwas abseits von mir auf der Back stand, ein heller Schein flog, und wie er eifrig sein Taschentuch



hervorzerrte. Seitlich vor uns stand in einem Ruderboot aufrecht ein junges Mädchen. Sie hatte ihren Schleier abgenommen und ließ ihn grüßend im Winde flattern. Kein Zweifel, das war die junge Bessie, Browns Verlobte.

Mit einem Male geschah etwas Unerwartetes, Furchtbares.

Ein einziger lauter Schrei aus weiblichem Munde ließ mich erschreckt an die Reling eilen.

In einem Nu hatte ich die ganze Situation erfaßt. Ein Schlepper war in nächster Nähe in ziemlich schneller Fahrt vorübergefahren. Durch die verursachte Wellenbewegung gerieten die kleinen Boote stark ins Schwanken, und Bessie, die aufrechtstehend keinen Halt finden konnte, taumelte und stürzte kopfüber in den Strom.

Ehe ich noch einen Entschluß fassen konnte, fühlte ich mich beiseite gestoßen. Es war Jim Brown, der sich, die Braut in Lebensgefahr sehend, mit voller Kleidung von der hohen Back ins Wasser schwang.

Von allen Seiten eilten die Boote nach der Unfallstelle, und gleich darauf brachten die Insassen eines Vergnügungsbootes das junge Mädchen auch schon in Sicherheit.

Und unser Bootsmann Jim Brown?

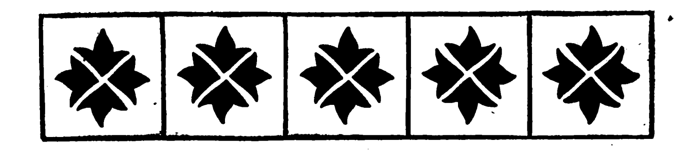
Als die Fluten über ihm zusammenschlugen, verschwand er, um nicht wieder aufzutauchen.

Ein Herzschlag hatte offenbar seinem Leben ein plötzliches Ende bereitet.

Als ich ging, um dem Kapitän Meldung zu erstatten, schoß es mir durch den Kopf: War es wirklich nur ein Traum gewesen?

Wer weiß es!





Der selige Major.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

Über den Kiesweg des Vorgartens schritt Frau v. Klüver dem Diener voran zu ihrer Villa.

„Es ist ein Brief für die Frau Baronin abgegeben worden vom Herrn Professor Stettenborn.“

Sie nickte und eilte die Stufen hinauf in ihr Gemach.

Da lag das Schreiben auf dem Tisch. Unter dem hellen Deckenlicht hob es sich blendend von der samtenen Decke ab.

Christas Blicke hafteten mit gespanntem Interesse an den steilen Schriftzügen, bevor sie den Umschlag löste. Dann las sie, vor Freude errötend:

„Ich werde mich morgen mittag gegen zwölf Uhr einfinden. Stettenborn.“

Er kam also! Nun sollte alles aus ihrem Herzen herausquellen, was sich sieben lange Jahre darin angestaut hatte an Hoffen und Enttäuschung, an Zukunftsangst und Mutterschmerz — alles, was die unväterliche Abneigung ihres Gatten zurückgedrängt.

Wundersam, wie ihre Phantasie, diese in Schlummer gehaltene Phantasie, erwachte in Erwartung

eines Mannes, den sie seit ihrer Kindheit nur einmal gesehen, einmal gesprochen, und dem dennoch ihre Seele mit aller ihrer Last und Not entgegeneilte.

In der Nacht hatte sie einen wunderlichen Traum, darin sich alles, was sie umgab, in Nebel auflöste und selbst der Fußboden unter ihr zu schwinden begann. Von ihrem eigenen Hilferuf war sie erwacht und sah mit Herzklopfen den jungen Tag am blassen Horizonte heraufziehen. —

Punkt zwölf Uhr ließ Professor Stettenborn sich anmelden.

Wie sie ihm entgegentrat, das goldleuchtende Haar in lockiger Fülle um die Schläfen gelegt, die Augen von langen Wimpern halb verschleiert, das liebliche Antlitz sanft gerötet in nie gefühlter Spannung, fuhr ihm der häßliche Klatsch der Majorin v. Kalau durch den Sinn. Diese Frau mit ihrer unbewußten Würde, diese Trägerin allersympathischster Reize sollte der Geistesfreiheit ermangeln. Eine Infamie, das nur zu denken!

Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er an seine Lippen drückte. Dann sprach sie. Er saß ihr zugewandt und hörte mit aufmerksamem Schweigen zu.

Christa wußte wohl, daß langatmige Vorgeschichten berühmten Ärzten eine Qual zu sein pflegen, aber diesen teilnehmenden Zügen gegenüber löste sich unwillkürlich der Bann ihres unterdrückten Seelenlebens, und jedes Wort, wie leise es auch über ihre Lippen glitt, enthüllte Stettenborn die tiefgründige Empfindungskraft dieses vereinsamten, in sich zurückgedrängten Frauenherzens.

Von den Tagen glücklicher Hoffnung sprach sie mit wechselndem Erröten und von der traumseligen Wonne, ihrem Kinde das Leben geschenkt zu haben.

Wie der Gedanke an das Geschlecht dieses Kindes nicht einen Augenblick ihr frischerwachtes Mutterherz beschlichen habe, wie sie mit allen Kräften die Arme nach ihm ausgestreckt und man es ihr nicht hineingelegt, ihr nicht gezeigt, bis die Wucht der Wahrheit sie stark genug fand, das Unausdenkbare zu ertragen, ohne es zu fassen.

Die Grenze, die sie innehalten wollte zwischen ihrem eigenen und dem Empfinden ihres Gatten, verwischte sich, je heißer und schneller der Blutstrom ihr zum Herzen drang — sie schwand gänzlich unter dem fragenden Blick, der bis in dieses drängende Herz zu tauchen schien und volle Klarheit heischte.

Da legte sie ihm auch diese letzte und qualvollste Wunde bloß. Da wußte er, daß sein Hiersein ein widerwilliges Zugeständnis war und daneben einen letzten Hoffnungsfunken entfachen sollte im Muttergefühl dieses ihn unwiderstehlich anziehenden jungen Weibes.

„Sie dürfen überzeugt sein," sagte er mit Nachdruck, „daß ich mein ganzes Wissen und Können diesem beklagenswerten Fall teilnahmvoll zur Verfügung stelle. Nur möchte ich auch zugleich die Kraft besitzen, Sie auf die Bahn zu leiten, die aus dem Schicksalsdruck hinausführt zur Selbstbefreiung, zur Widerstandskraft, der sich alle irdische Bedrängnis schließlich beugen muß. Es läßt sich der Anfang dazu finden in der Einsicht unseres Unvermögens, etwas durchzusetzen, was außerhalb der Möglichkeit steht, und in der Überzeugung, daß uns für die Lösung vieler Lebensrätsel der rechte Sinn immer fehlen wird. Wenn sich dieser Einsicht die zweite hinzufügt, daß wir dieses Unvermögen nicht als Vergewaltigung, sondern als eine natürliche Schranke zu betrachten haben, über die

wir uns nicht hinwegsetzen können, so erhalten wir die Kraft, die Bürde so weit zu ertragen, daß sie uns nicht dauernd wund drückt."

Sie hatte den Sinn seiner Worte wohl verstanden, und über ihre Wange rollte Träne um Träne.

Es zwang ihn, ihre Hand zu ergreifen, als ob er sie damit in sich aufrichten und gefestigt machen könnte. „Enttäuschte Hoffnungen," sagte er mit warmer Herzlichkeit, „dürfen uns ein Sporn sein, unsere Wünsche umzuwerten, das heißt, einen anderen Weg zu suchen, um Befriedigung zu erlangen. Ganz abhängig von einem Fehlschlag, und sollte er auch der schmerzlichste sein, darf sich kein Mensch machen lassen. Das Leben verlangt Willens- und Tatkraft von uns und bietet uns zugleich darin das Mittel, tiefe Wunden auszuheilen."

Sie hielt die Augen vor seinem Blick gesenkt. Wie auf ein dürstendes Feld fielen seine Worte gleich linden Tropfen nieder. Nie war der Aufruf zu einer höheren Lebensauffassung an sie ergangen, nie ein Hinweis auf die Möglichkeit, sich aus eigener Kraft zu ihr durchzuringen. Aber wo war diese Kraft? Sie hatte sie nicht. In ihr war alles müde und matt — oh, wie matt geworden in der verbitterten, verquälten Unzufriedenheit ihres Gatten.

Sie vermochte es nicht, ihre Finger aus Stettenborns Hand zu lösen. Sie dachte nicht einmal daran, daß er ihre Rechte mit festem Druck umspannte. Sie fühlte es nur wie einen warmen Strom in sich hinübergleiten, der ihre Gedanken zurückwandte in die Zeit, da sie sich selbst noch nicht verstand.

Verstand sie sich denn jetzt? Wußte sie, was im Geheimsten ihrer Seele sich unruhevoll bewegte unter Stettenborns Worten?

„Wollen wir jetzt zu der Kleinen hinübergehen?“

Sie schrak auf. Zum ersten Male war über das Bild ihres Kindes ein Schleier gefallen, der bei dieser Frage jäh zerriß. „Ja,“ sagte sie aufatmend. „Wir wollen gehen.“

Er hatte den Blick nicht von ihr gewendet. Also las er die Gedankentätigkeit auf ihrer Stirn, diese tastenden und suchenden Gedanken, die hilflos durcheinanderschwirrten.

Neben ihm schritt sie den Gang hinab. Vor der Tür hielt er sie noch einen Augenblick auf.

„Ich möchte um die Gunst bitten, neben dem Arzt auch den teilnahmvollen Freund jetzt in mir sehen zu wollen.“

Sie nickte. „Gewiß!“ Und wieder fielen seine Worte erquickend in ihr Herz.

Die Wärterin hatte die Bettstatt vor das Kaminfeuer gerollt, dessen Knistern und Prasseln das einzige Leben in diesem Raume zu sein schien.

Ein weißer Schleier lag über die Kissen gebreitet, um das blendende Licht der Flamme zu dämpfen. Ihr roter Widerschein spielte darauf, glitt hinauf und hinunter, als zupfe eine unsichtbare Hand an dem leichten Gespinst.

Stettenborn gab der Wärterin einen Wink, zurückzutreten. Frau v. Kalaus temperamentvolle Beschreibung ging ihm durch den Sinn, als er Schleier und Decke lüftete.

Christa war es, als hörte sie ihren Herzschlag durchs Zimmer hallen, als er sich über ihr Kind neigte. Nur einen Funken Hoffnung jetzt — und der unväterlichen Absicht ihres Gatten wurde eine Schranke errichtet. Sie wartete mit atemloser Spannung darauf. Jede

Bewegung, die Stettenborns Kopf und Hände machten, jede seiner Mienen verfolgte sie mit angstvoller Ungeduld.

Und jetzt richtete er sich auf, legte Schleier und Decke sanft zurück auf ihren Platz, strich einige Male langsam darüber hin und winkte der Wärterin, ihre Stelle wieder einzunehmen.

„Gehen wir wieder hinüber," sagte er, sich nach der Tür wendend, durch die sie ihm ohne Zögern voranschritt.

Durch den lichtblauen Salon, dessen reiche Ausstattung zu dem eintönigen Weiß des verlassenen Zimmers in farbefreudigem Gegensatz stand, huschte ein Sonnenstrahl vom Fenster her bis zu der Stelle, wo Christas fragender Blick in Stettenborns Augen zu lesen suchte.

„Wenn Sie gestatten, nehme ich noch einmal Platz," sagte er und ließ sich im Sessel neben ihr nieder.

Sie tat, wie er wollte. Die Hände hielt sie auf den Knien gefaltet, und der Sonnenstreif fiel wie ein goldenes Band darüber hin.

Das ahnte sie nicht, daß er bereits in ihre Seele gesehen und mehr darin gelesen hatte, als ihr selbst bewußt war, daß er die Quelle ihres Leides verfolgte über das versagte Mutterglück hinaus bis zum Ursprung, bis dahin, wo die Sehnsucht des Weibes nach Liebe und Liebeshingabe verborgen schlummerte. Für jeden Seelenkundigen stand das wie eine stumme Anklage und Klage in Christas Augen zu lesen.

„Herr Professor —"

Viel mehr als das empfindungslose Kind selbst beschäftigte ihn die Lösung des ehelichen Konflikts, dessen Ursache dieses Kind geworden war. Es wäre ihm unendlich lieber gewesen, angesichts der hoffenden Zuversicht in Christas Zügen unbeteiligt geblieben zu

sein, und zum ersten Male fühlte er eine Wechselwirkung von Sachlichem und Persönlichem in sich lebendig werden.

„Frau Baronin,“ sagte er, sich ihr voll zuwendend, so daß sie seinem Blick standhalten mußte, unwiderstehlich angezogen von dem sprechenden Ausdruck seiner dunklen Augen, „ich bin unter allen Umständen dafür, daß das Hinhalten mit falschen Hoffnungen ein Vergehen ist gegen die gesunde Vernunft, die immer die Kraft besitzt, sich mit der Wahrheit abzufinden — wenn es sein muß. Der Spruch: ‚Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt,‘ ist eine irreführende Täuschung. Nur der Mensch ist zu bedauern, der ohne eine solche Brille und Binde vor den Augen nicht leben könnte. Ich habe wohl nicht nötig, zu versichern, daß ich mit dem besten Willen an meine Aufgabe herangetreten bin, das Urteil meiner Kollegen zu berichtigen und in Ihrem Interesse womöglich umzustoßen. — Frau Baronin,“ fuhr er mit schonender Dämpfung der Stimme fort, „ich bin zu der Überzeugung gekommen, mich diesem Urteil anschließen zu müssen. Für Ihr Kind ist weder Hilfe noch Besserung zu erwarten.“

Als er sie heftig die Farbe wechseln sah, legte er die Rechte mahnend auf ihre gefalteten Hände, daß der Sonnenstrahl jetzt auch über seine Hand ein goldenwarmes Band ausspannte.

„Das wußten Sie ja auch vorher, und ich bitte Sie dringend, jeglicher Versuchung, ferner noch hoffen zu wollen, aus dem Wege zu gehen. Das Kind leidet nicht, aber Sie leiden — und es ist Ihre Pflicht, Unabänderliches mit Ergebung zu tragen. Unsere Unvollkommenheit zwingt uns diese Ergebung auf, nicht energielose, sondern charaktervolle Überzeugung

von der Unlösbarkeit harter und härtester Schicksalsrätsel."

Er sah ihre Lippen zittern unter unausgesprochenen Worten, die so rasch nicht flüssig werden wollten in ihrem bis zum Übermaß bedrängten Herzen.

„Lassen Sie neben dem Arzt auch den Freund zu Wort kommen," sagte er tiefbewegt von diesem sprechenden Bild schmerzlichster Ergriffenheit, ihre verschlungenen Hände sanft lösend, um den inneren Zwang in ihr zu brechen. „Schenken Sie mir die Genugtuung, mich als solchen betrachten zu dürfen."

Wie sie unter ihren Wimpern hervor sein Auge suchte mit einem Blick, der ihm die seelische Verlassenheit dieses jungen Weibes restlos enthüllte, fühlte er in nie empfundener Teilnahme seine Pulse schneller schlagen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie leise. „Mein Kind leidet also nicht?"

„Nein. Und es wird auch nicht leiden," sagte er, ihre Finger beruhigend an seine Lippen drückend. „Mein Wort darauf. Wenn Sie sich in diesen Gedanken versenken, wird die Last bedeutend erleichtert werden. Ihre Liebe ist die Sonne in diesem Traumdasein. Die soll ihm nicht entzogen werden, soweit ich es verhindern kann."

„Sie wollten dafür sprechen?" fragte sie mit banger Freude.

„Sicher. Ich werde mich sofort von hier zu Herrn v. Klüver begeben und mein Wort in die Wagschale werfen. Dieser Trost soll Ihnen nicht geraubt werden, solange ich dafür eintreten kann. Vorausgesetzt," fügte er mit gewinnendem Nachdruck hinzu, „daß Sie das zur Richtschnur Ihrer Gedanken nehmen, was ich Ihnen ans Herz legte."

Wie sie jetzt nebeneinander standen, zog es wie ein schwerer Traum über ihre Seele hin. Das Leben lag vor ihr wie ein weites, ödes Land, blumen- und fruchtlos.

Diesen in sich gekehrten Blick mochte Frau v. Kalau einstmals aufgefangen und freundlicherweise daraus Geistesunfreiheit gelesen haben. Stettenborn bewertete ihn anders. Er folgte ihm in das Unausgesprochene nach und legte seine stille Mitwissenschaft schonend darüber.

„Selbstverständlich stehe ich allezeit zur Verfügung," sagte er leise.

Es ging wie ein Erwachen über ihr liebreizendes Antlitz — kein allzu schnelles. Seine Stimme war wie ein Glockenton über das öde Land gegangen, wie einstmals die kleine Dorfkirche daheim ihr Sonntagsgeläut weithin erschallen ließ.

Was waren denn das für Gedanken gewesen, die in ihrem Herzen damals aufflatterten, wenn sie den Wiesenrain entlang zum Nachbardorfe schritt, das Gesangbuch in der Hand, den frisch gepflückten Strauß im Gürtel? Und es war ihr, als sei die kleine Welt, darin sie lebte, ein Märchenbuch gewesen, das nur Fröhliches erzählte und ihr Kinderherz beglückte. Ach ja, Fröhlichkeit und Glück, das waren damals ihre Gedanken gewesen, nun wußte sie es wieder. Und ein Lächeln glitt über ihre Züge, ein Lächeln der Wehmut über die schillernden Seifenblasen, die in nichts zerstoben und nur Tränen hinterließen.

Stettenborn unterbrach ihr Schweigen mit keinem Zeichen der Ungeduld. Wußte er dieses stille Lächeln auch nicht zu deuten, daß es einer tiefen Gefühlsregung entstammte, das fühlte er mit der unfehlbaren Macht der Sympathie.

„Verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit,“ sagte Christa, über sich selbst errötend. „Es ging mir ganz plötzlich etwas durch den Kopf — eine Erinnerung. Mitten hinein in vergangene Tage stellte sie mich.“

„Gewiß,“ sagte er herzlich. „Das ist eine bekannte Sache. Irgendwo in einer Gehirnzelle verborgen schläft eine Erinnerung, und durch den geringfügigsten Umstand, einen Duft, eine Farbe, einen Laut, wird sie plötzlich ausgelöst und erwacht. Es gehört das mit zu den Rätseln unseres Seelenlebens.“

Daß sie verstanden wurde, entflammte ihre Dankbarkeit von neuem. Die acht Jahre ihrer Ehe hatten sie gezwungen, alles in sich zu verschließen, was in ihrer Seele Widerspruchvolles und Unbegriffenes sich regte. Sie fühlte nun diese lange Zurückhaltung schwinden gleich der drückenden Spannung eines gewitterschwülen Tages.

„Ich bitte, über meine Zeit verfügen zu wollen,“ wiederholte Stettenborn, „wenn Sie glauben, daß ich irgendwie von Nutzen sein kann.“

Er wußte es selbst nicht, daß ihm diese Worte viel mehr bedeuteten als ein freundliches Entgegenkommen, daß sein hingezögertes Verweilen an Christas Seite ein vollkommener Widerspruch war gegenüber seiner sonstigen minutenberechnenden Gepflogenheit. Aber der sprechende Ausdruck ihrer Augen, durchleuchtet von innigem Vertrauen, fesselte ihn, den Vielerfahrenen, den Menschenkenner, unwiderstehlich.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles,“ sagte sie mit leiser Stimme, die ein Unterton durchbebte, dessen Ursprung sie nicht kannte. „Immer werde ich daran denken, daß mein Kind nicht leidet. Das ist der schönste Trost, den Sie mir geben konnten — darauf stütze ich mich. Nur noch das eine wenden

Sie von mir ab, das Schwerste. Niemals, niemals würde ich in eine Trennung willigen."

Er verneigte sich und küßte ihre Rechte. „Ich tue, was ich kann. Ein Mehr steht nicht in meiner Macht."

Die große Standuhr auf der Diele ließ ihre klangvolle Stimme ertönen. Er achtete nicht darauf. Hatte er sich nicht beinahe zu weit festgelegt mit seinem Versprechen? Und wieder war es Christas Bild, das ihn antrieb, für sie in die Schranken zu treten nach bestem Wissen und Können.

Der Freiherr, der diesem Besuche aus dem Wege hatte gehen wollen, erhob sich bei Stettenborns Eintritt sehr förmlich und gemessen. „Was steht Ihnen zu Diensten, Herr Professor?"

Da Stettenborn in ihm nichts weiter sah als den Baron Klüver, konnte dessen Persönlichkeit ihm nicht mehr Interesse abgewinnen als jeder andere, dessen Bekanntschaft zu machen er freiwillig oder unfreiwillig genötigt war. Allerdings konnte er sich gleich anfänglich dem Eindruck nicht entziehen, daß die Jugend und Anmut der Baronin, insonderheit ihr zartes Empfinden in Widerspruch standen mit der Wesensart und Altersstufe ihres Gatten. Indessen wenn diese Gegensätze nur am Äußeren hafteten und nicht tiefer hinabstiegen ins Seelische, hatte er sie oft genug durch Neigung und Vertraulichkeit ausgeglichen gesehen. Anders jetzt, da er das Band, das beide hätte verbinden sollen, zum Gegenstand eines traurigen Zwistes werden sah, da gewann auch die Persönlichkeit des Freiherrn für ihn Interesse.

„Ich komme von Ihrer Frau Gemahlin," sagte Stettenborn mit ruhiger Bestimmtheit, „und halte es für meine Pflicht, Ihnen das Ergebnis meiner Unter-

suchung des Kindes mitzuteilen. Unter Männern läßt sich darüber offener sprechen als angesichts der Herzensnot einer Mutter."

Herr v. Klüver, dessen Nerven von diesem Thema sogleich in Aufruhr gerieten, zuckte sichtlich zusammen. „Wenn meine Frau sich zu meiner Ansicht bekehren könnte," sagte er, die Hand bewegend, als schöbe er etwas von sich, „würde es uns leichter geworden sein, die Bosheit des Schicksals zu ertragen."

„Ich habe keine Bedenken gehabt," fuhr Stettenborn mit derselben Ruhe fort, „Ihrer Frau Gemahlin die gänzliche Aussichtslosigkeit des Falles klarzulegen —"

„Haben Sie?" fiel Klüver lebhaft ein, und sein mattes Auge lebte auf, als er dem Professor seine Rechte entgegenstreckte. „Aber haben Sie auch die Gewißheit, daß sie davon überzeugt ist?"

„Ich glaube — ja!"

„Nun dann haben Sie also das fertig gebracht, was mir seit Jahren die Ruhe meiner Nächte und die Behaglichkeit meiner Häuslichkeit zerstört," sagte der Freiherr, aus gemessenster Zurückhaltung in fast fieberhafte Mitteilsamkeit verfallend, wobei sich auf seinen farblosen Wangen eine fleckige Röte zeigte. „Ich will Sie nicht behelligen mit dem, was diese — dieser Fall hinsichtlich meines Namens und Familienerbes bedeutet. Über die Mißstände, die er gezeitigt und mir aufgedrungen hat, will ich schweigen. Ich will nur das mir eigentümliche Empfinden äußern, will es endlich anerkannt sehen." Er hielt den Kopf eine Weile gesenkt, dann erhob er ihn wieder und sagte mit einem Ausdruck, der die Grenze des Fanatismus hart streifte: „Ich kann an das — da drüben nicht denken ohne Grauen und Bitterkeit. Sie werden sagen, es sei weit genug von mir entfernt. Gut, aber nicht weit genug, um

mich nicht ständig an sich zu erinnern. Es tritt, obwohl ich seit Jahren ihm fernblieb, unausgesetzt vor mich hin, es stört mir jede Voraussicht, es hemmt meine Gedanken, es frißt an meinem Leben, es verfolgt mich —“

Er brach mit hartem Räuspern ab, als versperre ihm etwas die Sprache.

„Herr Baron,“ sagte Stettenborn, das forschende Auge fest auf ihn richtend, „ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Zeitpunkt nahe ist, der Ihnen Ruhe und Frieden zurückgeben wird. Mißbildungen wie diese überschreiten ein gewisses Alter nicht — und die Grenze ist nahe gerückt.“

Klüver fuhr zusammen. Er preßte seine Hand gegen die Stirn. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Was ich Ihrer Frau Gemahlin anzudeuten nicht für richtig hielt, was hingegen zu Ihrer Kenntnis kommen muß in Ihrem eigensten Interesse und im Interesse Ihrer Frau Gemahlin, die sich der Überführung des Kindes in ein Krankenhaus mit aller Energie ihres Mutterherzens widersetzt. Ich betone das ausdrücklich, denn es bedeutet eine Schädigung der Gesundheit der Baronin, sie in die Notwendigkeit eines Widerstandes zu versetzen.“

Die Stirn des Barons verfinsterte sich bei diesen Worten. Kalt und mißtrauisch maß er Stettenborn mit den Blicken. „Angesichts meiner Empfindungen, die ich Ihnen klarlegte, erscheint es sonderbar, Sie vor möglicherweise eintretenden, jedenfalls vorübergehenden Störungen des Gesundheitszustandes meiner Frau warnen zu hören. Wenn Sie mir den Beweis liefern können,“ fuhr er mit sich steigernder Ungeduld fort, „daß es in diesem Fall betreffs der Unterbringung und Pflege einen Unterschied gibt, ob hier oder dort,

nahe oder fern, wo meine Vermögensumstände dafür haften, daß keinerlei Versäumnis geschieht —“

Er brach ab, und in seinem erregten Mienenspiel las Stettenborn, wie sich alles in ihm gegen diese Unterredung sträubte.

„Herr Baron,“ sagte er mit unabweisbarem Nachdruck, noch einen Schritt näher an ihn herantretend, „ich ergänze das vorhin Gesagte dahin, daß das Leben des Kindes ein Jahr nicht mehr überschreiten wird, daß aber Umstände eintreten können, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt schon vorbereiten, die ein schnelles, ein ganz plötzliches Ende herbeiführen. Wenn die Überwindung, die Sie bis jetzt geübt haben, diese kurze Spanne Zeit noch überdauert, so wird Ihrer Frau Gemahlin der herbste Schmerz erspart bleiben.“

Der Freiherr fuhr hastig auf, als seien seine Gedanken nicht mehr bei Stettenborns letzten Worten gewesen. „Wie lange sagten Sie? Ich glaube, ein Jahr vernommen zu haben?“

„Ein kurzes Jahr.“

„Und das — dafür können Sie einstehen?“

„Zuverlässig. Die Natur ist dann doch barmherzig und macht ein Ende. Die Erfahrung lehrt es.“

„Und wenn die Erfahrung irrt?“

„Sie irrt nicht.“

Klüver wandte sich ab. Seine hohe, gebeugte Gestalt schritt über die Stelle hin, wo sein Vetter Vollrad ihn einen ausgemachten Narren genannt, und bitterster Groll zog tiefe Falten um seine Mundwinkel. Er drückte die Hand gegen die Schläfen. Plötzlich sah er jäh um sich und auf Stettenborn, dessen Gegenwart er ganz vergessen zu haben schien. „Herr Professor,“ sagte er mit zurückgewonnener Haltung, „ich danke

Ihnen für die Mitteilung Ihrer ärztlichen Begutachtung. Sie wird mich beschäftigen sowohl in meinem Interesse als im Interesse meiner Gattin."

„Das hoffe ich bestimmt, Herr Baron. Sie können für beide Teile das Beste daraus ziehen."

Weiter konnte er nicht gehen, wenn auch Christas Bild, wie sie ihm hoffnungsvoll ins Auge gesehen, treibend vor seiner Seele schwebte. Dies war die Grenze.

Er verneigte sich grüßend und schloß hinter sich die Tür.

Der Freiherr sah ihm unter zusammengezogenen Brauen nach. Dieses stete Angeschautwerden war ihm überlästig geworden. Er fühlte sich matt und von Gliederzittern befallen, der geistigen Spannkraft beraubt. In seinen Arbeitssessel zurückgelehnt, starrte er trübe vor sich hin. Diese ihn immer wieder überfallende Schlaffheit hinderte ihn wie eine gelähmte Hand.

Es gab ein Mittel, dieses Unvermögen zu beseitigen. Vor Jahren hatte es ihm zur Linderung neuralgischer Schmerzen gedient. Danach war es in Vergessenheit geraten. Aber dann kam eine Stunde, wo seine seelische Verfassung auch seine Körperkraft so herunterdrückte, daß er, an ihrer Wiedergewinnung verzweifelnd, sich dessen erinnerte, was ihm einstmals wohlgetan.

Jenes finstere Etwas, das Christa in jener Mondscheinnacht über die weißschimmernden Gartensteige zwischen den dunklen Büschen zum Hause heranschleichen zu sehen glaubte, darauf sie in Ahnungsscheu hinstarrte, ließ Klüver die Schublade öffnen und das verderbliche Heilmittel zur Hand nehmen.

Die Wunderwirkung, die ihm das Morphiumgift bereitete, der jähe Aufschwung, den es seinem Geiste

verlieh neben einer körperlichen Elastizität, die ihn verjüngte, trieb ihn zu einer steten und gesteigerten Wiederholung.

Scheu, im Bewußtsein des Vergehens gegen sich selbst, verschloß er dies Geheimnis tief und fest vor aller Mitwissenschaft. Stettenborns forschende Augen hatten heute an seinen Nerven mehr noch gezerrt als der Gegenstand ihrer Unterredung. Sie hatten ihm, der sonst in unbeugsamem Selbstgefühl anderen gegenübertrat, Furcht eingeflößt, die Furcht, erkannt zu sein.

Aber dieses Fürchten, wie sehr es auch die Niederlage seines Geistes und Körpers beförderte, konnte die Sehnsucht nach dem Zaubergift nur vermehren.

Der Freiherr streifte den Ärmel zurück — ein leichter Stich, der Tropfen kam ins Blut — und die Unfähigkeit wandelte sich in trügerische Kraft.

— — — — — — — — — — — — — —

Stettenborn war der Gedanke durch den Kopf gegangen, der Baronin Mitteilung zu machen von dem Ergebnis seiner Unterredung. Er drängte ihn zurück als aussichtslos und unberechtigt, nahm aus den Händen des Dieners Pelz und Hut entgegen und verließ die Villa, um einen Einblick bereichert in die glanzvolle Not so manches anscheinend bevorzugten Menschendaseins.

Unter dem lärmenden Gezänk der Spatzenscharen im kahlen Lindengezweig schritt er durchs Gittertor den Weg zur Stadt zurück. Der Wind hatte sich nach Norden gedreht und wehte ihm frisch entgegen. Weiße Flöckchen, scharf wie Nadelspitzen, umstrichen sein Haupt. Sie nestelten sich in Bart und Pelzwerk gleich glitzernden Diamantensplittern und prickelten auf Stirn und Wangen gesunde Winterröte hervor.

Stettenborn achtete dessen nicht. Er hatte an so vielen

Stätten des Kummers und der Not gestanden, so viele Mütter erhoben schon zu seiner Hilfe die flehenden Hände, so viele Gatten und Väter stützten sich auf seine Kraft. Wann wäre ihm nicht der Menschheit ganzer Jammer entgegengetreten an ungezählten Krankenbetten! Und wie oft hatte er nicht den Kopf geschüttelt und hoffendes Drängen zur Ergebung verwiesen! Warum denn jetzt die unruhevolle Anteilnahme an diesem gänzlich aussichtslosen Fall? War es denn nicht Torheit, sich zum Schirmer bedrohter Rechte aufzuwerfen, die auf dem Boden des Gesetzes, dem väterlichen Rechte gegenüber, in nichts zusammenfielen? Weichliches Mitgefühl war sonst nicht seine Sache, und doch hatte er Christas Hand mit tiefem Mitleid heute umschlossen und ihren vertrauensvollen Dank zu seinen schönsten Erfolgen gezählt.

Warum? Wie kam das über ihn? —

„Guten Morgen, Herr Professor! Eigentlich gesegnete Mahlzeit! Ich glaube, es ist höchste Essenszeit.“

Bärbel stand hinter ihm, das Gesicht vom raschen Lauf reizend gerötet.

„Besten Dank!“ sagte er, aus seinem Sinnen aufgestört, und hielt den Schritt an. „Ich ahnte nicht —“

„Ich sah Sie schon, als Sie die Villa Klüver verließen,“ sagte Bärbel. „Sie waren aber so versunken, daß Sie mich gar nicht bemerkten und ich mich schließlich in Galopp setzen mußte. Mama hat heute Migräne, deshalb laufe ich allein herum. Können Sie ihr nicht etwas geben, damit sie wieder zum anständigen Menschen wird?“

Er mußte lächeln. „Geben? Gewiß! Aber für die Wirkung stehe ich nicht ein. Ist es denn so schlimm?“

„Na, ich danke!“

Er mußte abermals lächeln. „Soll ich Ihnen etwas aufschreiben — ohne Garantie, daß es hilft?“

„Ja,“ sagte sie, und ihre dunklen Augen leuchteten schelmisch auf. „Ich kann es ja als Autograph betrachten.“

„Sammeln Sie?“ Es war ihm lieb, von seinen Gedanken abgelenkt zu werden.

„Rezepte — wie die gute Rätin Breunicke?“ rief sie lachend. „Wenn Sie das noch mal von mir denken —“

„Na, was dann?“ fragte er, auf ihren Scherz eingehend.

„Würde Ihnen etwas daran liegen, wenn ich sagte: dann sind wir geschiedene Leute?“

„Untröstlich würde ich sein.“

Bärbels Blicke senkten sich einen Augenblick. „Waren Sie bei Klüvers zu Besuch?“

„Ärztlich.“ Er glaubte sie zu verstehen und einen Stich herauszufühlen. „Ich war schon oft im Begriff, Ihrer Frau Mutter einen Antrittsbesuch abzustatten, aber —“

„Und warum sind Sie nicht gekommen?“ fiel sie hastig ein.

„Habe keine Zeit gehabt. Jetzt hoffe ich es nachzuholen.“ Er konnte nicht sagen, daß ihm Frau v. Kalau durchaus keine Sympathie eingeflößt hatte, als sie Christa v. Klüver im Handumdrehen geistig minderwertig gemacht. Das Thema wechselnd sagte er in scherzendem Tone: „So leicht wie für eine gewisse junge Dame gestaltet sich mein Dasein nicht.“

„Haben Sie schon einmal in mich hineingeguckt, um zu wissen, wie es drinnen bei mir aussieht?“ fragte sie hastig. „Weil ich manchmal ein bißchen Ulk mache und moralische Nasenstüber austeile, weil ich das Leben in diesem Städteparadies auf die leichte Achsel nehme und nicht die liebe Unschuld vom Lande spiele, meinen Sie, der Ulk und das Blech wäre ich ganz und gar? Ich

bin hier dem Verhungern und Verdursten nahe — ja, wonach denn eigentlich?“ unterbrach sie sich lachend.

„Lesen Sie viele Romane?“ fragte Stettenborn stehenbleibend, um ihr ins Auge zu sehen. „Scheint mir fast so. Romane mit dem interessanten Fragezeichen hinten und einem dunklen Punkt in der Mitte! Es kommt nämlich vor, daß sich in jungen Köpfen dabei Begriffsverwechslungen einstellen in betreff des Hunger- und Durstgefühls.“

Sie war leicht errötet. „Ach, woher denn! Ich habe schon ganz richtige Begriffe. Übrigens bin ich zwanzig Jahre alt — zu meiner Mutter Entsetzen.

Er reichte ihr die Hand. „Das ist nett, daß Sie nicht bei den achtzehn stehen bleiben — wirklich großzügig! Das ist eine meiner schwersten Nöte, das richtige Alter bei meinen Patientinnen festzustellen. — Allerdings,“ setzte er liebenswürdig hinzu, „wenn man so aussieht wie Sie, kann man selbst die böse Dreißig ruhig zugeben.“

Ein lichter Glanz kam in ihre Augen. „Freut mich. Und weil Sie das so hübsch gesagt haben, will ich Ihnen auf dem Basar eine Rose ganz für umsonst ins Knopfloch stecken.“

„Danke schön. Und nun gute Besserung für die Frau Mama!“

Bärbels Hand lag noch in der seinen. Ihm war, als fühlte er ihre Wärme durch die Handschuhe dringen.

„Also auf Wiedersehen!“ sagte sie, und zwischen ihren roten Lippen schimmerten die weißen Zähne absonderlich reizvoll. „Ich werde meine Mutter auf das große Ereignis vorbereiten, wenn sie wieder salonfähig geworden ist.“

Sie zog ihre Hand zurück und eilte davon.

Daß sie bildschön war, verkannte er keineswegs, und

zwar so wenig, daß er nicht umhin konnte, es zu bedauern, in ihr Frau v. Kalaus Tochter zu sehen. Es wollte ihn bedünken, daß diese Mutterschaft mehr Gefahr als Schutz bedeutete und einer leidenschaftlichen Natur so wenig Richtschnur zu sein vermochte, wie sie der eigenen Veranlagung Zwang aufzulegen imstande war.

Bärbels Gang nach Hause hatte etwas Beflügeltes an sich. Zierlich wie eine Bachstelze schritt sie immer dahin, heute war es noch dazu, als federe der Boden unter ihren Füßen. Und dazu erstrahlte ihr Antlitz in verträumtem Glanz.

Genau an derselben Straßenecke, an der die Majorin mit dem Federhut der Kommerzienrätin zusammengestoßen war, stieß Bärbel auf eine Gestalt, die von der Begegnung so gefesselt ward, daß sie ihr gegenüber ruhig stehen blieb, ohne Platz zu machen.

„Ach so!“ sagte sie, die Lippen leicht verziehend. „Bitte! — Oder soll ich erst wieder nötigen: Nur vorwärts, Sie Muster von Schönheit! Platz ist für sechs da.“

Arnolf Mertens rührte sich nicht. In den Tagen, die zwischen jenem ersten Wiedersehen lagen, war der Entschluß fest und fester in ihm geworden, eine Aussprache zu erzwingen, mochte sich dagegen stemmen, was da wollte.

„Sie haben mich fühlen lassen, daß ich auf Schonung Ihrerseits nicht zu rechnen habe. Und wenn ich auch zugeben muß, daß ich anscheinend nichts Besseres verdiene, so —“

„Anscheinend ist gut,“ warf sie spöttisch ein.

„Fräulein v. Kalau,“ sagte Arnolf, den Einwurf nicht beachtend, „die Lage, in der ich mich Ihnen gegenüber befinde, zwingt mir die Bitte auf die Lippen, mir

einmal Gehör zu schenken — einmal nur. Und das, was Sie an mir verurteilen, wird Entschuldigung finden. Geben Sie mir Gelegenheit dazu, oder," setzte er erregter hinzu, „gestatten Sie mir, daß ich sie finde."

Ihre Blicke hatten sich von ihm abgewandt. Neben ihm sah sie im Geist Stettenborn stehen, wie er von ihrer Schönheit sprach — und ein heißes Flimmern stieg von ihren Augen auf. Sie hatte einmal gelesen: Wenn ein Mann ein Weib schön findet, will er es auch besitzen. Dieser Gedanke schoß mit der Plötzlichkeit einer Stichflamme hervor, blendend und versengend. Der Atem zerpreßte ihr einen Augenblick die Brust, daß sie die Lippen öffnen mußte, um Luft zu schöpfen.

„Sie antworten mir nicht?" fragte er mit schmerzlichem Vorwurf.

„Was wir beide uns zu sagen haben" — Bärbels Stimme zitterte noch unter der wonnigen Bezauberung, die über sie hingerieselt war — „bedarf keiner langen Vorrede. Die Geschichte ist ganz einfach: Sie haben von uns nichts mehr wissen wollen. Jetzt ist die Reihe an uns, dasselbe zu tun. Wurst wider Wurst."

„Sie irren sich," sagte er hastig. „Wenn ich Sie aufgeklärt haben werde —"

In diesem Augenblick ging Frau Breunicke mit ihrer Tochter Meta auf der anderen Seite der Straße vorüber, und Bärbel lachte hell auf. Die Frau Justizrätin machte große Augen, als sie des Paares ansichtig wurde, und Fräulein Meta errötete unmäßig unter ihrem züchtigen Schleier.

„Gehen Sie hinüber — schnell!" sagte Bärbel, ihr lockiges Haar von der Stirn streichend. „Machen Sie eine Glückliche! — Und viel Vergnügen!"

Sie drehte sich gewandt auf dem Absatz herum und eilte davon. — — —

Frau v. Kalau hatte mit Hilfe starken Kaffees den Migräneanfall überwunden und hörte nun mit Entsetzen, was ihre Tochter an unvorsichtiger Torheit geleistet.

„Bärbel,“ sagte sie, ihre gefalteten Hände vor sich hin streckend, als flehe sie unsichtbare Mächte um Hilfe an, „bist du denn von aller Vernunft verlassen? Das kann doch ein Maulwurf sehen, wie verliebt Arnolf in dich ist. Oh, denke doch an den Triumph, den du über diese Pute Meta feiern kannst! Denke doch an den Ärger, den du allen Neidsäcken hier bereitest! Denke an das viele Geld! Was einem nicht gegönnt ist, Bärbel, das schmeckt immer am besten. Ich kann wohl sagen, daß der Neid meiner Freundinnen damals, als dein Vater um mich warb, eine der schönsten Empfindungen für mich war — neben der Liebe natürlich.“

„Sie können mir alle gestohlen werden,“ sagte Bärbel, ihr Kleid für das Basarfest aus dem Schrank nehmend, und pfiff dazu wie ein Rohrspatz.

„Du wirst ihn anhören — ich beschwöre dich!“ rief die Majorin. „Er sucht nur die Gelegenheit, sich zu erklären. Oh, Kind, wie furchtbar schwer ist es für ein armes Mädchen, solche Partie zu machen! Glaube doch nicht, daß die Mädchen heutzutage studieren und amtieren bloß aus Neigung zum Beruf. Sowie einer kommt, heiraten sie drauf los.“

„Meinetwegen! Ist mir ganz egal, Muttchen!“ sagte Bärbel, ein rosa Schärpenband an die Wange drückend. „Seide ist doch zu mollig!“

„Als Arnolfs Frau kannst du dich in Seide dreimal einwickeln,“ versicherte Frau v. Kalau. „Dir gegenüber wird er immer ein Pantoffelheld sein — glaube mir's. Ich darf wohl sagen, daß selbst dein seliger

Vater trotz seiner Schneid von mir um den Finger zu wickeln war."

„Außer wenn er kratzbürstig wurde," rief Bärbel lachend. Und dann stieg ihr das Blut wieder heiß zum Herzen. „Stettenborn kommt, um uns zu besuchen."

„Du wirst nicht dumm sein, Bärbel — hörst du? Wenn Arnolf es so einrichten kann, wie er möchte, dann hörst du ihn an. Ich will es gestehen, daß ich mich zuerst auch etwas gesperrt habe vor dem Antrag deines seligen Vaters — und im allgemeinen ist das den Männern auch gar nicht unlieb. Aber zu weit darf es nicht gehen. Es kühlt sonst ab — und man kann leicht das Nachsehen davon haben. Also, wenn er dich findet, dann —"

„Dann?" Bärbel lachte und biß einen Faden ab.

„Dann nimmst du ihn!"

„Und die lieben, freundlichen Alten?" fragte Bärbel, vor den Spiegel tretend.

„Wir ehren das Alter und die Schwiegereltern von Herzen gern," sagte Frau v. Kalau voll Würde. „Wenn sie es aber darauf anlegen, lästig zu werden, besinnen wir uns auf unsere Rechte. Du brauchst dir kein Beispiel an Meta Breunicke zu nehmen, die wie eine Katze um Kommerzienrats herumscharwenzelt und sich tätscheln läßt. Wie ich denn überhaupt die Art der guten Breunicke, ihre Tochter auf den Geldsack zu setzen, verächtlich und abscheulich finde. Es fehlt der Familie die Noblesse, wenn er als Notar und Rechtsverdreher auch Geld genug zusammenrabuschert hat. Man wirft sich nicht jemand an den Hals —"

„Besonders nicht, wenn er so verschrumpelt und verhutzelt ist wie der alte Mertens," rief Bärbel hell auflachend. „Muttchen, du bist zum Heulen!"

„Also, du versprichst es mir," sagte die Majorin mit

flehendem Nachdruck, „wenn Arnolf dich allein gefunden hat, wie oder wo immer, ihn freundlich anzuhören! Bärbel, ich habe meine Gründe, darauf zu bestehen. Es ist die Frucht meiner schlaflosen Nächte."

„Na, also — gut! Machen wir! Laß ihn nur loslegen!" sagte Bärbel lustig. „Wenn er aber dabei von mir ein paar über den Schnabel kriegt — Laß nur, Muttchen! Ich will schon stillhalten. Bist ja mein gutes, urkomisches Muttchen!" —

Einen Tag darauf erschien Stettenborn in der Hoffnung, nur seine Karte abgeben zu müssen. Aber es war die Majorin selbst, die dem Briefträger zu öffnen glaubte und den Arzt selbstverständlich nun wortreich näher zu treten bat.

Zwar hatte die „Frucht ihrer schlaflosen Nächte" den Gedanken an das zweite Eisen im Feuer etwas verwischt, aber es verursachte ihr doch ein angenehmes Gefühl, einen heiratsfähigen Junggesellen über die Schwelle treten zu sehen.

Bärbel, die auf dem Fenstertritt, eine Zigarette zwischen den Lippen, vor sich hin träumte, sprang wie elektrisiert in die Höhe und eilte dem Professor entgegen. „Willkommen!" rief sie, und die Überraschung, den vor sich zu sehen, der der Inhalt ihrer Träumerei gewesen war, zauberte eine strahlende Freudefärbung über ihr schönes Gesicht.

Er hielt ihre Hand scherzend fest. „Ich wollte mir nur erlauben, an die Rose zu erinnern, die Sie mir für mein Knopfloch ‚für umsonst' versprochen haben."

Wie sie so beieinander standen, überlegte Frau v. Kalau einen Augenblick, ob es sich nicht empfehlen würde, hier die Vorsehung zu spielen — aber sie schwenkte doch wieder nach der anderen Seite ab.

„Sie rauchen?" fragte Stettenborn, als Bärbel den

Rest der Zigarette mit einem geschickten Wurf in den Ofenvorsetzer beförderte.

„Leider!“ sagte die Majorin lächelnd. „Ich hoffe, ihr einstiger Gatte wird es ihr wieder abgewöhnen.“

„Da bist du aber schief gewickelt, Muttchen,“ sagte Bärbel mit gutem Humor. „Eher würde ich ihm das Rauchen abgewöhnen. — Finden Sie es etwa nicht hübsch?“

„Offen gestanden — nein! Frauenlippen sind viel zu reizend, als daß sie nach Tabak duften sollten.“

Sie errötete. Unwillkürlich sah sie auf seine Lippen und fragte hastig: „Aber Sie rauchen doch selbst?“

„Nicht viel. In meinen Mußestunden — und deren sind wenige.“

„Na also! Was dem einen recht ist, bleibt dem anderen billig. Frauennasen könnte der Tabaksduft ja auch unangenehm sein.“

„Bewahre!“ scherzte er, nun einen kleinen Verdruß heraushörend. „Das sind nur ganz hypernervöse Damen, die daran Anstoß nehmen. Dazu gehören Sie, dem Himmel sei Dank, sicherlich nicht.“

„Die heutige Mädchenwelt,“ fiel Frau v. Kalau vielsagend ein, „will gar keinen Unterschied der Geschlechter mehr anerkennen. Ich bin nicht damit einverstanden. Mein seliger Mann betete die Weiblichkeit an. Ich kann wohl sagen, daß ich seine Anschauungen jetzt erst recht begreife, wo die Jugend so stürmisch andere Wege geht.“

Nun war selbst ihm die Rauhbeinigkeit und Schnauzbärtigkeit des einstigen Majors v. Kalau so weit zu Ohren gedrungen, daß Stettenborn nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte. „Ich bete sie nicht gerade an wie Ihr Herr Gemahl,“ sagte er höflich. „Ich ehre und schätze sie.“

„Wie schön!“ rief die Majorin mit einem auffordernden Blick auf ihre Tochter, sich ihrer Liebenswürdigkeit anzuschließen.

„Langweilig!“ sagte Bärbel mit schneller pochendem Herzen. „Ehren und schätzen kann ich einen alten Bücherwurm auch und schließlich auch noch die alte Schwarte selbst, wenn die Würmer ordentlich darin gehaust haben.“ Sie lachte. „Geehrt und geschätzt kann man werden bis in Methusalems Alter hinein.“

Stettenborn stimmte in das Lachen mit ein, während Frau v. Kalau halb bewundernd, halb mißbilligend den Kopf schüttelte.

„Du bist zu feurig, Bärbel!“ sagte sie. — „Es ist ihr väterliches Erbteil, Herr Professor. — Du verlangst zuviel vom Leben! — Aber das ist ganz natürlich, Herr Professor. Wenn jemand so gefeiert worden ist wie sie! Nicht zu glauben, was sie in Berlin mit dem Kinde angestellt haben. Ihnen darf ich es verraten, Sie sind ja Arzt, daß man sogar ihren Fuß modelliert hat. Da ist es begreiflich, daß für sie die Welt in Weihrauch und Entzücken schwimmt, und daß ihr die hausbackenen Begriffe, wie wir sie haben, nicht genügen.“

„Sehr begreiflich!“ sagte Stettenborn, und die Abneigung gegen diese Mütterlichkeit stieg ihm bis an die Lippen. „Ich spreche die Hoffnung aus, daß auf so viel Verwöhnung keine Enttäuschungen folgen.“

„Und wenn sie folgen, werde ich auch damit fertig werden,“ rief Bärbel, eine bei ihr seltene Verlegenheit fortlachend. „Wir wollen aber doch jetzt nicht anfangen, zu unken. Und was die Fußgeschichte betrifft, so ist das Schnickschnack gewesen und gar nicht wert, davon zu reden. Füße sind sehr anständige Dinge und sehr schätzenswerte — und damit basta!“

„Das letztere festzustellen, werden wir übermorgen

auf dem Basarfest Gelegenheit haben," scherzte Stettenborn, sich erhebend. „Wenn es später zur Verlosung kommen sollte, dann bitte ich, für mich den Daumen zu drücken."

„Mit der Lotterie," fiel Frau v. Kalau ein, „geht es manchmal absonderlich zu. Meistens gewinnt man dummes Zeug. — Zeig mal dem Herrn Professor, was du letzthin gewonnen hast."

Bärbel zog die Schublade des Schreibtisches auf und kam lachend mit einem blitzenden Gegenstand in der Hand zurück. „Vorsicht! Es knallt!"

„Ich bitte dich, Bärbel, schaffe das widerliche Ding endlich aus dem Hause!" rief die Majorin, sich die Ohren zuhaltend.

„Ein Taschenrevolver!" sagte Stettenborn kopfschüttelnd. „Das war Ihr Gewinn?"

„Mit Fug und Recht. — Soll ich mal losdrücken?"

Er faßte ihre Hand. „Das ist kein Spielzeug für junge Damen!"

Unter seiner Berührung zuckte sie zusammen.

Er nahm es für eine Anstrengung, sich loszuwinden, und umspannte ihre Rechte mitsamt der Waffe noch fester. „Gestatten Sie mir, Sie von diesem gefährlichen Spielzeug zu befreien."

Mit elastischer Bewegung rang sie sich los. „Spielzeug? Woher denn? Heutzutage, wo man als einzelner oft keinen Augenblick seines Lebens sicher ist? — Muttchen, du quetschest dir ja die Ohren ab!" unterbrach sie sich lachend, was zu der Entschlossenheit, die aus ihren Augen blitzte, außergewöhnlich hübsch aussah. „Ist es nicht eine Schande, daß jeder Bummler uns überfallen kann, nur weil er stärkere Armmuskeln hat als wir? Mir soll mal einer kommen!" rief sie, die kleine Waffe schwingend. „Ich kann sehr gut schießen —

wir haben oft nach der Scheibe geschossen. Wie der Mensch wohl ausrisse, wenn ich ihm dies blitzende Ding vor die Nase hielte!“

„Es liegt viel Wahres in dem, was Sie soeben anführten,“ sagte Stettenborn ruhig. „Aber in Anbetracht dessen, was unvorsichtiges Handhaben von Schußwaffen für Unglück anzurichten vermag, würde ich Ihrer Frau Mutter beistimmen, wenn sie wünscht, daß dieser Gewinn auf Nimmerwiedersehen verschwände.“

„Wirklich?“ Sie nickte ihm schelmisch zu. „Ich behalte aber grundsätzlich alles, was ich habe.“

„Es ist so natürlich,“ fiel Frau v. Kalau voller Milde ein, „daß diese Unerschrockenheit ihr innewohnt. Mein seliger Mann war ein Held an Mut und Entschlossenheit. Einmal — ich erinnere mich dessen mit Schrecken — glaubte er unter seinem Bett etwas Lebendiges zu spüren. Mein seliger Mann sprang im Finstern heraus und warf den Stiefelknecht mit solcher Gewalt gegen meinen Bettpfosten, daß ich wie ein Fisch in die Höhe schnellte.“

Hier brach Bärbel in ein so herzliches Lachen aus, daß Stettenborn sich nicht enthalten konnte, mit einzustimmen.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, sich fassend, „aber wenn ich jemand so lachen höre wie Ihre Fräulein Tochter, kann ich nicht umhin, einzustimmen.“

„Nicht wahr?“ sagte die Majorin gerührt. „Es liegt etwas Melodisches, Abgestimmtes in ihrem Lachen.“

„Aber das habe ich nun nicht vom Vater,“ rief Bärbel, ihrer Mutter Schulter umfangend. „Todsicher nicht. Papa lachte wie ein knurrender Löwe.“

Als der Professor sich verabschiedet hatte, trat Bärbel ans Fenster, um ihm nachzusehen. Plötzlich wandte

sie sich zurück. „Muttchen, glaubst du nicht, daß Stettenborn ein gefährlicher Mann sein könnte?“

„Das hängt den Ärzten so an,“ sagte Frau v. Kalau gleichmütig, „wenn sie nicht gerade verboten häßlich sind. Der Professor ist übrigens, wie ich neulich hörte, der Sohn eines einfachen Försters. Vermögen besitzt er gar nicht. Die Mutter war eine Landlehrerstochter. Wenn er Praxis hat, dann hat er was, wenn er keine hat, dann hat er nichts.“

„Dann hat er nichts,“ wiederholte Bärbel leise. —

Auch Stettenborns Gedanken beschäftigten sich mit ihr, während er rasch die Straßen durchquerte. Sie kam ihm vor wie eine schöne, rote Blume, die, in unersprießlichen Boden verpflanzt, mit ihrer jungen Herrlichkeit zu wuchern genötigt ist, weil keine Hand sich fand, die ungebundene Kraft zu lenken und zu läutern.

Zu leugnen, daß von ihr ein lebensheißer Zauber ausströmte, fiel ihm nicht ein, so wenig, wie er den Reiz ihres gesunden Selbstbewußtseins verkannte, jedoch ein tieferes Interesse als das des stillen Beobachters entfachte sie ihm nicht, trotz allem schillernden Stimmungswechsel, der ihm den Grundton ihres Wesens, wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, wieder verbarg.

Und wie er es dachte, stellte sich ein zartes, blondes Bild an Stelle dieser blendenden Gestalt voll unbewußter Anmut und Sehnsucht nach des Lebens Sonne. Da holte sein Herz zu schnellerem Schlage aus, und Verachtung des Mannes, der ihre ahnungslose Jugend an seinen krassen Egoismus gebunden, erfüllte ihn mit bitterem Groll.

Siebentes Kapitel.

Das heißumkämpfte, vielersehnte Wohltätigkeitsfest fand in den Räumen des Rathauses statt. Zwei

Tage lang waren allerlei nützliche und unnütze Gaben zwischen laubenähnlichen Tannenwänden aufgebaut worden, aus denen es den Verkäuferinnen oblag, ihre lockenden Stimmen erschallen zu lassen und mit lächelnder Anmut den höchsten Rekord in der Einnahme zu erzielen.

Frau v. Kalau und Frau Breunicke konnten nicht umhin, Vertrauten gegenüber die Anmaßung der Baronin Klüver zu betonen, sich des Tisches bemächtigt zu haben, auf dem die seitens des Vorstandes erbetenen Gaben hoher und höchster Herrschaften zur Schau gestellt waren, obwohl Frau v. Klüver nur nach langem Widerstreben in diese ausübende Teilnahme eingewilligt hatte.

Das war ein Leben und Treiben! Die ganze Stadt kam auf die Beine, um der Eröffnung dieses Festes beizuwohnen. Von zehn Uhr morgens ab begann der Zustrom der Damenwelt, und in den Tee- und Schokoladebuden flossen Ströme dampfender Labung. Die bedienenden Damen hatten alle Hände voll zu tun, die Fünfzigpfennig- und Markstücke in Empfang zu nehmen.

Inzwischen war Barbara v. Kalau in weißer Hülle, eine breite, rosa Schärpe, die seitwärts mit einer Rose befestigt war, um die Schulter, in den Blumenstand getreten, in dem Meta Breunicke, einen beängstigend dürftigen Ausschnitt am Halse und Korallenschnüre um die Arme, bereits nach Käufern ausspähte, die nicht kommen wollten.

Kaum aber war das Schönheitsbild hinter den Tisch getreten, als ein solcher Ansturm der männlichen Jugend erfolgte, daß die fertigen Sträuße im Handumdrehen verschwunden waren und Bärbel, über die Zornesblicke der Justizrätin höchlich vergnügt, den Vorschlag

machte, jede einzelne Blume für den Preis eines ganzen Straußes zu verkaufen und diese dafür selbst im Knopfloch der Herren zu befestigen.

Am Spätnachmittag nahm dieser Vertrieb noch großartigere Dimensionen an, als die bisher Verhinderten sich einzufinden begannen, voran Herr v. Klüver, dessen Haltung heute nach einer Morphiumeinspritzung überaus elastisch war.

Er bewegte sich leicht und gewandt durch das Gedränge und streute freigebig Gold- und Silberstücke in alle ausgestreckten Hände. „Verzeihung!" sagte er, einen Rückenstoß entschuldigend, den er soeben wider Willen ausgeteilt.

„Bitte sehr!" Stettenborn, der eine Stunde der Wohltätigkeit opferte, wandte sich um. „Ich habe schon ein paarmal als Puffer gedient und bin in der Übung."

Klüver lachte. „Seien Sie froh, lieber Professor, daß Sie von der Natur so gut bedacht sind. Bei unsereinem setzte es blaue Flecke ab."

Der frische Klang seiner Stimme wirkte nach der letzten Unterredung so überraschend auf Stettenborn, daß er stehen blieb und dem Freiherrn die Hand reichte. „Wenn Ihr Weg Sie zu Ihrer Frau Gemahlin führt, möchte ich mich Ihnen anschließen."

„Halten Sie nur Ihr Portemonnaie fest. Wir mögen gehen und stehen, wo wir wollen, immer befinden wir uns zwischen Szylla und Charybdis. — Ist das nicht Herr Mertens? Guten Abend, Herr Kommerzienrat! Man hat nur auf Sie gewartet, um die Bilanz zu ziehen."

Stettenborn, an Stimmungswechsel seiner Patienten gewöhnt, schob das veränderte Wesen des Freiherrn seiner nervösen Wandlungsfähigkeit zu. Nur als er die tiefliegenden, von schweren Lidern überdeckten

Augen streifte, fiel ihm deren absonderlicher Glanz auf. Gleich darauf begrüßte auch er den Kommerzienrat, der sich hinter seiner Gattin im Fahrwasser befand, nunmehr aber stehen blieb und seine zitternde Rechte ausstreckte.

„Foltermäßiges Vergnügen!“ sagte er, und seine schmalen Lippen suchten nach einem verbindlichen Lächeln.

„Machen Sie nur ein paar Hundertmarkscheine locker,“ scherzte Klüver. „Wo ist denn Ihr Herr Sohn?“

„Der wird sich schon ausbeuteln lassen!“ sagte der Kommerzienrat knurrig.

Die reichen Mertens hatten durchaus nicht die Absicht, viel Geld hier liegen zu lassen. Vielmehr wollte die Kommerzienrätin, wenn sie etwas Brauchbares billig erstehen konnte, die gute Gelegenheit hierzu benützen.

Demgemäß ging sie an den Schokolade- und Teebuden glatt vorüber und nach dem ganz verlassenen Strumpf- und Wollwarentische, wo ein verärgertes Oberlehrerstöchterlein es kaum noch der Mühe wert hielt, Anfragen zu beantworten.

Versorgt mit sehr guten und sehr billigen Winterstrümpfen setzte Frau Mertens ihren Weg fort, als die Justizrätin sie am Ärmel faßte und freundschaftlich umarmte.

„Es ist nicht mehr anzusehen,“ flüsterte Frau Breunicke mit vielsagendem Räuspern, „was die Kalau sich an dieser Tochter großgezogen hat. Ich bin direkt besorgt um meine Meta. Ich sage Ihnen, Liebste, diese Knopflochsteckerei benimmt mir förmlich den Atem. Sie bildet sich jedenfalls ein, diese Kokette, hübsche Hände zu haben, sonst würde sie nicht alle Welt damit ankrallen. Geben Sie bloß acht auf Ihren Sohn,

Teuerste. Eine richtige Sirene, sage ich! Meine Meta zieht sich schon ganz in sich zurück. Ich wollte, ich hätte sie nicht mit dieser Komödiantin zusammenstellen lassen."

„Lassen Sie sie nur die Krallen ausstrecken," sagte die Kommerzienrätin, einen nicht gerade liebevollen Blick auf die schönheitstrahlende Gestalt Bärbels in der Blumenlaube werfend, neben der Meta Breunicke mit erheuchelter Verschämtheit wie die Farblosigkeit selbst stand. „Sie wird nicht viel Genuß davon haben."

„Sehen Sie," flüsterte die Justizrätin förmlich elektrisiert, „sehen Sie bloß Stettenborn an! Du meine Güte! Haben Sie gesehen, wie sie ihn anblinzte? Wie er wieder grinste? Hätte ich bloß meine Meta da weg! — Wo steckt denn Ihr lieber Sohn?"

Allerdings war ein heißerer Blutstrom durch Bärbels Adern geflossen, als Stettenborn auf ihren Stand zuschritt. Und ohne Besinnen hob sie die schönste Rose empor und ihm entgegen.

„Ein Mann, ein Wort!"

Es ward ihr so wunderbar zu Sinn, als ihre Hand seine Brust berührte. Fast wäre die Rose den Fingern entfallen.

„Haben Sie sich gestochen?" fragte er freundlich.

„Ich glaube," sagte sie und fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.

Er legte ein Zehnmarkstück in die Büchse. „Das ist für die gute Sache. Die Rose nehme ich als Geschenk mit."

„Und ich?" fragte Herr v. Klüver, der diese Worte gehört hatte, scherzend. „Was bekomme ich geschenkt?"

„Was Sie wollen, Herr Baron," sagte sie, noch immer unter der Gewalt ihrer Empfindung stehend.

„Dann diese Marschall Niel!" Er warf ein Zwanzig-

markstück in die Kasse. „Von so schöner Hand befestigt, wird die schönste Blume erst wahrhaft schön. Und was gibt mir Fräulein Breunicke?“

„Ich weiß nicht,“ flüsterte die Silberblondine mehr scheu als anmutig, obwohl nicht ohne Koketterie. „Diese Knospe vielleicht?“

„Also diese Knospe! Danke sehr!“ Er erlegte abermals ein Goldstück.

„Der Baron ist doch ein zu reizender Mann,“ sagte Meta, ihm einen Blick aus ihren vergißmeinnichtblauen Augen nachsendend. „Was ist dagegen dieser Stettenborn!“

„Geschmacksache!“ sagte Bärbel kurz. Für sie gab es nur eine interessante Person im Saal — und das war der Professor.

Sie hatte zuvor Frau v. Klüver den schuldigen Knicks gemacht und dabei die schlichte Vornehmheit ihrer Erscheinung mit einem gewissen Widerstreben anerkennen müssen. Jetzt sah sie hinüber und immer wieder hinüber, als Stettenborn in die Nähe des durch eine Krone von Tannengrün ausgezeichneten Standes trat.

Das Deckenlicht breitete seinen Glanz, wie es Bärbel plötzlich schien, absonderlich hell über diese bevorzugte Eckbude und über die schlanke Frau darin im heliotropfarbenen Gewand, das einen rosigen Schimmer über ihr goldblondes Haar und den weißen Hals legte. Und wie sie jetzt aufsah und Stettenborn entgegen, schien sich dieser rosige Schimmer auch über ihre Wangen zu verbreiten; bis zu den Schläfen hinauf schien er zu steigen.

„Guten Abend!“ sagte Christa, ihm die Rechte reichend, über die er sich verbindlich neigte. „Ich habe ein sehr ehrenvolles, aber wenig einträgliches Gewerbe.“ Bevor er sich völlig aufrichtete, kam es

ihr stockend leise über die Lippen: „Ich möchte Sie einmal sprechen."

Er hörte, daß ihre Stimme unruhevoll klang; so drückte er zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit sanft ihre Hand.

Der Baron trat hinzu. „Nun, Christa, ich möchte dir diese Kreidezeichnung abkaufen. Für wieviel gibst du sie her?"

Während sie den Preis nannte, streiften ihre Augen mit ängstlicher Hast sein Gesicht. Das Lächeln darauf machte sie verwirrt.

Er legte einen Hundertmarkschein auf den Tisch. „Zufrieden? — Nun Sie, Professor, was tun Sie für die gute Sache?"

„Nicht nötig," fiel die Baronin ein. „Es kommt zur Verlosung."

„Wie wäre es mit diesem Pompadour?" scherzte Klüver, einen rosa seidenen Beutel emporhebend. „Für die zukünftige Frau Professor! Den sollten Sie sich nicht entgehen lassen."

„Gut," sagte Stettenborn, auf den Scherz eingehend, legte gleichfalls einen Hundertmarkschein auf den Tisch und hing den Pompadour an seinen Arm.

„Geben Sie, ich will ihn in Papier einschlagen," sagte Christa, die Hand ausstreckend.

Er gab den Beutel zurück. Als er ihre Finger streifte, glaubte er ein Zittern derselben zu spüren. „Darf ich morgen vormittag wieder einmal vorsprechen?"

„Aber nicht bei mir, Verehrtester!" wehrte Klüver hastig ab. „Die Damen haben ja immer zu klagen und halten deswegen die Medizinmänner so hoch in Ehren."

Er schien sein Kind ganz vergessen zu haben, dieses Kind, um dessenwillen er die schuldlose Mutter so tief verbittert angeklagt.

„Ich erwarte Sie,“ sagte die Baronin leise.

In diesem Augenblick begann die Musik auf dem Balkon des Saales zu spielen. Ein schwebender, lockender Walzer glitt durch den Raum und weckte die Vorfreude an dem kommenden Tanzvergnügen.

Bis dahin hatten Bärbels Augen mehr an dem Verkaufsstand der Freifrau als an ihren Blumenkörben gehangen, als sie sich plötzlich von rückwärts umarmt fühlte.

Frau v. Kalau war es, die, nach einer laut getanen Frage, ihr hastig ins Ohr flüsterte: „Arnolf ist jetzt da! Denke daran, was ich dir gesagt habe. Sei klug, höre ihn an!“

„Ja doch!“ sagte sie, nur halb hinhörend.

„Ich habe eben gesehen,“ flüsterte die Majorin, sich an Bärbels Schärpe zu schaffen machend, „daß er bei deinem Anblick zusammenzuckte. Ich lag fortwährend auf der Lauer. Die Breunicke ist ja wie verrückt hinter ihm her — geradezu unanständig. — Da kommt er!“

Sie prallte gelinde gegen die Justizrätin an, die gleichfalls auf dem Kampfplatz erschien, die kommerzienrätliche Genehmigung als Hauptwaffe mit sich führend.

Bärbels schönes Gesicht verfärbte sich durchaus nicht, als Arnolf Mertens an den Stand trat. Der alte Trotz regte sich in ihr; mit einem mißächtlichen Lächeln trat sie hinter die erglühende Silberblondine zurück. „Wenn ich mich damals doch nicht hätte von ihm küssen lassen, ich Schaf!“ dachte sie bei sich. „Ich hätte ihm lieber eine Ohrfeige geben sollen.“

Frau Breunicke bemerkte mit Befriedigung, daß seine ersten Worte ihrer Meta galten.

„Eine rote Nelke, bitte!“ sagte Arnolf höflich, ein Goldstück in die Büchse legend.

Es war ihm schwer geworden, hierher zu kommen,

und wiederum trieb es ihn mit tausend Gewalten dazu. So konnte es ja nicht bleiben und er wie ein Sünder mit schlechtem Gewissen neben Bärbel hinleben. Sein Ehrgefühl und die Liebe zu seiner Jugendfreundin, diese mit aller Kraft wieder aufbrechende Liebe, wehrten es ihm täglich und stündlich.

„Nun, Meta, Mäuschen," sagte Frau Breunicke und vergaß ganz ihren Abscheu vor Bärbels Knopflochkünsten, „stecke doch Herrn Mertens die Nelke selbst an. Das wird ihm Glück bringen."

„Das wäre zu gütig!"

Aber er hielt still, als sie hinter dem Stand hervortrat und mit ungeschickten Fingern zu basteln begann. Knack — der Stengel brach ab.

Über Bärbels Antlitz glitt ein halb triumphierendes, halb mitleidiges Lächeln. Sie wollte sich nur durchsetzen diesen „hämischen Spinnen" gegenüber, als sie schnell eine frische Nelke ergriff und elastisch vortrat. „Vielleicht kann ich es besser!"

Es zuckte ihm durch die Brust, als ihre schönen Hände ihn berührten, genau so wie die Berührung Stettenborns zuvor Bärbels Herz durchzuckt hatte.

„So — da sitzt sie!"

Arnolf überreichte seine goldene Gegenleistung, die sie gleichgültig in Empfang nahm.

„Ja, meine Liebste," sagte Frau v. Kalau, die schwer verärgerte Freundin mit Wonne gegen den Strich streichelnd, „dazu gehört auch Talent. In der Großstadt sieht und lernt man solch kleine Künste. Aber Fräulein Meta ist desto stärker in der Wirtschaft. Und die Wirtschaft ist ja doch die Hauptsache — wie manche meinen."

Die Justizrätin verschluckte den Stich. „Brotlose Künste sind noch keine Talente, meine Beste," sagte

sie, ihrer Meta einen nicht gerade freundlichen Blick zuwerfend.

„Na, wer weiß!“ erwiderte lächelnd Frau v. Kalau, indem sie sich befriedigt zurückzog. „Vielleicht doch!“

Die Kommerzienrätin hatte sich neben der Baronin mit einer Tasse Kaffee niedergelassen, den Ärger im stillen herunterzuspülen über den Hundertmarkschein, den ihr Gatte auf Antreiben des Freiherrn für eine von hoher Hand gefertigte Federzeichnung gespendet hatte, die außer ihrem kleinen Format keine sonderlichen Vorzüge aufzuweisen hatte.

Eigentlich war es ihre Absicht gewesen, vor Beginn des Tanzes fortzugehen, aber die Sorge um eine nochmalige Verführung ihres Gatten stieß diesen Entschluß um. Sie blieb. Mit den Müttern tanzender Töchter saß sie auf dem Podium des schnell ausgeräumten Speisesaales und lieh den intimen Freundschaftsbezeigungen der Justizrätin ein williges Ohr.

Bärbel sah das heliotropfarbene Kleid der Baronin zwischen Klüver und Stettenborn im Türrahmen verschwinden, und ein bisher nicht gekanntes, stechendes Gefühl wallte plötzlich in ihr auf.

Sie war sich bewußt, daß ihr Tanzen überall Bewunderung erregt, daß man es einen Genuß genannt hatte, ihren Bewegungen zu folgen. Warum blieb Stettenborn nicht, um sich auch davon zu überzeugen? Warum folgte er der goldblonden Frau mitten aus dem Vergnügen weg?

Als sie den Kopf zurückwandte, stand Arnolf Mertens vor ihr. Seine Pflichttänze hatte er erledigt, nun tat er, was ihm sein Herz gebot, und bat um eine Extratour, allerdings unter dem Kreuzfeuer dreier Augenpaare, die nicht von ihm und dem schönsten Mädchen im Saal wichen.

Sie konnte nicht ablehnen, also legte sie ihren Arm leicht auf den seinen und fühlte ihre Hand mit festem Druck umspannt.

„Heute müssen Sie mir Gehör schenken,“ flüsterte er. „Ich kann diesen Zustand des armen Sünders nicht mehr ertragen. Ich kam nur deswegen hierher. Sagen Sie mir, daß Sie mich anhören wollen, geben Sie mir nur ein Zeichen! Wer bemerkt jetzt, ob wir einige Minuten hier fehlen oder nicht!“

„Ich denke, wir wollen tanzen,“ fiel sie abwehrend ein. Aber eingedenk der Drangsalierungen seitens ihrer Mutter setzte sie hinzu: „Gut also — Sie sollen das Wort haben! Sehen Sie zu wo. Mir ist es gleich. Nur keine Spürnase möchte ich dabei haben.“

„Niemand wird Sie belästigen, ich verspreche es,“ sagte er, und die duftige Jugendpracht, die er umschloß, machte seine Stimme unsicher.

So flogen sie dahin, und die wiegenden Klänge aus der Höhe schienen sie wie auf Flügeln fortzutragen.

Abseits von den Spiel- und Rauchzimmern, in denen jetzt dem Spatenbräu reichlich zugesprochen wurde, lag ein kleiner, meistens unbenützter Raum, einst als Damenzimmer gedacht, in welcher Eigenschaft es jedoch nie zu seinem Rechte kam, da die aufsichtführende Weiblichkeit mehr Neigung zum Zuschauen im Saal hatte.

Sparsamerweise hatte man am Kronleuchter nur zwei Flammen entzündet. Dieses mattscheinende Licht genügte für die Kotillonsträuße und -orden, die hier aufbewahrt zu werden pflegten.

In dieses stille Gemach trat Bärbel mit dem Vorsatz ein, ihr der Mutter gegebenes Versprechen tunlichst schnell zu erfüllen und sich nebenbei keinen Zwang aufzuerlegen in dem, was in ihr gegen den falschen Jugendfreund aufgespeichert lag.

„Sie können nun loslegen," sagte sie, ihre dunklen Augen prüfend durch das Zimmer gleiten lassend. „Aber das sage ich Ihnen, auf Redensarten gebe ich gar nichts. Am besten ist es, Sie stecken es ganz auf, denn um das zu hören, was ich von Ihnen halte, brauchen Sie keine großen Wortsprünge zu machen. Also los!"

Er stand vor ihr mit gesenktem Blick. Es wurde ihm nicht leicht, die Eltern anzuklagen, um sich selbst zu entschuldigen. Endlich sagte er mit ruhiger Selbstüberwindung: „Sie müssen mir, wenn diese Unterredung in unseren Beziehungen Wandel schaffen soll, den ich innigst ersehne, Glauben schenken, Sie müssen sich bezwingen in Ihrem Vorurteil gegen mich, so weit wenigstens, daß Sie sich wieder zurückführen lassen in die Zeit, da ich nicht nötig hatte, für mich zu sprechen, wie heute."

„Richtig!" sagte Bärbel, ihre Fußspitzen betrachtend. „Und weiter?"

„Das will ich Ihnen sagen. Nur das eine lassen Sie mich noch voranschicken, daß ich, ein wie törichter und schlapper Junge ich auch damals war, unser letztes Beisammensein —"

„Schluß!" rief Bärbel, über und über vor Zorn errötend.

„Lassen Sie mich aussprechen," sagte er sehr ernst. „Wenn ich nicht etwas Entscheidendes anzuführen hätte, würde ich mich dieser Ihrer Auffassung nicht ausgesetzt haben. Nehmen Sie einen Augenblick Platz im Sessel dort, Sie werden mich dann ruhiger anhören können."

Es tat ihr immer mehr leid, dem mütterlichen Drängen gefolgt zu sein. Darum sagte sie mit merklicher Ungeduld: „Wir können doch hier nicht Zelte aufschlagen. Nächstens wird im Saal ein Geschrei losgehen, wo wir geblieben sind. Das möchte ich übrigens

mit ansehen!" Sie lachte hell auf und setzte sich. „Also — ich sitze."

Er rückte einen zweiten Sessel an den ihrigen, so daß sie sich in die Augen sehen konnten und hören, was der andere gedämpft sprach.

„Damals," sagte Arnolf, das blonde Haar aus der Stirn streichend, als verursache es ihm die Hitze, die er in den Schläfen empfand, „als ich von Ihnen ging, hatte ich nur den einen Gedanken und Wunsch, daß die Jahre der Trennung, die vor mir lagen, vorüber seien und ich zu einer glücklichen Stunde der Wiederkehr —"

Bärbel machte einen Ansatz, ihn zu unterbrechen, unterließ es aber und sagte nur: „Na, ja!"

Er legte seine Hand auf ihre Sessellehne, als er rascher fortfuhr: „Mit diesem Trost — ich hatte keinen anderen — ging ich von Ihnen, fest überzeugt, daß Ihr freundliches Gefühl für mich —"

„Ich sage nochmals: Schluß!" rief Bärbel empfindlich getroffen.

„Sie wollen das nicht hören. Warum? Wenn zwei Kinder, wie wir es waren, und zwei junge Menschen, von denen der eine — Sie — ganz das armselige Leben des anderen ausfüllte — nicht wahr, das wissen Sie, daß es ein trauriges Leben war?"

„Doch!" sagte Bärbel. „Hinreißend war es nicht."

„Als ich damals von Ihnen ging, ahnte ich nicht, daß es eine Gewalt geben könnte, die mich — nun, die mich in Ihren Augen so herabzusetzen vermochte, wie es geschah. Meine Eltern, Fräulein Barbara, nahmen mir, dem schüchternen Jungen, das ehrenwörtliche Versprechen ab, so zu handeln, wie ich getan habe. Ich gab das Wort, weil ich mich nicht dagegen zu wehren vermochte — es nicht wagte, denn ich war ein scheuer,

unselbständiger Mensch und fühlte meine gänzliche Abhängigkeit sehr schwer. So ist's gekommen."

Er schwieg, den Blick auf ihr schönes Antlitz heftend, darauf sich in rascher Folge Verdruß, Staunen und Verständnis malten. Denn viel anders lag der Fall auch nicht bei ihr, die gleichfalls auf ein erzwungenes Versprechen hin tat, was sie freiwillig nie getan haben würde.

„Das — na, ja — gescheit wäre es doch gewesen, gleich zu schreiben, so und so steht's!" sagte Bärbel.

„Sehr richtig! Ich war aber eben kein gescheiter Junge, sondern ein sehr törichter und befangener, Fräulein Barbara," sagte er leiser. „Darf ich wieder so sagen?"

„Meinetwegen — wenn es Ihnen Spaß macht. Ich bin kein Kleinigkeitskrämer."

„Das weiß ich. Sie sind — Sie sind eine andere geworden. Sie haben, wie ich, Großstadtluft geatmet, Großstadtleben gelebt. Vielleicht ist es Ihnen hier auch beschränkt und beengt zumute."

„Nicht zu knapp!" Ein reizendes Lächeln glitt um ihre Lippen. „In eine Linie dürfen Sie uns beide aber nicht stellen. Wenn es Ihnen zu bunt wird mit den Metas und sonstigen Südfrüchten hier, dann nehmen Sie einfach Reißaus. Ich aber —" Sie dachte an Stettenborn und daß es ihr jetzt nicht möglich sein würde, leichten Herzens die Stadt zu verlassen.

„So hält uns beide die Pflicht hier am Ort fest. Auch ich kann nicht, wie ich will. Mein ganzes Dasein," fuhr er mit tiefer Bewegung fort, „war immer nur Pflicht. Die Pflicht hat mich in den Kaufmannsstand gezwungen, die Pflicht hat mich von der Heimat fortgeschickt, von Ihnen und was mich glücklich machte. Die Pflicht hat Träumen und Schwanken mit rauher

Hand von mir abgestreift, hat mich zum undankbaren Schwächling in Ihren Augen gestempelt und wieder hierher geführt — in diese Stunde hinein."

„Na, dann wäre es ja so weit wieder in Ordnung," sagte Bärbel mit nicht ganz freiem Humor. „Sie sind entsühnt, können mich wieder Fräulein Barbara nennen, die Schutzheilige der Kanonen. Können, wenn Sie wollen, auch mit mir tanzen."

„Ihre Hand," sagte er, sich so weit vorbeugend, daß ein Teil ihrer Schärpe auf seinem Knie ruhte, „geben Sie mir Ihre Hand! Lassen Sie mich sie einmal küssen zum Zeichen, daß kein Rest Groll und Zweifel in Ihrem Herzen zurückgeblieben ist. Und dann — dann wollen wir wieder gute Freunde sein." Seine Stimme zitterte in Ergriffenheit. „Und da wieder anfangen, wo mir einst die höchste Freude —" Er hatte ihre Rechte ergriffen und an seine Lippen gedrückt, so sehr ihr Inneres dem auch widerstrebte. „Ich will die Genugtuung mit mir nehmen, daß Sie tiefer in mich hineingesehen haben als alle anderen, auch die, die vielleicht in erster Linie dazu berufen waren. Ich will mich wieder in das Glück hineinversetzen, das ich fühlte — damals, als Ihre Hand den Orden mir anheftete. Ich habe ihn aufbewahrt — Sie können ihn sehen."

„Ich glaub's ja," sagte Bärbel, gegen ihren Willen gerührt. „Aber nun, wissen Sie, ist wirklich Schluß, sonst schlagen wir hier noch Wurzeln."

Er gab ihre Hand nicht frei. „Und eines noch, Fräulein Barbara, wenn Sie mir ein Zeichen Ihrer wiedererwachten — Freundschaft geben wollen, so nennen Sie mich, wie Sie mich dereinst genannt haben. Dann wüßte ich, daß nichts mehr in Ihnen —"

„Auch gut," sagte Bärbel rasch. „Also, Herr Arnolf, machen Sie Schluß!"

Er beugte sich abermals über ihre Rechte. „Dank!" Und mit tiefer Innigkeit drückte er seine Lippen auf ihre weißen Finger.

In demselben Augenblick, mitten in die Stille hinein, erscholl eine Art Siegesruf, ein zweispältiger und ein dreifältiger.

„Ein Brautpaar!" rief die entzückte Stimme der Majorin von der Türschwelle her — und wie ein nicht rein gestimmtes Echo rief es nach: „Ein Brautpaar! Ein Brautpaar!"

„Wir gratulieren!"

„Champagner her!" rief Frau v. Kalau ihren Begleiterinnen zu, hinter denen bereits ein paar diensteifrige Kellner neugierig lange Hälse machten. „Rasch ein paar Gläser her!"

Das war, als wenn ein Sturm die beiden Überraschten und Überfallenen anblies. Sie waren im Schreck aufgefahren, ganz unbewußt standen sie noch Hand in Hand. Bärbel war totenbleich. Ihre Lippen bebten.

Da flog die Majorin auch schon herbei und zog sie an die Brust, während sie mit der freien Linken sich Arnolfs bemächtigte. „Mein lieber Arnolf! Meine lieben Kinder! Kommt, laßt euch umarmen!"

„Hier ist Sekt!" rief eine der Damen, in ihrer Erregung ein paar gefüllte Gläser dem Kellner vom Tablett reißend und den Beglückwünschten in die Hände drückend. „Stoßen wir an — das Brautpaar lebe hoch!"

Nicht umsonst hatte die Majorin bei Ausführung dieses Planes, dem Resultat schlafloser Nächte, sich als Begleitmannschaft die begabtesten Zungenkünstlerinnen ausgewählt. Während die eine noch das Amt der Hebe versah, flatterte die andere schon im Saal umher, um die große Neuigkeit auszustreuen.

Die erste, die ihren Anteil davon erhielt, war die Kommerzienrätin. Sie hatte gerade ihr Taschentuch zum Munde geführt, um ein gelangweiltes Gähnen zu verbergen, als ihr plötzlich vor Schreck und Staunen die Lippen halb geöffnet stehen blieben.

„Meinen Glückwunsch zu der schönen Schwiegertochter!“ Und etwas wie eine Umarmung senkte sich auf ihre Schultern.

Sie fand im Augenblick keine anderen Worten als: „Rappelt's bei Ihnen?“

Da kam schon eine ganze Kolonne quer durch den Saal auf sie zu.

„Herzliche Glückwünsche! Wo ist denn das Paar? Das ist eine Überraschung! Für Sie wohl auch, Frau Kommerzienrätin?“

In diesem Augenblick erschien auch Frau Breunicke, weniger auf Flügeln des Gesanges als auf den Flügeln eines sprachlosen, vorwurfsvollen Schreckens. Sie konnte weiter nichts sagen als: „Unsinn — was?“

Da stand die Kommerzienrätin schon kerzengerade und lächelte ein sehr verbissenes Lächeln in die erregten Gesichter um sie her. „Vielen Dank!“ Dann nahm sie den Arm der Justizrätin mit einer dieser sehr empfindlichen Energie und ging mit ihr davon. „Wollen doch nach den jungen Leuten sehen!“

Bärbel stand, die Sachlage wie den diplomatischen Schachzug ihrer Mutter rasch begreifend, noch immer ratlos neben Arnolf. Ein glühender Zorn trieb ihr das Blut in die Schläfen und machte ihre Hand, die noch fest umspannt in Arnolfs Hand ruhte, vor Ungeduld zittern.

Er beugte sich zu ihr nieder. „Bleiben Sie ganz ruhig. Halten Sie allem stand wie ich.“

Er hatte die Machenschaft der Majorin nun auch

durchschaut, und was sich auch in ihm dagegen sträubte, Unwillen war nicht sein ausschließliches Gefühl. Vor allem erfüllte ritterliches Mitleid mit Bärbels Lage sein Herz.

Darum wiederholte er noch einmal und dringlicher: „Sie müssen ganz ruhig bleiben.“ Er dachte an die neugierigen Kellneraugen und drückte ermutigend ihre Hand.

Da brauste es in ihr auf trotz Schreck und Scham. Kaum hörbar und nur ihm verständlich stieß sie es hervor: „Daran sind Sie schuld! Ganz allein Sie!“

Die Majorin, in wechselnder Umarmung mit glückwünschenden Damen begriffen, hörte davon nichts, dagegen sah sie jetzt die Kommerzienrätin und neben ihr Frau Breunicke ins Zimmer treten. Sich einem neidischen Wangenkuß entziehend, eilte sie ihnen entgegen, beide Hände vor Rührung zusammenschlagend, um sie dann mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit der Kommerzienrätin darzureichen.

„So mußte es nun doch kommen, teuerste Mertens! Ich kann wohl sagen, mein Herz setzt noch immer aus. — Bärbel, Arnolf, kommt doch! Küßt der lieben Mutter die Hände!“

„Ich habe mein Täschchen im Saal liegen lassen,“ sagte Frau Breunicke hastig, drehte sich um und ging, bis an den Hals voll Ingrimm und Zorn, hinaus.

„Mutter,“ sagte Arnolf, Frau v. Kalaus Aufforderung folgend, indem er Bärbel an der Hand mit sich führte, „Barbara ist durch diese öffentliche —“

„Ich sehe es,“ fiel die Kommerzienrätin ein, das seine Haltung wiederfindende junge Mädchen mit verkniffenem Lächeln betrachtend. „Wenn Sie mir auch einen Kuß geben wollen —“

Wieder fühlte Bärbel Arnolfs mahnenden Händedruck.

Die Abneigung der Kommerzienrätin gegen die Familie Kalau war kein Geheimnis, um so pikanter gestaltete sich diese Szene und um so gespannter spitzten sich Augen und Ohren der Anwesenden zur Beobachtung.

In diesem Augenblick erschien der Kommerzienrat, durch Glückwünsche vom Spieltisch aufgescheucht. Der Champagner flackerte in seinem Gehirn, und sein Gang hatte etwas Unentschiedenes. Er streckte halb verdrossen, halb belustigt die zitternde Hand in die Luft.

Die Majorin flog auch ihm entgegen. „Denken Sie doch nur! Mein Mutterherz —"

„Das ist ja die reine Hexerei!" sagte der Kommerzienrat, die entzückende Schönheit neben seinem Sohn mit wohlwollendem Schmunzeln betrachtend. „Das ist ja die reine Extrapost! Was will denn die Kleine — he?"

Er machte einen Ansatz, Bärbels Kinn zu erfassen, als Arnolf, Barbaras Arm rasch in den seinen legend, mit unverkennbarem Hinweis auf die Vielzuvielen sagte: „Ich meine, für eine Familienangelegenheit ist die Sache schon reichlich genug ans Licht gezogen."

„Nur zu wahr!" rief Frau v. Kalau, deren Gewissen angesichts der Starrheit ihrer Tochter sich zu regen begann. — „Meine liebste Mertens, Herr Kommerzienrat, wir trennen jetzt das junge Paar bis morgen. Da finden wir uns alle erfrischt wieder zusammen. — Komm, Bärbel! — Mein lieber Arnolf — nicht zu früh morgen, bitte!"

„Ich geleite Sie und Barbara hinunter," sagte er, indem er die auf seinem Arm vor Ungeduld zitternde Hand ein letztes Mal ermahnend drückte.

So führte er sie durch eine Seitentür hinaus und zur Garderobe, gefolgt von der Majorin, der infolge der Aufregung der Kopf zu brennen begann.

An der Haustür trennte er sich mit stummem Gruß. Langsam ging er unter dem klaren Mondlicht die Straße hinauf, den kalten Luftzug um seine Stirn als Labsal empfindend.

Das Ganze war ja nur ein Theaterblitz — und dennoch, es handelte sich dabei um Bärbels guten Ruf, wenn sie beide ihre Verlobung morgen verleugneten. Ihr Zornruf tönte ihm noch im Ohr.

Ein Wagen fuhr rasselnd vorüber und weckte ihn aus seinen Gedanken.

Das eine war sonnenklar: Frau v. Kalau wünschte ihn als Gatten für ihre Tochter. Aber es war ein glückliches Gefühl für ihn, daß er sich sagen konnte, Bärbel spekulierte nicht auf sein Geld, denn dann hätte er nicht nötig gehabt, ihren Widerstand zu beschwichtigen. Das dankte er ihr. Dafür schätzte er sie um so höher ein.

Als er nach langer Wanderung zu den Fenstern seiner elterlichen Wohnung emporsah, blinkte ihm ein Lichtstrahl daraus entgegen. Sie waren heimgekehrt.

Einen Augenblick stand er überlegend, den Türgriff in der Hand, dann aber, sich eines Besseren besinnend, ließ er ihn wieder fahren und ging in sein eigenes Heim.

— — — — — — — — — — — — — —

Noch schwirrten im Saal die Geigen, und ein verschlafener Baß brummte knurrig dazwischen, aber der Kaffeegeruch drang doch schon anheimelnd durch die verdickte und verstaubte Luft.

Er gab der Justizrätin die Kraft, ihre Märtyrerkrone, die sie ungesehen trug, mit Anstand bis zu Ende zu schleppen. In ihr war alles Feuer und Flamme,

sobald sie ihre Meta ins Auge faßte, die blaß, blond und unverlobt Enttäuschung und Neidgefühl zu vertanzen bestrebt war.

So ganz hatte der Zusammenbruch ihrer Hoffnungen Frau Breunicke überwältigt, daß in ihrer Seele eine wahre Revolution sonstiger Anschauungen stattfand, denn kaum zu Hause angelangt, ließ sie ihren mütterlichen Groll an der um ihre Schüchternheit und Blumenhaftigkeit so oft belobten Tochter aus.

„Das kommt davon, wenn man wie ein Stock dasteht und die Nelke abbricht, statt sie grazioso ins Knopfloch zu stecken. Das kommt, wenn man wie die Stumme von Portici dasteht und nicht piep sagen kann, wenn ein junger Mann sich nähert. Es ist nicht nötig, kokett zu sein, aber sein Licht unter den Scheffel zu stellen, braucht man auch nicht — dann schnappen eben die anderen, die gewitzter sind, den fetten Bissen weg. Jetzt hast du das Nachsehen, jetzt kannst du Brautjungfer spielen bei der schauderhaften Kalauschen Sippe. — Himmel, ist mir diese Gesellschaft verhaßt! Jetzt könntest du Braut sein, wenn du nicht neben der — ich kann sie gar nicht nennen — wie ein Ölgötze gestanden hättest.“

Fräulein Meta schluchzte in ihr Taschentuch. „Ich konnte ihn doch nicht bei den Haaren nehmen!“

„Und jetzt wird sich diese Hungerleidergesellschaft in die schöne Villa setzen, wo du hinein solltest.“

Fräulein Meta schluchzte weiter. „Wenn er doch so ein alberner Mensch ist! Ihr werde ich es aber schon eintränken.“

„Du wirst hinten auf den Backofen kommen,“ rief die Justizrätin, der die Dornen noch immer auf dem Kopf brannten.

Die Stimme ihres stark angeheiterten Gatten dröhnte

in dieses Duett hinein: „Nun laßt aber endlich das Gezeter! Es gibt doch noch mehr grüne Jungen in der Welt als diesen Mertens! Marsch ins Bett mit dir, Meta! Und du" — diese liebenswürdige Aufforderung galt der Ehefrau — „schnalle mir hinten die Krawatte auf. Und ein andermal bleibt mir mit euren Wohltätigkeitskomödien vom Leibe!"

Achtes Kapitel.

Still und mit unsicherer Hand löste Bärbel die Rose aus ihrer Schärpenschleife, während die Majorin sich die Schläfen mit Kölnischwasser wusch.

Frau v. Kalau hatte Heldenmut bewiesen und durfte noch nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, denn wie sie jetzt aufs neue die Stirn netzte, stand Bärbel vor ihr mit glühenden Wangen und zuckenden Wimpern.

„Wie hast du dir das eigentlich gedacht, Mutter? Oder besser gesagt: Wie denkst du dir die Sache jetzt?"

„Ich denke, meine liebste Bärbel," sagte die Majorin, befangen zwar, aber doch mit vollbewußter Überzeugung, „daß eine Frau glücklich werden muß, wenn der Mann sie so liebt, wie Arnolf dich liebt."

Bärbel biß sich auf die Lippen. „Und auf mich, auf mein Gefühl kommt es gar nicht an?"

„Du wirst ihn lieben lernen," sagte Frau v. Kalau bestimmt.

Da fuhr sie auf. „Weißt du denn, ob ich nicht schon einen anderen liebe?"

„Seifenblasen! Wer dich in Samt und Seide bettet, dir das Leben vergoldet, dir alle Sorgen fernhält, der ist der Liebste, den halte fest. Wo und wann kann denn ein Mädchen ihre sogenannte erste Liebe heiraten? Auf dem Monde vielleicht — hier nicht. — Sei nicht

undankbar, Bärbel," fuhr sie bittend fort. „Sei nicht leichtsinnig. Das Glück bietet uns nicht zweimal so die Hand."

„Das Glück?" wiederholte Bärbel mißächtlich. „Ich meine, diese bietende Hand wäre die deine gewesen. Und morgen?"

„Morgen wird sich das weitere finden — glaube mir's. Die Hauptsache ist, ich bin nun die Angst um diese heuchlerischen Breunickes los. Jetzt können wir in Ruhe ans Werk gehen."

„Ich will aber seine Frau nicht werden!" rief Bärbel, mit dem Fuße aufstampfend. „Ich will mit seinen Eltern nichts zu tun haben! Du hast mich bloßgestellt, zum Gespött gemacht! Brauche ich auf diese Mertens zu warten? Ich hasse sie alle miteinander."

„Bärbel," sagte die Majorin, indem sie zu weinen begann, „ich bin sterblich — und arm wie eine Kirchenmaus bin ich auch. Wenn ich die Augen schließe — Bärbel, Schönheit und Jugend sind keine guten Berater, glaube mir. Nimm das Sichere fürs Unsichere. Mache es mir nicht schwer, dich zu verlassen. Ich könnte so ruhig aus der Welt gehen, wenn du jetzt verständig bist und nicht zuschanden machst, was ich so sorgfältig eingefädelt."

Über Bärbels zorniges Antlitz flog ein weicher Schimmer. „Na ja, Muttchen, du meinst das alles ja sehr gut, und ich kann das auch verstehen. Aber danken kann ich es dir nicht. Sieh doch meine Lage an — ich dränge mich ja den Mertens geradezu auf!"

„Ach, Kind, wo gibt es denn nicht Krakeel mit den Schwiegereltern? In den allerbesten Familien könnte es oft heißen: Nehmet Holz vom Fichtenstamme! — Als Arnolfs Frau kannst du den beiden Alten tagtäglich zu verstehen geben, daß du Herrin im Hause bist. Ich

habe das alles wohl erwogen, Bärbel. Selbst wenn der Kommerzienrat seinen Sohn aufs gesetzliche Pflichtteil setzt, bleiben euch immerhin mindestens viermalhunderttausend Mark. Nein, Bärbel, halte fest, was du hast, und laß dich nicht verführen von unzeitgemäßer Sprödigkeit. Glaube meiner Erfahrung, Sorgen fahren sich leichter im Wagen, als wenn man sie zu Fuß herumschleppen muß. Es ist ja ganz gut, wenn eine Frau ihrem Manne in der Ehe kühl gegenübersteht, denn das ist ein Ansporn für ihn, sich diensteifrig und untertänig zu betragen. Ich darf wohl sagen, daß dein seliger Vater sich lange Jahre in der Schwebe befand, ob mein Herz ihm ohne Seitensprünge angehöre — und bis dahin ließ er sich um den Finger wickeln."

Es schien aber, als ob diese dringenden und drängenden Worte in den Wind gesprochen wären, denn Bärbel rief mit zurückkehrendem Zorn: „Wenn er morgen kommt, will ich ihn nicht sehen. Am liebsten holte ich nach, was ich damals versäumt habe, als er schon einmal so — unverschämt war."

„Wenn du festhältst," sagte die Majorin eindringlich, indem sie ihrer Tochter Hand streichelte, „sind alle anderen die Blamierten. Hältst du nicht fest, bist du die Blamierte."

Oh, daß Bärbel hätte sagen können: „Ich gehe nach Berlin zurück!" Aber sie konnte es nicht. Die feine Röte in Christa v. Klüvers Gesicht bei Stettenborns Nahen lag ihr noch schwer im Gedächtnis. Sie trug das heiße Gefühl noch lebhaft in der Erinnerung, als Stettenborns Hand die ihre erfaßte — wie ein rieselnder Strom war's durch ihren Körper geflossen. Und wenn er morgen erfuhr, was heute geschehen? Sie drückte die Hände gegen die Augen.

Nur einmal in seine Seele hineinsehen können, ob

da ein Samenkorn aufsprießte! Dasselbe Samenkorn, das in ihrem Herzen Wurzel trieb und sie mit leidenschaftlichem Groll erfüllte gegen den Mann, der ihren freien Willen zu vergewaltigen sich anschickte. — —

In der Nachtstille hatte Frau v. Kalau den Schlußstein auf das Zukunftsgebäude gesetzt, das ihre Fürsorge aufgeführt. Sie war nun ganz gesattelt und vorbereitet auf alles, was sich noch ereignen konnte, und hatte vorderhand nichts dagegen, daß Bärbel im Eßzimmer rastlos auf und nieder schritt, während sie selbst im Salon der Dinge harrte, die da kommen mußten. —

Den ersten Glockenzug tat schon in der zehnten Morgenstunde der Kommerzienrat.

Er für seine Person würde sich so hartnäckig gegen diese Schwiegertochter nicht gesträubt haben, wenn die Sache denn schon einmal so verfahren war, aber der häusliche Kommandeur, Frau Susanne, die niemals an einem Überschwang von Mutterzärtlichkeit gelitten, hatte so gewaltigen Widerspruch eingelegt, daß der Kommerzienrat sich freiwillig ins Vordertreffen stellte, bevor noch Rücksprache mit seinem Sohn genommen worden war.

„Ich kann nur bedauern,“ sagte die Majorin mit sanfter Stimme, als der kleine, wackelige Herr bei ihr eintrat, „daß Ihre liebe Gattin das Endchen Weges hierher gescheut hat. Mutter gegen Mutter, das wäre das schönste und beste gewesen. — Aber nehmen Sie Platz!“

„Meine Frau,“ sagte der Kommerzienrat, seinen noch etwas schweren Kopf mit der Hand stützend, „ist der Meinung — ich spreche ganz frei von der Leber weg —, daß die Angelegenheit etwas stark übers Knie gebrochen worden ist, daß eine Rücksprache mit uns Eltern vorerst am Platze gewesen wäre.“

„Nie und niemals,“ fiel Frau v. Kalau mit Nachdruck ein, „haben Eltern den Augenblick bestimmen können, da liebende Herzen sich zur Aussprache bereit fanden. Es ist ein Wink des Schicksals, dem sie folgen.“

„Bei solchen Winken,“ sagte der Kommerzienrat, sich höchst unbehaglich zurücklehnend, „wird manches getan, was in der Nacht wieder ausgeschwitzt wird, und wovon am anderen Morgen bloß eine fatale Erinnerung bleibt.“

„Herr Kommerzienrat,“ rief die Majorin, ihre rundliche Gestalt im Sofa kerzengerade aufrichtend, „Sie vergessen, daß es sich um meine Tochter, um die Tochter des Majors v. Kalau handelt! Ich muß die Auffassung, die Sie soeben betonten, im Namen meines seligen Mannes sehr — lax nennen. Einem Mädchen seine Liebe erklären, ist die Weihestunde des Mannes. Und jetzt frage ich im Namen aller Mütter: Wer anders als der Bräutigam und zukünftige Ehemann durfte sich in solcher Vertraulichkeit mit meiner Tochter befinden?“

„Junge Leute —“ begann der Kommerzienrat.

„Ich erstaune!“ schnitt ihm Frau v. Kalau das Wort ab, ohne sich aus dem Sattel werfen zu lassen. „Ja, es sind junge Leute, von Kindheit an einander zugetan. Und diese harmonische Einigkeit hat nun zur Liebe geführt. Seit dem Tode meines Mannes bin ich berufen, über Barbaras Ruf und Ehre zu wachen, und ich kann Ihnen nur Glück wünschen, daß Kalau im Grabe liegt, denn wenn etwas ihn zur Wut hinreißen konnte, so war es ein Verstoß gegen die Hochachtung, die man seiner Familie schuldete.“

„Wenn wir nun aber doch eine andere Braut für unseren Sohn in Aussicht gehabt haben!“ sagte der Kommerzienrat.

„So haben Sie seinen heiligsten Rechten vorge-

griffen," erwiderte die Majorin und vergaß ganz, daß Bärbel auch von einem anderen gesprochen hatte.

„Die Liebe Ihrer Tochter," fiel Mertens grämlich ein, „wird ja so heiß nicht gewesen sein."

„Herr Kommerzienrat," sagte Frau v. Kalau sich erhebend, „dieses Gespräch ist eine Beleidigung, die ich mit Entrüstung zurückweise. Ich sehe, Sie wollen Ihren Sohn zum Treubruch verleiten. Gut — ich spreche jetzt für meine Tochter mit, wenn ich sage: Die gestrige Verlobung Ihres Sohnes mag null und nichtig sein, wenn er es mit seiner Ehre für vereinbar hält, ein junges, ihm vertrauendes Mädchen dem Gerede und Gespött der Lästerzungen preiszugeben. Stellen Sie dies Ihrem Sohn vor, und danach mag er sich erklären. Ich rede jetzt kein Wort weiter. Leben Sie wohl!"

„Dich wollen wir schon kriegen!" murmelte sie hinter ihm her, als er mit zitteriger Hand die Tür geschlossen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein warmer Südwest blies durch die Straßen, Tauwetter verkündend, als der Kommerzienrat aus dem Hause der Majorin trat, um in seine Villa zurückzukehren, allwo Frau Susanne mit scharfer Handhabung häuslicher Geschäfte ihre Ungeduld zu meistern trachtete.

Vor dem Eingang stand sein Sohn im Gesellschaftsanzug, ihn erwartend. „Ich wollte euch zuerst aufsuchen."

„Wirklich? Die Güte selbst!" sagte der Kommerzienrat, durch seinen moralischen Hinauswurf aufs äußerste ergrimmt. „Es ist höchst anerkennenswert, uns nicht ganz auszuschließen. Wenn der Sohn und Erbe sich eine Lebensgefährtin gewissermaßen aus dem Ärmel schüttelt, haben die Eltern —"

„Ich bitte dich, Vater," sagte Arnolf, neben ihm die Stufen emporsteigend, „jetzt keine Bitterkeiten! Es

ist kein Grund vorhanden, sich gegenseitig aufzuregen und den Klatschbasen Stoff zur Unterhaltung zu geben."

„Danke bestens für gütige Belehrung," sagte der Kommerzienrat leise, da er die Stimme seiner Gattin vernahm. „Deine Mutter sieht die Sache, wie mir scheint, denn doch mit anderen Augen an."

In seinem Arbeitszimmer rief er durch die Tür: „Er ist hier!"

Frau Mertens trat mit finsterer Miene ein. „Ich habe schon den Zylinder im Korridor hängen sehen. Also wirklich? Hingehen und anhalten? Um dieses Mädchen anhalten? Wo du weißt, sehr genau weißt, daß wir die Familie Kalau allezeit von uns abgeschoben haben!"

„Das habe ich gewußt," sagte Arnolf, seine äußere Ruhe bewahrend, „und schwer genug empfunden."

„Und jetzt bist du glücklich 'reingefallen!" rief die Kommerzienrätin schroff. „Diese Katze ist so lange um dich herumgestrichen —"

„Ich bitte dich, Mutter," fiel Arnolf ein, „in unser aller Interesse, von diesem Ton abzusehen. Ich kann eine Familie, zu der ich in engere Beziehungen treten will, nicht so wegwerfend genannt hören."

„David, hast du das gehört?" rief Frau Mertens ihrem vor sich hinbrütenden Gatten zu. „Er will in Beziehungen treten! Hat gar keine Ahnung, daß er eingefangen ist. Stellt uns vor den Breunickes bloß, daß man sich schämen muß, einen solchen Sohn zu haben."

Arnolf schwoll die Stirnader an, aber er bewahrte seine Ruhe. „Bleibe also bei deiner Überzeugung," sagte er gedämpft. „Ich kann sie dir nicht nehmen und, was die Majorin anbelangt, streite ich sie dir auch nicht völlig ab. — Aber," fuhr er erregter fort, „in

betreff ihrer Tochter scheiden sich unsere Meinungen durchaus. Daß ich Bärbel immer geliebt habe, ist euch kein Geheimnis gewesen, und jetzt wiederhole ich als Mann, daß sie für mich der Inbegriff des Entzückens ist, daß ich sie liebe und glücklich sein würde, wenn sie dieses Gefühl teilen könnte."

„So!" knurrte der Kommerzienrat bissig. „Das kann sie also doch noch nicht? Als ich vorhin der Majorin gegenüber Zweifel daran aussprach, wollte sie durch die Decke fliegen vor Entrüstung."

„Ich bitte nochmals," sagte Arnolf lebhaft, „die Person der Mutter gänzlich auszuschließen und nur mich und Barbara im Auge zu behalten. Besser wäre es ja gewesen, ich hätte der Versuchung eines Alleinseins mit ihr noch widerstanden, aber es geschah, um mich von dem Verdacht der Leichtfertigkeit und Undankbarkeit zu reinigen, in den ihr mich gebracht hattet durch das mir aufgezwungene Versprechen, jeglichen Verkehr abzubrechen. Wenn ich dabei die Vorsicht außer acht ließ, die Barbara von mir fordern durfte, und wenn ich bis hart an die Grenze dessen ging, was meine ganze Seele erfüllte, so ist nicht zu vergessen, daß jeder andere unser Beisammensein ebensogut belauschen konnte, wie Frau v. Kalau es tat. Und darin hat sie ja recht: Kein Mann sollte so sehnsüchtig eines Mädchens Hand an seine Lippen drücken, wie ich es tat, der nicht die Absicht hat, sie fürs Leben zu gewinnen."

„Dieses Alleinsein war doch bloß ein Trick, um dich einzufangen," sagte die Kommerzienrätin zornig. — „Was sagst du, David? Er ist blind wie ein Maulwurf!"

„Wenn er durchaus hereinplumpsen will, so laß ihn plumpsen," sagte Mertens, dessen Übelbefinden sich steigerte. „Aber das hast du wohl nicht überlegt, daß

ich der Spekulation dieser Damen und deinem Ungehorsam noch einen gewaltigen Riegel vorschieben kann und vorschieben werde. Wenn die beiden sich gedacht haben, sich in unser Nest zu setzen, so irren sie sich gründlich. Du hast dein Gehalt — Punktum! Ich entziehe dir jede Zulage. Und was mein Testament anbelangt, da wird man sich auch noch wundern. Das kannst du bei deiner Werbung mit einfließen lassen — da wird sich der Kalausche Eifer ja wohl abkühlen."

„Es wäre in der Tat strafbar, Vater, wollte ich diesen deinen Entschluß nicht erwähnen," sagte Arnolf mit klopfenden Schläfen. „Barbara hat freie Wahl. Ich wüßte auch nicht, daß sie an Luxus je gewöhnt gewesen wäre. So kleinlich und berechnend ist sie nicht, dazu kenne ich sie zu gut."

„Geh wieder ins Ausland!" rief die Kommerzienrätin hastig. „Damit verläuft die Angelegenheit im Sande."

„Die Majorin," fiel Mertens bissig ein, „ist ein so schlauer Fuchs wie nur möglich. Sie meinte, wenn Arnolf es mit seiner Ehre vereinbar hält, dann soll die Geschichte aus sein. Geh hinüber und sage ihr: Ich kann's ganz gut ertragen. — Basta!"

„Und auf Barbara bleibt der Fleck sitzen," sagte Arnolf, mit großer Selbstüberwindung eine heftige Aufwallung niederkämpfend. „Ich gehe einfach fort, und sie kann zusehen, wie sie den Fleck auf ihrem guten Ruf wieder los wird!"

„Also — von dieser Schwiegertochter wissen wir beide nichts," fiel die Kommerzienrätin mit harter Stimme ein. „Nun tue, was du willst. — David, du mußt kalte Umschläge haben, komm! — Ich wünschte," setzte sie ergrimmt hinzu, „dieser Basar wäre geblieben, wo der Pfeffer wächst."

Arnolf sah seinen Eltern schweigend nach. Das Gefühl der Vereinsamung in diesem Hause überdrang ihn wieder mit trauriger Kälte. Wenn er auch nicht erwartet hatte, Billigung zu finden, ein Verständnis für seine Handlungsweise hatte er doch vorausgesetzt, darauf war das Ergebnis seiner durchwachten Stunden gegründet worden. Nun war ihm der Boden entzogen.

Er konnte die Sache drehen und wenden, wie er wollte, das Resultat blieb immer eine Schädigung an Bärbels Ruf. Sie konnte gar nicht anders, als zu ihm stehen, wie er zu ihr stand, auch dann, wenn er ihr nichts weiter zu bieten hatte als sein Gehalt.

Langsam schritt er aus dem Zimmer und auf den offenen Flur hinaus, wo die vergraute Gipsbüste auf dem massigen Schrank einen Lichtstrahl quer über der Nase trug, der wie ein höhnisches Rümpfen in dem löcherigen Gesicht wirkte, als spotte es hinter dem Absteigenden her.

Der Weg zum Nachbarhause war kurz. Nur der Garten lag dazwischen, und durch das jetzt kahle Buschwerk sah Arnolf die Steige, auf denen er mit Barbara seine schönsten Stunden verspielt und verplaudert hatte. Damals lief sie ihm mit offenen Armen entgegen — und heute?

Er zog die Glocke, fest entschlossen, völlige Wahrheit und Klarheit walten zu lassen, soweit es von seiner Person abhing.

Die Majorin öffnete ihm selbst die Tür. Mit mildem Vorwurf reichte sie ihm die Hand. „Ich hatte Sie früher erwartet als Ihren Vater, lieber Arnolf. Mir wäre dadurch der Schmerz erspart worden, in Unfrieden von ihm zu gehen. — Legen Sie ab! — Wir wollen uns doch ein junges Glück nicht durch Kleinigkeitskrämerei entweihen lassen. Ihr Vater litt offenbar

noch an den Nachwehen des gestrigen Festes. Champagner ist ein heimtückischer Freund. Mein seliger Mann pflegte immer zu sagen: Es ist ein schnödes Gesöff! — Kommen Sie, bitte, herein! Barbara wird gleich mit ihrer Toilette fertig sein."

In Wahrheit hielt Bärbel nebenan einen Brief ihres Berliner Onkels in der Hand, den der Postbote soeben abgegeben. Herr v. Kalau zeigte darin seiner Schwägerin an, daß er seinen Haushalt in Berlin aufgelöst habe und nach dem Wohnort seiner verheirateten ältesten Tochter überzusiedeln gedenke.

Also auch diese Zuflucht, wenn sie sie hätte benützen wollen, war ihr nun versperrt.

„Nehmen Sie auf diesem Sessel Platz," sagte die Majorin herzlich. „Ihr lieber Vater hat ihn vorhin eingenommen. Man muß, das ist Pflicht und Herzenssache, den Wunderlichkeiten des Alters immer nachsichtig gegenüberstehen. Niemals wird man mich in dieser Auffassung wanken sehen. Sagen Sie das Ihrem Vater, lieber Arnolf."

Er hatte wenig von dem allem gehört. Ein rastloser Schritt, den sein Ohr durch die geschlossene Tür des Nebenzimmers erlauschte, fesselte seine Aufmerksamkeit.

„Ich komme," sagte er, die Erwartung der Majorin endlich befriedigend, „um die Hand Ihrer Tochter Barbara anzuhalten. Zwar gestern —"

„Hatten Sie schon meine Einwilligung mit Freuden erhalten," fiel Frau v. Kalau scherzend ein. „Gewiß. Und ich wiederhole heute: Wem sollte ich mein Kind lieber anvertrauen, als dem Freunde ihrer Jugend? Einem Manne, den ich als Knaben schon liebgewann, als Jüngling schätzte und jetzt mit vollem Vertrauen Schwiegersohn nenne! Nehmen Sie meine Tochter, lieber Arnolf — und meinen Segen dazu!"

Ihr Antlitz strahlte die Aufrichtigkeit ihrer Freude wider, als sie ihm ermutigend die Hand drückte. „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, lieber Arnolf. Nur heraus damit! Es ist alles menschlich, was im Leben passiert. Mein seliger Mann pflegte zu sagen: In irgend einem Punkt ist jeder Mensch ein Narr oder ein — Sie gestatten, daß ich den Ausdruck unterschlage. Sie wollen von Ihren lieben Eltern sprechen und ihrem unbegreiflichen Widerstand — nicht wahr?“

„Allerdings,“ sagte Arnolf sehr ernst, „das muß zur Sprache kommen. Ich habe soeben diesen Widerstand als vorläufig unbesiegbar erkennen müssen. Es ist mir nicht gelungen, eine Stelle zu finden, wo er zu erweichen gewesen wäre. Sie müssen gleich mir damit rechnen, daß meine Eltern unserer Verlobung mißbilligend gegenüberstehen.“

„Wie traurig für sie selbst!“ sagte Frau v. Kalau, der diese Eröffnung nichts Neues war, aber die sie in Anbetracht des recht erheblichen Pflichtteils, auch nicht besonders angriff.

„Ich werde alles daransetzen, Barbara dieses peinliche Verhältnis so unfühlbar zu machen wie nur möglich.“

„Das werden Sie!“ rief die Majorin gerührt. „Und was Barbara betrifft, so stehe ich dafür, daß sie es überwinden wird. Lassen Sie doch den guten Klatschpasteten hier das Vergnügen, über die Verlobung zu spötteln. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ich rufe nun Barbara und lasse euch allein, ihr Lieben.“

„Einen Augenblick noch!“ sagte Arnolf, die Aufspringende zurückhaltend. „Ein Punkt ist noch zu erörtern. Mein Vater hat sich von heute an in materieller Hinsicht von mir abgewandt. Ich bin somit lediglich auf mein Gehalt angewiesen.“

„Was Sie sagen!“ rief Frau v. Kalau, nicht gerade angenehm überrascht. „Das ist ja grausam und unchristlich im höchsten Maße.“ Aber sie faßte sich schnell. Solche Androhungen hatten meist kurze Beine. Also nickte sie ihm ermutigend zu. „Liebe, mein guter Arnolf, sieht nicht auf Geld, und Glück berechnet sich nicht nach Gold und Banknoten. Ich darf wohl sagen, daß mein seliger Mann diesen Standpunkt glänzend vertrat, als er um meine Hand warb. Sein Lieblingsspruch war: Glück verzapft sich nicht wie Spatenbräu. — Ich hole jetzt Barbara.“

Arnolf blieb allein. Nur ein bißchen fahler Sonnenschein war mit ihm auf dem Gange zum Fenster, wo Bärbels Buch aufgeschlagen auf dem Tische lag.

Mit heißer Sehnsucht nahm er es zur Hand.

Aber da trat sie schon ein, unwiderstehlich schön in ihrer Jugendpracht und Herrlichkeit.

Die Mitteilungen, die Frau v. Kalau ihr im Fluge zugeflüstert, übten nicht den mindesten Reiz in diesem Augenblick auf sie aus. Es war ihr ganz gleich, ob er im Golde wühlte oder nicht. Sie dachte nur daran, was Stettenborn, wenn er ihre anscheinende Vertraulichkeit mit Arnolf Mertens erfuhr, ohne daß die Verlobung hinterdrein folgte, bei sich denken würde.

Also gerade das, was sie zurückschreckte, trieb sie an, das zu tun, was ihr innerstes Gefühl ihr widerriet.

Arnolf, dem ihr Anblick alle Selbstvorwürfe von neuem wachrief, ging ihr schweigend entgegen.

Ihre dunklen Augen hafteten an ihm, und doch war es, als sähe sie an ihm vorüber in die Ferne hinein.

„Die Sache ist ja nun erledigt,“ sagte Bärbel, ohne ihm die Hand zu reichen. „Wie das aber mit Ihren Eltern werden soll —“

„Ehe wir von ihnen sprechen,“ fiel er mit warmer

Innigkeit ein, „sprechen wir von uns selbst. Ein Wort vor allem, Barbara: Verzeihen Sie mir, daß ich mich hinreißen ließ. Ich hätte nicht vergessen dürfen, daß es außer uns noch andere gab, Neugierige und Unberufene.“

Sie war ehrlich genug, bei dieser Andeutung auf die strategischen Künste ihrer Mutter zu erröten, aber sie gab keine Antwort.

„Für mich, der das Glück seines Lebens von jeher in Ihrem Besitze sah,“ fuhr er leiser fort, ihre widerstrebende Hand ergreifend und in der seinen festhaltend, „könnte ein Abschluß wie dieser nur ersehnenswert sein, wenn ich die Gewißheit hätte, daß Sie —“

„Wir sind nun eben ein Brautpaar,“ sagte sie kurz abbrechend. „Über das Wenn und Aber nachträglich zu philosophieren, ist überflüssig. Wir beschäftigen uns besser mit dem, was ist, und mit dem, was sein wird.“ Ihre Stimme verriet, daß die äußere Kälte, die sie bewahrte, zu ihrer inneren Erregtheit im Gegensatz stand. „Zunächst werde ich grenzenlos beneidet werden von allen Metas und Breunickes dieser wohlmeinenden Stadt und allen denen als Vorbild dienen, die nach einem männlichen Goldfisch angeln. So weit könnte ich herzlichen Spaß daran haben, denn nichts freut mich mehr, als Schnüfflernasen ein paar feste Nasenstüber auszuteilen. Aber die andere Seite der Sache,“ fuhr sie mit gerunzelter Stirn fort, „die ich nicht so abschütteln kann, erbittert mich. Mein freier Wille sträubt sich gegen den Zwang, den Ihre Unvorsichtigkeit mir auferlegt. Weshalb blieben Sie nicht sitzen, wo Sie saßen? Wozu diese enge Annäherung? Ich wünschte, ich hätte meine Hände eingewickelt und versteckt.“

Er heftete einen langen und traurigen Blick auf



sie. „Wenn ich gewußt hätte in dem Augenblick, als alles in mir mich zu Ihnen hinzog, daß die Erinnerung an Ihre einstige Zuneigung so gänzlich —“

„Sie meinen den Kuß?“ fiel Bärbel hastig ein. „Das war Unsinn. Ein vierzehnjähriger Schnabel verhaut sich öfter. Gern hatte ich Sie ja, und leid taten Sie mir auch — und wenn alles so geblieben wäre, wie es war, dann wäre vielleicht etwas daraus geworden. Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Das sage ich offen, wenn ich jemand liebhätte, lieb, was ich liebhaben nenne, dann verursachten mir seine widerhaarigen Eltern weiter kein Herzweh. Sie könnten sich meinetwegen auf den Kopf stellen. Also, das wäre das letzte, was mich abschrecken könnte. Und wenn ich ohne jemand nicht leben könnte, weil ich ihn liebte, würde ich wahrhaftig nicht danach fragen, wie viel oder wie wenig er in seinem Geldbeutel hat.“

Er küßte ihr stumm die Hand. Dieses Bekenntnis tat ihm unsäglich wohl, wie schmerzlich es auch anderseits ihn traf.

„Dabei ist weiter gar nichts zu verhimmeln,“ sagte Bärbel, ihre Hand zurückziehend. „Ich wollte nur klarstellen, daß ich Sie nicht liebe, und daß ich fest darauf rechne, auch von Ihnen nicht mehr hören zu müssen, daß Sie mich so überschwenglich anbeten. Dann wird die Sache sich soweit erträglich gestalten. Denn das sage ich — Mutter ist nicht anwesend — gerade heraus, wenn ich das geringste gelernt hätte, was sich zum Broterwerb verwerten ließe, so sagte ich noch heute adieu und schöbe Verlobung, Hochzeit, Schwiegereltern und den ganzen Bimbam mit einem Ruck von mir ab. So steht's.“

Sie hatte mit fliegendem Atem und leuchtenden

Augen gesprochen, ohne zu beachten, daß in Arnolfs Antlitz ein merklicher Wechsel sich vollzog.

Er trat zurück, und seine Stimme klang kühl, als er fragte: „Wünschen Sie, daß die Verlobung widerrufen wird? Sie haben das Vorrecht, zurückzutreten.“

Bärbel errötete, aber sie sagte nichtsdestoweniger erregt: „Wenn ich das vereinbar mit meinem Ruf gehalten hätte in diesem gesegneten Klatschnest, so wäre die Lösung sehr einfach gewesen.“ Sie dachte wieder an Stettenborn und sein Urteil über sie. „Nein! Das will ich nicht.“

„Dann ist es Ehrensache für mich, bei der Stange zu bleiben,“ sagte er förmlich. „Es wird sich ja später noch ein Ausweg finden, hoffe ich. Vorläufig steht also der Veröffentlichung nichts im Wege.“

Hier trat die Majorin, deren Ohr von dem Türspalt nicht gewichen war, lebhaft ein. „Vom Anzeigen ist die Rede, wie ich höre? Das nehme ich gern auf mich. Wenn Sie die Ringe besorgen wollen, lieber Arnolf —“

„Ich bestelle sie auf dem Heimweg,“ sagte er, sich verabschiedend.

Er reichte Barbara nicht die Hand, verneigte sich flüchtig, und schon fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Bärbel atmete tief auf. „Sage kein Wort, Muttchen! Hörst du? Kein Wort! Ich könnte es jetzt nicht ruhig mitanhören.“

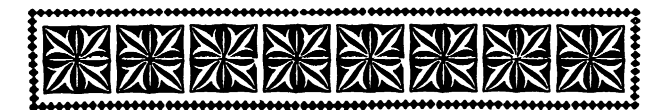
Frau v. Kalau schluckte hinunter, was ihr auf der Zungenspitze brannte, holte Tinte und Feder herbei und setzte die Verlobungsanzeige auf. Es gewährte ihr eine erhebende Befriedigung, ihren Namen ausführlich darunter zu schreiben: Henriette v. Kalau, geb. v. Rotterbach-Strettau aus dem Hause Sellentin.

„Das werde ich diesen Mertens doch einmal unter die Nase reiben," sagte sie aufstehend. „Sie bekommen reines Adelsblut durch dich in ihre obskure Bürgerlichkeit, und sie haben es nötig. Denn wie ich mir habe sagen lassen — im strengsten Vertrauen selbstverständlich — hausierte der Großvater von Frau Mertens irgendwo in Ostpreußen mit Schnupftabak und Streichhölzern. Aber der Reichtum deckt heutzutage Schlimmeres zu als Stiefelwichse."

Bärbel antwortete nichts auf diese wohlwollende Betrachtung und ging aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)





Jung-Japan.

Von Felix Baumann.

Mit 9 Bildern. ✦ (Nachdruck verboten.)

In meinem japanischen Zimmer hängt eine einfache, kleine Tuschzeichnung, die mir ein kleiner Japaner bei meinem letzten Abschiede von Japan angefertigt hat, und die mir meine liebste Erinnerung an Jung-Japan ist. Der Knirps hatte die Zeichnung in meiner Gegenwart innerhalb weniger Minuten vollendet und mir durch die kunstvolle Art der Ausführung wieder einmal bewiesen, daß die Japaner geborene Zeichner sind.

Das war meine letzte Begegnung mit Jung-Japan. In Erinnerung ist mir auch noch meine erste. Ich befand mich auf dem Rückwege von dem am Golf von Obama gelegenen Örtchen Mogi nach Nagasaki, als sich plötzlich die Pforten eines Schulhauses öffneten und die liebe Schuljugend ins Freie stürmte. Mich sehen und mein zweiräderiges Wägelchen umringen war eins. Mein Kuli erfaßte die Situation und wollte mich im schnellsten Laufe aus dem Bereiche der übermütigen Gesellschaft bringen, er hatte jedoch die Rechnung ohne die flinken Beine der Jungen gemacht. Sie blieben uns dicht auf den Fersen, und erst am Ende des Dorfes verzichteten sie darauf, dem „erhabenen Fremdling“ das Ehrengeleit noch weiter zu geben.

Der Vorfall war an und für sich recht unbedeutend,

aber das gesittete Benehmen der Kleinen fiel mir auf. Gewiß, es war eine große Lustigkeit vorhanden, von Ungezogenheit und Aufdringlichkeit jedoch keine Spur. Und das ist der Kernpunkt in dem Wesen der japanischen Jugend. Trotzdem die Kinder ohne jede Strenge und unter Ausschluß der Körperstrafen erzogen werden,



Auf der Mutter Rücken.

läßt ihr Verhalten nichts zu wünschen übrig. Während man bei uns den Kindern in ihren jungen Jahren nur allmählich größere Freiheit gönnt, kann das japanische Kind von frühester Jugend an tun und lassen, was ihm beliebt. Die Kinder werden bewacht, aber es werden ihnen keine Schranken auferlegt. Züchtigungen werden als ein Zeichen mangelnder Erziehung der Eltern angesehen.



Während der Erntezeit.

Die Erziehung der japanischen Mädchen ist ganz darauf gerichtet, sie zu tüchtigen Hausfrauen, freundlichen, gehorsamen, treuen Gattinnen und liebevollen Müttern heranzubilden. Auch auf Anstand und Etikette wird viel gehalten; in der Schule sind für die Mädchen besondere Unterrichtstunden dafür angesetzt. Auf die graziöse Art der Japanerin, sich zu verbeugen, könnte jede europäische Salondame stolz sein.

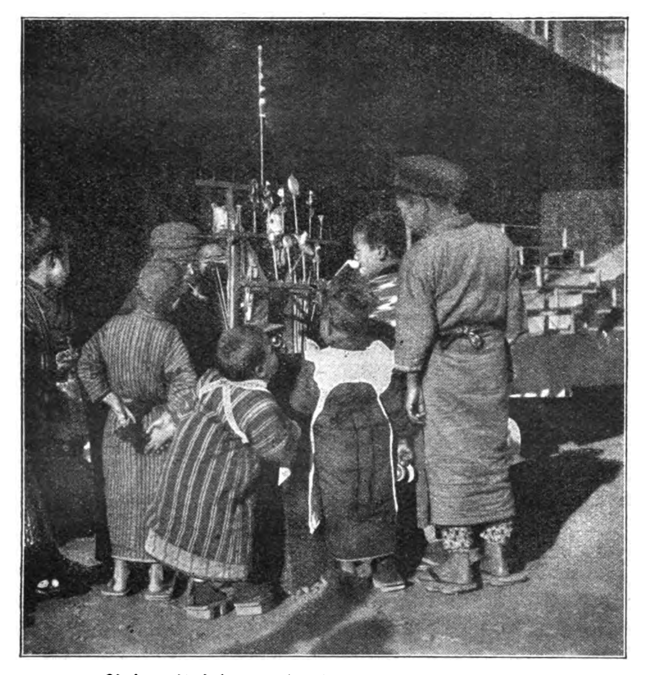
Die Erziehung der Mädchen ist bis vor kurzem eine vorzugsweise ästhetische gewesen; wohl etwas Lesen, Schreiben und Rechnen, in erster Linie jedoch Unterricht in den schönen Künsten, im Blumenbinden, in der Dichtkunst, der Malerei und vor allem in der Musik. Der Unterricht erstreckt sich auch auf die Bereitung und das Trinken des Tees, das Anzünden und Räuchern von wohlriechenden Gegenständen, die Anfertigung von Stickereien und Luxusarbeiten mit der Nadel und auf pantomimische Tänze.

Nirgends außerhalb Japans dürften Schulen zu finden sein, in denen Unterricht in der Bereitung und im Trinken des Tees erteilt wird; desgleichen Lehrer, die ihre Schülerinnen unterweisen, wie man Räucherwerk anzündet und den Duft auf sich wirken läßt. Die Japaner nennen es nicht „Blumenarrangieren“, auch betrachten sie den Tee nicht nur als ein Getränk und Räucherwerk nicht als Parfüm, sondern die jungen Mädchen werden angehalten, Tee, Blumen und Räucherstoffe, wie überhaupt alle Dinge mit der Moral in Verbindung zu bringen und über sie zu philosophieren.

Wie im Okzident so gibt es heute in Japan eine große Zahl von Bildungsanstalten, die nur für die Mädchen bestimmt sind und ihnen Gelegenheit geben, sich in allen Zweigen der Wissenschaften auszubilden.

Das größte Verdienst für die Entstehung dieser Anstalten gebührt der jetzigen Kaiserin-Witwe Haruko und dem Professor Jinzo Naruse, dem Begründer des ersten freien Unterrichts in Japan.

Doch zurück zu dem jüngsten Volk im Kimono.



Beim Spielwarenhändler auf der Straße.

Der bekannte Japanologe Sir Rutherford Alcock hat das Land der aufgehenden Sonne das „Kinderparadies“ getauft. Nicht mit Unrecht, denn in Japan dreht sich alles um die Kleinen und Kleinsten. Davon kann man sich auf japanischem Boden auf Schritt und Tritt überzeugen, besonders während der verschie-

denen Tempelfeste. Ein Tempelfest ohne Spielzeug für die Kinder wäre wie Weihnachten ohne Tannenbaum in einer kinderreichen deutschen Familie. Die japanischen Gaben beschränken sich allerdings nur auf Kleinigkeiten, aber diese Bagatellen summieren sich im Laufe des Jahres zu einem ansehnlichen Geschenkhaufen.

Wie rührend schreibt Lafcadio Hearn in seinem Buche „Blicke in das unbekannte Japan": „Keine Mutter könnte es übers Herz bringen, einem Tempelfest beizuwohnen, ohne für ihr Kind irgend ein Spielzeug zu kaufen; und selbst die ärmste Mutter kann es erschwingen, denn die Preise der in einem Tempelhofe zum Verkauf ausgestellten Spielsachen bewegen sich zwischen einem Fünftel eines Sen (1 Sen = 2,09 Pfennig) und drei oder vier Sen."

Man muß sich einmal persönlich zwischen den Verkaufsständen bewegt haben, um sich einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der japanischen Spielsachen machen zu können. Drachen, Waffen, Federballspiele, Fahnen, Schiffe, Bälle, Puppen, Werkzeuge und so weiter, alles liegt bunt durcheinander und zeichnet sich durch eine sinnverwirrende Farbenpracht aus.

Und die Händler selbst! Auch sie sind nur bestrebt, ihre kleinen Kunden und Kundinnen aufs angenehmste zu unterhalten. Einige haben ihr Geschäft mit einer Kinderlotterie verbunden, die es dem jungen Volk ermöglicht, vielleicht gratis zu einem Geschenk zu kommen. Der Verkäufer von Naschwaren setzt sich eine Teufelsmaske auf, schlägt eine Trommel und führt phantastische Tänze auf, der Reiskuchenhändler ergeht sich in Gliederverrenkungen, während ein anderer Zuckerbäcker brennende Kugeln verschluckt oder ein anderer dressierte Käfer vorführt. Jeder Händler hat

seinen besonderen Kindertrick und kommt auf seine Kosten. Die wahren Rattenfänger von Hameln, aber bei ihnen kommen die Kinder höchstens nur mit einem verdorbenen Magen davon.

Dann hat Jung-Japan zwei Festtage ganz für sich:



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

die Mädchen das große Puppenfest, die Knaben den Bannertag. Das Puppenfest, das sogenannte „Hinamatsuri“, vereinigt am 3. März jeden Jahres die gesamte Mädchenwelt. Es wird in jedem Hause, in dem sich Töchter befinden, besonders in Familien, denen während der letzten zwölf Monate ein Töchterchen

geboren wurde, abgehalten. Die Vorbereitungen für das Puppenfest beginnen bereits eine Woche vorher. Die Kisten, die die Puppen des vorigen Jahres enthalten, werden ausgepackt, die schadhaften Puppen ausgebessert und passende Gestelle in dem „Tokonoma“, dem erhöhten Ehrenplatze in der Nische des Empfangsalons, errichtet. Die Feststube wird mit bunten Lampen, Kirschen- und Pfirsichblüten und anderen Blüten und Blumen geschmückt. Auf den gleichfalls mit Blumen und farbigen Decken verzierten Gestellen werden die Puppen geordnet. Die höchste Stelle nimmt das „Dairi“, der Palast des Mikados, ein. Vor demselben werden die Figuren des Kaisers und der Kaiserin „Kisaki“, rechts von diesen die des „Sadaijin“, des großen Ministers der Rechten, und links des „Udaijin“, des großen Ministers der Linken, und das fünfstimmige Orchester „Goninbayashi“ aufgestellt. Um diese herum und auf den tieferen Gestellen werden die anderen Figuren, wie die Höflinge, die Hofdamen, Gärtner, Hausdiener mit Besen und so weiter nach ihrer Rangordnung, Hunde, Katzen, Ochsen und andere Haustiere, und dazwischen Küchen- und Hausgeräte von entsprechender Größe, Blumenvasen und Lichter in zierlicher Ordnung verteilt.

Die Mädchen erhalten neue Kleider und Gürtel sowie neue Puppen zum Geschenk, und die alten vorjährigen Puppen werden neu bekleidet. Abends wird der Saal festlich beleuchtet und die ganze Bekanntschaft zu einem Festmahle eingeladen. Den kaiserlichen Puppen wird dabei von jedem Gerichte in kleinen Porzellan- oder Lackgefäßen vorgesetzt.

Während des ganzen Tages werden Mädchenbesuche ausgetauscht sowie die Schaustellungen der Puppen bewundert, wobei die Gäste mit einem milch-

ähnlichen Getränk aus kleberreichem Reise (Shiro-sake) und mit Mirin, einer japanischen Würze, bewirtet werden. Am Tage nach dem Fest wird eine Art Nachfeier abgehalten, die Reste der Speisen werden verzehrt und die Puppen wieder eingepackt.



An einem Festtage in Jokohama.

Wie für das Puppenfest, so beginnen auch für das Bannerfest der Knaben die Vorbereitungen bereits eine Woche vorher. Das Fest, das „Goyatsuno-sekku" oder auch „Tango" nach dem an diesem Tage gehißten Banner genannt wird, soll die männliche Jugend an die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes erinnern, sie zur Tapferkeit anspornen und den kriegerischen Sinn und die alten Yamatitugenden in

ihnen erwecken. Daher werden wie beim Mädchenfeste die Puppen, in diesem Falle die Figuren und Abbildungen der alten Nationalhelden, unter denen die Kaiserin Jingu Kogo und ihr Sohn Ojin Tenno,



Unter den blühenden Kirschbäumen.

der Kriegsgott Hachiman nicht fehlen dürfen, auf einem Schaugerüste in dem mit Waffen geschmückten „Tokonoma" aufgestellt.

Statt der Hausgeräte des Puppenfestes kommen bei dem Knabenfest jedoch Modelle von Streitrossen, Rüstungen und allerlei Waffen, deren Größe den Figuren entspricht, zur Verwendung. Die Schaubühne ist mit kleinen Flaggen und Bannern, die das Familienwappen zeigen, geziert. Ein großes, wappen-

geschmücktes Banner weht vom Dache des Hauses, auf dem auch ein riesiger Karpfen aus rotem Papier an einer langen Bambusstange gehißt wird. Da nach japanischer Ansicht ein Karpfen gegen die stärkste Strömung anschwimmen und sogar Wasserfälle überspringen kann, so soll er beim Knabenfest die Überwindung aller Hindernisse im Leben eines jungen Mannes versinnbildlichen. Der hohle Papierfisch,



Mutter liest vor.

dessen Mund ein Bambusreif offenhält, wird durch den Wind ballonförmig aufgeblasen, so daß ein Gang durch die Straßen am Knabenfeste einen kuriosen Anblick gewährt.

Gegenseitige Besuche und Bewirtungen der Knaben finden ähnlich wie bei dem Mädchenfeste statt.

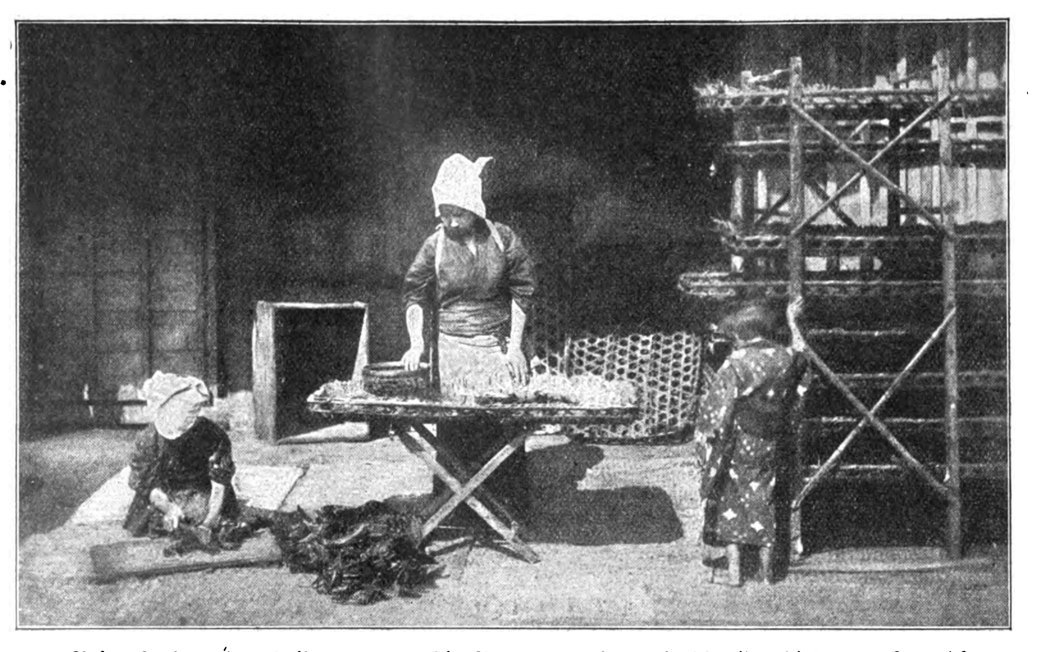
Eine originelle Sitte wird auch am Vorabend des Festes beobachtet. Drei Kalmusschäfte und ein Mistelzweig werden mit Reisstroh zusammengebunden und



Beim Spiel.

über dem Hoftor angebracht, nach dem Feste jedoch wieder abgenommen. Als Getränk gibt es am „Bannertage" einen mit feingeschnittener Kalmuswurzel gewürzten Reiswein und Reiskuchen, die in die Blätter einer immergrünen Eiche gewickelt sind.

Eine große Belustigung für die männliche Jugend ist in Japan auch das Drachensteigen, während die Mädchen am Federballspiel einen großen Gefallen



Beim Züchten der Seidenraupen: Die Raupen werden mit Maulbeerblättern gefüttert.

finden. Letzteres ist bei den jungen Mädchen beliebt, weil es ihnen Gelegenheit gibt, ihre natürliche Grazie zum Ausdruck zu bringen. Von den anderen Knabenspielen seien noch das Kreiselwettspiel und die Genji- und Heikekämpfe erwähnt, die an die Zwistigkeiten der Minamoto- und Tairaclane erinnern sollen. Die Parteien haben auf dem Rücken eine rote oder eine weiße Fahne beziehungsweise auf dem Kopfe einen aus Ton gefertigten Helm befestigt. Die Aufgabe der Kämpfenden ist es, dem Gegner die Fahne zu entwenden oder mit einem Bambusschwert den Helm zu zertrümmern.

Zu den gemeinsamen Spielen gehören das „Mawari doro", das Befestigen schwarzer Papierfiguren in einer brennenden Laterne, die sich infolge der Hitze dann bewegen, oder das „Sogu roku" (eine Art Puffspiel), das „Juroku musashi" (Fuchs- und Gansspiel), das „Iroha garuta" (Spiel mit Alphabetkarten), das „Hiaku nin issihu garuta" (Spiel mit Karten, die die 101 Verse der Dichter zeigen), das „Kokin garuta" (Spiel der alten Oden) und das Spiel der 53 Poststationen zwischen Tokio und Kioto. Auf einer Mappe sind Bild und Name der betreffenden Stationen vermerkt, und jeder der Spieler setzt auf einen Ort. Dann wird gewürfelt. Wer zuerst in Kioto eintrifft, der hat gewonnen.

Einige der Spiele sind den Fremden nur schwer verständlich. So das „Senjo krannon". Ein Kind nimmt das andere Rücken an Rücken auf den Buckel und will dadurch eine der Heiligen repräsentieren, die einen der schmalen Schreine der Göttin der Barmherzigkeit auf dem Rücken herumtragen, um dem gewöhnlichen Volk Gelegenheit zur Anbetung zu geben. Ferner das „Ahiruna tamago", das Enteneispiel, wobei ein

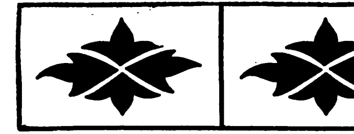
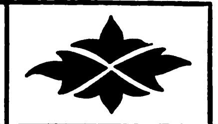
kleines Kind schräg auf dem Rücken gehalten wird, während die anderen singend herumstehen.

Nicht vergessen will ich auch die Jagd auf Grashüpfer und die Leuchtkäferjagd, die abends mit zierlichen Fächern ausgeführt wird. Gedenken muß ich auch des „Bon matsuri“, des Kindertotenfestes, das besonders in Nagasaki und Kioto sehenswert gefeiert wird. In Nagasaki schwimmen Tausende von kleinen illuminierten Booten, die die Opfergaben für die Seelen der verstorbenen Kinder enthalten, auf dem Wasser umher, während in der alten Landeshauptstadt Kioto die umliegenden Höhen glänzend erleuchtet sind.

Das Kinderparadies! Wenn man Jung-Japan in seinem bunten Kleiderstaat auf einem Tempelfest beobachtet, mit welcher Freude es die geschenkten Gaben betrachtet und wie fröhlich es sich an den gemeinsamen Spielen beteiligt, dann kann man dem Alcockschen Ausspruch nur beipflichten.

Auch die Arbeit wird da den Kindern zum Vergnügen, sei es, wenn sie bei der Ernte helfen, sei es, wenn sie der Mutter beim Züchten der Seidenraupen beispringen — Jung-Japan ist immer lustig.



Liebe Sorgen.

Novelle von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Sie schlug die Augen auf, blinzelte in die Lichtstreifen hinein, die durch die Spalten der herabgelassenen Läden durchs Fenster kamen, und sah nach der kleinen, goldenen Uhr auf dem Nachttisch.

Zehn Uhr vorüber! Ob man da noch weiterschlief? Vielleicht, daß der köstliche Traum, den sie soeben gehabt, dann weiterginge und sie in jene fessellose Welt führte, nach der sie sich so lange gesehnt.

Frau Sigrid schloß die Augen und versuchte, den verlorenen Faden zu ihrem Traumbild wieder in ihre Gedanken einzuspinnen.

Es gelang ihr nicht. Von draußen, aus den anderen Räumen der Wohnung, kamen zu viel ablenkende Geräusche. Schritte hallten, Türen gingen, und im Speisezimmer klirrte Porzellan und Silber.

Wie laut es doch in so einer Berliner Mietwohnung war! Durch die Wände glaubte Sigrid sogar das Plätschern des Wassers im Badezimmer zu hören, wo Richard wohl gerade war.

„Richard —“

Da hatte Sigrid die Augen auch schon wieder weit geöffnet. Was war das gestern abend doch für ein langes Gespräch gewesen zwischen ihm und ihr?

Der Traum ging ganz und gar verloren.

„Ich darf jetzt nicht weiterschlafen," durchfuhr es die junge Frau. „Ich wollte ja heute vormittag zu Margot gehen und dann zum Rechtsanwalt. Und dieser Rechtsanwalt hat nur bis ein Uhr Sprechstunde, und man muß doch endlich Schritte tun, um dem haltlosen und peinlichen Verhältnis zwischen Richard und mir ein Ende zu machen."

Mit einem Ruck erhob sich Sigrid. Ihre Hand suchte die elektrische Glocke.

Als das Zimmermädchen kam und mit dem üblichen geflüsterten „Guten Morgen" die Jalousie in die Höhe zog, floß grell und gelb die Wintersonne in den eleganten Raum.

Da lächelte Frau Sigrid.

Es gab so viel Licht in der Welt und so viel Erfüllung! Sie wäre eine Törin gewesen, wenn sie da kleinlichen Vorstellungen spießbürgerlicher Verwandter nachgeben und in dem goldenen Käfig bei Richard bleiben wollte. Überhaupt wo alles so leicht und glatt war! Richard würde nach der Scheidung sofort die längst geplante Reise ins Ausland machen und wenn er wiederkam, die Kinder in den Ferien und auch sonst bei sich sehen dürfen, so oft er danach verlangte.

Du lieber Gott — allzu häufig würde die Sehnsucht dem nervösen Vater wohl nicht kommen.

„Nein — das nicht!" sagte Sigrid aus ihren tiefen Gedanken heraus, als das Mädchen ein lichtblaues, spitzenbesetztes Morgenkleid über den Sessel vor dem Bett ausbreitete. „Ich fahre gleich nach dem Frühstück aus. Das graue Tuchkostüm legen Sie heraus. — Ist die Friseuse da? Gut. Dann gehe ich erst ins Ankleidezimmer. Sagen Sie der Köchin, daß sie in spätestens zwanzig Minuten das Frühstück bereit hält."

Als Sigrid in das Ankleidezimmer trat, stand das Kinderfräulein neben der Friseurin am Fenster, und das helle Lachen der beiden jungen Mädchen schallte durch das ganze Zimmer.

Darüber ärgerte sich die junge Frau. „Das ist ja gerade, als ob Sie im Theater wären!" meinte sie tadelnd. „Haben Sie beide Kinder heute zur Schule gebracht, Fräulein?"

„Ja — bereits um neun Uhr, gnädige Frau."

„Und im Salon Staub gewischt?"

Das Kinderfräulein preßte mit leisem Kopfschütteln die Lippen aufeinander.

„Also bitte!" sagte Frau Sigrid kurz. „Um zwölf Uhr wird's sonst wieder eine Hetzjagd mit dem Abholen der Kinder."

Das junge Mädchen ging rasch aus der Tür, während die Friseurin zu Kamm und Bürste griff. —

Als Sigrid nach kurzer Zeit fertig angezogen in das Speisezimmer trat, saß ihr Mann bereits am Tisch und frühstückte.

„Guten Morgen," sagte sie ironisch.

Er blickte flüchtig auf, löffelte sein Ei, und sagte ebenso ironisch: „Guten Morgen."

Dann aßen und tranken beide Ehegatten eine Zeitlang, ohne sich umeinander zu kümmern. Sie hatten sich ja schon lange nicht mehr viel zu erzählen. Ihre Interessen gingen zu weit auseinander. Nur in dem einen Punkte stimmte alles Tun beider überein: die Zinsen des großen Vermögens, das beide mit in die Ehe gebracht, auf die amüsanteste Art und Weise zu verbrauchen. Es fiel nicht schwer in Berlin, wahrhaftig nicht, vor allem verstand Richard Hallinger es gut, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Er fragte gar nicht mehr, ob Sigrid dieses oder jenes

auch für richtig fand, er tat es einfach. Sie hätte ja auch alles tun können, was ihr gefiel, ohne ihn zu fragen. Sie war ihr freier Herr, wie Richard ihr jederzeit erklärt hatte. Aber ſie achtete dieſe Freiheit nicht als ſolche, ſolange das Geſetz ſie noch an ihren Mann und ſein Haus band. Ihre Sehnſucht lief ſchon lange, lange den Weg voraus, den ſie nun gehen würde.

Was hinderte denn ſie und ihn an der Scheidung, wenn beide ihren eigenen Weg gehen wollten, um glücklich zu ſein?

„Haſt du Doktor Sprenger angeklingelt?“ fragte Sigrid endlich.

Er ſah gar nicht auf von ſeiner Zeitung. „Ja,“ ſagte er. „Er erwartet uns zwiſchen zwölf und ein Uhr.“

Die Bruſt der ſchönen Frau hob ſich mit einem tiefen Atemzuge. In dem Gefühl, vor der Pforte eines neuen, intereſſanteren Lebensabſchnittes zu ſtehen, kam eine leichte Wärme in ihren Ton. „Ich bin dir ſehr dankbar, Richard, daß du mir die Sache ſo leicht machſt. Es iſt ja auch wahr, man ſollte als vernünftiger und denkender Menſch das Wort ‚Sentimentalität‘ ganz aus dem Ideengang ſtreichen. Ich hatte geſtern abend die unbegründete Furcht, es könnte dir ſchwer fallen — der Kinder wegen.“

Der elegante Mann mit dem raſſigen, nervöſen Geſicht lächelte. „Unſinn!“ ſagte er. „Sie werden vielleicht zutraulicher werden wie ſonſt, wenn ſie mich ſeltener ſehen. Und ich glaube, auch deine Zeit werden die Kinder nicht mehr in Anſpruch nehmen wie jetzt. Denn du wirſt ja auch nicht das ganze Jahr über in Berlin bleiben wollen, du wirſt ja auch oft ohne ſie in der Welt herumreiſen, wie ich dich kenne.“

„Vielleicht,“ entgegnete Sigrid verſonnen. „Die Hauptſache bleibt ja, daß wir beide in der Lage ſind,

unbesorgt unseren Neigungen zu leben und trotzdem den Kindern nichts abgehen lassen zu müssen. Ich werde außer dem Kinderfräulein noch Margot für sie ins Haus nehmen. Sie ist resolut, zuverlässig und hat alle Grundbedingungen an sich, mich während meiner Abwesenheit zu vertreten."

„Eine staunenswerte Freundschaft ist das ja mit euch beiden! Na — mir kann's ja recht sein! Ich habe von jeher nicht viel für derartige überspannte Malweibchen übriggehabt. Zieh du mit deiner Margot zusammen, ich kenne höhere Genüsse."

Er las schon wieder.

In Sigrids Stirn stieg das Blut. Sie haßte ihren Mann in diesem Augenblick und begriff es nicht, daß es derselbe Mensch war, den sie vor acht Jahren leidenschaftlich begehrt hatte.

Ihre Finger falteten zuckend die Serviette zusammen. Gewaltsam zwang sie ihre Stimme zur Ruhe. „Wenn es dir also recht ist, treffen wir uns um halb eins beim Rechtsanwalt. Ich will jetzt gleich zu Margot fahren, halte mich da eine kleine Stunde auf und bin dann —"

„Ausnahmsweise einmal pünktlich, wenn ich bitten darf," unterbrach er sie. „Ich will noch zu Röbel auf die Bank, denn er war vorgestern im Klub ungenießbar. Aber er meint auch, daß es das beste wäre, dein und mein Geld ganz zu trennen. Einer deiner — Freunde wird dir schon raten, wie du es am vorteilhaftesten anlegst, vielleicht versuchst du's mal mit Hypotheken?"

Sigrid zog kühl die Schultern hoch und stand von ihrem Stuhle auf. „Das laß, bitte, meine Sorge sein. Es bleibt also dabei, um halb eins bei Doktor Sprenger?"

Er nickte.

Da ging sie ohne Gruß hinaus.

Auf der Straße nahm sie ein Auto. Und als sie zu dem Atelier der Freundin mit dem Fahrstuhl hinauffuhr, waren ihre Lippen immer noch fest zusammengepreßt wie vor einer halben Stunde in Richards Gegenwart. Sie haßte ihn — ja, sie haßte ihn! Seine höhnische Art, über Dinge zu sprechen, die sie angingen, verletzte sie aufs tiefste. Er hätte es doch aus tausend Einzelheiten, aus ihrer ganzen Natur und Neigung herausfühlen müssen, daß er ihr bis jetzt noch in keiner Hinsicht etwas vorzuwerfen hatte. Nur ihre Träume waren frei, aber die konnten ihm und seinen Rechten nichts schaden.

Die Entfremdung zwischen ihr und ihm war langsam gekommen, gliederte sich aus tausend kleinen Gründen zu einer großen Kette zusammen, die man nicht mehr zerreißen konnte. Wie im Taumel hatten sie die letzten Jahre dahingelebt, von einem Vergnügen in das andere waren sie gejagt, nur um nicht allein daheim sitzen zu müssen und den großen Riß in ihrer Ehe mit gleichgültigen Worten zuzudecken. Es war wirklich hohe Zeit zum Auseinandergehen, wenn Sigrid sich nicht selbst verlieren wollte.

In dem Atelier der Freundin war es sehr heiß. Die junge Frau riß sich den Pelz von der Schulter und warf ihn auf einen der niedrigen Sessel, wie sie in den verschiedensten Formen und Holzarten überall umherstanden.

Die Malerin, die sich ihre Finger an ihrer großen, grauen Schürze abgerieben hatte, nahm erstaunt die Hand der aufgeregten Freundin. „Nanu, du siehst ja aus wie Käse und Buttermilch. Was habt ihr denn wieder miteinander gehabt?“

Sigrid lächelte mühsam.

„Nichts! Du mußt nicht fragen, Margot! Helfen



sollst du mir! Es ist nun glücklich so weit mit Richard und mir, wir gehen auseinander."

„Definitiv?"

„Definitiv!"

„Gratuliere!" sagte die Malerin trocken. „Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich weitermale. Da kannst du auch besser erzählen, und ich brauche weniger zu fragen. Feg mal die Skizzen da vom Liegestuhl 'runter und setz dich. Dies Umherlaufen macht mich nervös. Ich glaube gar, du regst dich über die nun vollendete Tatsache auf, die doch nur eine Frage der Zeit bei euch sein konnte."

„Nein," sagte Sigrid hart, „gar nicht! Zu erzählen habe ich auch nichts. Du weißt ja alles. Das einzige Neue ist das, daß ich dich heute bitten will, zu mir zu ziehen. Dein Atelier hier kannst du ruhig behalten, oder noch besser, wir nehmen eine andere Wohnung, wo ein Atelier dabei ist, größer und schöner natürlich wie dieses hier."

„Du denkst wohl, ich kriege das Geld in Haufen für meine Bilder?" fragte Margot trocken. „Wie du das sagst: ‚ein schöneres' —"

Sigrid sah plötzlich sehr hochmütig aus. „Wenn ich dich bitte, zu mir zu ziehen, geht dich der Kostenpunkt selbstverständlich gar nichts an. Daß du darüber noch im Zweifel sein konntest! Du darfst dir sogar dein Monatsgehalt selbst bestimmen. — Verzeih, aber es ist doch richtiger, wir stellen die ganze Sache gleich auf richtige Füße."

„Bitte!" rief die Malerin lachend, indem sie von ihrer Leinwand forttrat und zu der Freundin hinüberging. „Ich hätte dir einen so großen Freundschaftsbeweis gar nicht zugetraut. Denn im Grunde genommen bist du bisher immer sehr gut ohne meine

Ratschläge fertig geworden. Was habe ich dir damals gesagt, als dein Mann dich und die Kinder zu vernachlässigen begann? Als er sich die Jagd anschaffte, die Klubabende? Laß dir's nicht gefallen, habe ich gesagt, sei wenigstens in dieser einen Hinsicht ihm gegenüber schlau! Aber nein — nichts hast du getan, nur die Unnahbare, Beleidigte gespielt und dabei doch jeden Rummel mitgemacht, der dich das Elend daheim vergessen ließ. Es gab keinen großen Basar in Berlin, keine größeren Feste, Premieren, wo du nicht dabei warst. Hatte das Zweck? Im Grunde genommen warst du ja doch nie so recht bei der Sache, weil du immer die pflichtgetreue Frau deines Mannes bliebst. Was ihr heute tun wollt, hätte schon vor zwei Jahren geschehen müssen."

Sigrid gab keine Antwort auf diese energische Rede der Freundin. „Du erfüllst also meine Bitte?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

Margot nickte. „Natürlich! Ich hab' schon lange Lust gehabt, deine beiden total falsch erzogenen Kinder ein bißchen moderner umzukrempeln. Das Fräulein, das du hast — nimm's mir nicht übel, Sigrid — das ist für die Katze. Eine Lehrerstochter aus der Provinz. Nischt wie platte Verse und Aberglauben lernen die Kinder."

„So?" sagte Frau Sigrid. „Da weiß ich ja gar nichts davon! Etwas verschüchtert kommen mir die Kinder freilich auch manchmal vor. Nun, ich werde eine geprüfte Erzieherin nehmen, du kannst ja auch nicht deine ganze Zeit für mich opfern, wenn du weiterkommen willst in deiner Kunst. Nur, daß ich das Alleinsein nicht so stark empfinde und eine leitende Hand für Kinder und Personal da ist, wenn ich mal auf Reisen bin." Sigrid nahm die schmale, kalte Hand

der Freundin. „Es muß köstlich sein, sich als Herr des eigenen Willens zu fühlen."

„Na ob!" rief Margot lustig. „Das siehst du ja an mir! Habe ich dir je vorgeklagt, je Sehnsucht nach dem sogenannten starken Geschlecht gehabt? Nee — ein idealer Zustand ist das, von niemand abhängig und des ganzen Firlefanz' ehelicher Pflichten ledig zu sein. — Dein Mann ist also ebenso bereit zur Scheidung wie du?"

„Ja."

„Und in finanzieller Hinsicht?"

Die junge Frau zuckte mit den Schultern. „Das ergibt sich ganz von selbst. Sein Vermögen ist ungefähr gleich groß wie meines. Er gibt natürlich für die Erziehung der Kinder und den größeren Haushalt, den ich deshalb führen muß, von seinem Gelde zu. Ich wollte es erst nicht, aber man kann ihm die Rechte auf die Kinder doch nicht ganz nehmen, also will er auch zu ihrer Erziehung beitragen."

„Sei nur nicht zu stolz in dieser Beziehung," meinte Margot, „und nimm ruhig. Hast du übrigens eine Ahnung, warum der Rödel in letzter Zeit so ungenießbar ist? Seine Frau und die Kinder sind in Meran, ich bekam am Montag eine Ansichtskarte. Das lebt und genießt — alle Achtung! Ich hab' doch ein Bild der kleinen verstorbenen Annemarie nach einer Photographie gemacht, es sollte eine Überraschung für die Heimkehr seiner Frau sein. Denkst du, der Mann fragt noch danach? Vor acht Tagen schrieb ich ihm, daß das bestellte Bild fertig in meinem Atelier steht und ich um eine Besichtigung bitte, ehe ich es ihm zuschicke. Du kennst doch seinen verwöhnten Geschmack. Etwas zu ändern hat er sicher an dem Kopf. Aber er hat nicht einmal geantwortet."

„Klingle doch mal an bei ihm auf der Bank. Briefe vergißt so ein Zahlenmensch leicht. Aber wenn du telephonisch —"

„Weißt du seine Nummer?"

„Ja. Aber ich kann's ihm ja auch sagen. Ich spreche ihn noch in diesen Tagen persönlich wegen meiner Geldangelegenheiten. Habt ihr denn einen Preis vereinbart?"

Margot lachte. „Ich werde mich hüten. Das kommt zum Schluß. Also sei so gut und zitier ihn her, den großen Rödel. Es macht entschieden Eindruck, wenn sein weiß-goldenes Auto vor meiner Tür hält. — Willst du schon wieder gehen? Ach so — den befreienden Weg zum Rechtsanwalt! Na, denn viel Glück, Sigrid!"

„Zwei seltsame Worte für den heutigen Tag," mußte die junge Frau denken, als sie wieder im Fahrstuhl saß. Aber sie waren sicher eine gute Einleitung. Sie hatte eine viel bessere Stimmung plötzlich wie vorher.

Über Berlin lag der Himmel leuchtend und blau, es war eine kalte, stille und erfrischende Luft, die man atmete. Sigrid liebte den März, in dem die Tage länger und heller werden, und mit dem schon so das Frühlingsahnen daherkam.

Mit roten Wangen und versonnenen Augen trat sie in das Anmeldezimmer des Rechtsanwalts.

Die Empfangsdame, die ihre Karte nahm, warf einen Blick darauf und lächelte verbindlich.

„Ihr Herr Gemahl hat soeben telephonisch mit dem Herrn Doktor gesprochen, gnädige Frau. Er bedauert, heute nicht hier erscheinen zu können, und bittet gnädige Frau, nicht auf ihn zu warten."

Sigrid blieb fassungslos stehen. „Ist das nicht ein

Irrtum, Fräulein? Ich habe mich doch selbst vor knapp zwei Stunden mit ihm verabredet."

„Der Herr Doktor hat mich eben davon unterrichtet. Aber wenn gnädige Frau den Herrn Rechtsanwalt selbst sprechen wollen — bitte sehr!"

Sie öffnete eine Tür, und Sigrid ging unwillkürlich darauf zu.

Kurz vor der Tür blieb sie aber wieder stehen. „Nein — ich danke, ich komme doch lieber ein andermal."

Die Empfangsdame neigte verbindlich den wohl frisierten Kopf.

Sigrid war empört, sie war außer sich. Daß Richard es wagen konnte, sie heute, in dieser peinlichen und entscheidenden Stunde, im Stich zu lassen! Wahrscheinlich einer Lappalie, einer Laune wegen wie so oft. Oh, sie kannte seine unberechenbaren Einfälle! Sie hätte doch zu Doktor Sprenger hineingehen sollen. Es genügte doch, wenn sie sagte, was sie wollte, es wäre vielleicht sogar richtiger und einfacher gewesen.

Wie unselbständig sie doch noch immer war!

Beinahe wäre Sigrid wieder umgekehrt. Sie steigerte sich immer mehr in ihren Ärger hinein, sie vergaß sogar, ein Auto zu ihrer Heimfahrt zu nehmen.

„Er ist natürlich nicht zu Hause und wird vor Abend nicht kommen," dachte sie.

Richard war aber doch zu Haus.

Er saß in seinem Zimmer am Schreibtisch, hatte einen ganzen Berg Papiere vor sich liegen und sah gar nicht auf, als Sigrid eintrat. Er schien zu zählen, zu rechnen — ja, wie sah er denn eigentlich aus? Kreidebleich, das Haar in Strähnen über der Stirn!

„Richard!" mahnte Sigrid.

Er hörte nicht.

Da packte sie heftig seinen Arm. „Was soll das

heißen, Richard? Ich bin doch nicht das Spielzeug deiner Launen!"

Er zog seinen Arm ebenso heftig zurück. „Laß doch das! Du siehst doch, daß ich nicht in der Stimmung bin, Vorwürfe zu hören! Rödel hat sich erschossen. Gestern abend schon —"

„Rödel?" Sigrid mußte sich besinnen, wer das war. Nun erschrak sie auch. „Mein Gott, aber warum denn?"

Da blickte der Mann auf. „Weil er fertig ist. Der Portier, der die Kontorräume der Bank abschließen wollte, hat ihn gefunden. Ich bin sofort zu Kramer gefahren, der die Bücher mit revidiert hat, und zu Barnitz, der doch Bescheid wissen muß. Es steht schlimm, Sigrid. Es ist so gut wie nichts da. Es ist unbegreiflich, wie der Mann gewirtschaftet hat, aber er hat wohl die enormen Verluste immer wieder mit fremden Geldern zudecken wollen."

Die junge Frau stand hinter dem Stuhl ihres Mannes und blickte auf den schmalen, rassigen Kopf, an dem links und rechts an den Schläfen schon vereinzelte graue Härchen erschienen.

„Aber unsere sicheren Papiere, dein und mein Vermögen —"

„Ich weiß nichts, niemand weiß Genaues. Mehr wie hundert Menschen standen heute vor Rödels Bank. Sie wollten mit Gewalt die Türen öffnen. Tu mir den einzigen Gefallen und laß mich jetzt allein!"

„Aber —"

„Geh!"

Da gehorchte Sigrid. Sie merkte erst jetzt, daß sie noch in Hut und Mantel war, und zog sich mechanisch im Korridor aus.

Die sechsjährige Ilse mit ihrer Puppe im Arm lief über den Korridor.

„Ilse!“ rief Sigrid.

Das kleine Mädchen kam zögernd näher. „Soll ich mein neues Gedicht sagen, Mama? Heino kann's noch nicht so gut wie ich.“

„Ja,“ flüsterte Sigrid, „sag's nur.“

„Schläft die liebe Sonne ein,
Wachen auf die Sterne,
Und es steigen Engelein
Nieder aus der Ferne —“

Mit einem leisen Schluchzen zog Sigrid ihr Kind in die Arme.

Ob vielleicht erst jetzt, wo sie sich am Ziel ihrer Sehnsucht glaubte, der Kampf begann?

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend stand es in allen Berliner Zeitungen.

Sigrid war allein zu Hause und las es schwarz auf weiß, daß der Bankier Bruno Röbel außer ungeheuren Verlusten an der Börse auch noch in jeder anderen Beziehung die ihm anvertrauten Gelder in der leichtsinnigsten Art und Weise verwirtschaftet hatte. „Ein in hiesigen Gesellschaftskreisen sehr bekannter früherer Großindustrieller hat unter vielen anderen Geschädigten durch den Verstorbenen, dessen Freund er war, sein gesamtes Vermögen verloren.“

Die junge Frau starrte auf das Zeitungsblatt und versuchte vergebens ihre Gedanken zu sammeln.

Es gelang ihr nicht. Hundert Pläne kamen und zerrannen hinter ihrer Stirn, nur ein ohnmächtiger Zorn gegen Richard blieb in ihr. Wenn wenigstens ihr eigenes Vermögen auf der Hamburger Bank geblieben wäre, wo es ihr verstorbener Vater einst niedergelegt hatte!

Besuch war schon oft dagewesen heute. Sigrid hatte aber niemand empfangen. Sie haßte die Neu-

gierde dieser Menschen, die ihrem Herzen meist fernstanden.

Jetzt, um sieben Uhr abends, läutete es noch einmal an der vorderen Türglocke. Eine energische Stimme wurde im Korridor laut, ließ sich nicht abweisen, und gleichzeitig mit dem Hausmädchen trat Margot ein.

„Blödsinn!“ sagte sie aufgebracht. „Gehöre ich etwa zu den Gästen, die von dir abgewiesen werden, Sigrid?“

Die schüttelte den Kopf. „Nein,“ meinte sie müde, „bleib nur ein Weilchen. Ich bin sowieso allein.“

Das Mädchen ging, Margot blieb in Hut und Mantel vor der Freundin stehen.

„Du — das ist ja gar nicht auszudenken,“ sagte sie, in ihrer raschen Art mit den Blicken das Zeitungsblatt in Sigrids Hand streifend. „Ist das wirklich Tatsache mit Rödel?“

„Ich weiß nicht mehr als du und die Zeitungen. Es wird wohl stimmen. Richard ist seit Mittag fort.“

„Und du?“

Die junge Frau hob den Blick und sah starr in die harten Augen der Malerin. „Ich — du siehst ja, ich sitze hier und harre der Dinge, die da kommen sollen. Das beste wird sein, ich gehe erst eine Zeitlang mit den Kindern nach Hamburg zu meinem Bruder. Er und seine Frau luden uns oft genug ein. Vielleicht bleibe ich auch ganz da. Die Kinder können von dem Hauslehrer, der dort ständig in der Familie meines Bruders ist, mit unterrichtet werden, meine Nichte und Neffe sind ungefähr im gleichen Alter mit unseren Kleinen, jedenfalls —“

Sigrid stockte. Etwas in ihr widerstrebte plötzlich, ihre Seele noch weiter bloßzulegen.

„Jedenfalls wärst du schön dumm, wenn du auch

jetzt noch an eine Scheidung dächtest," vollendete Margot ruhig. „Daran denkst du wohl auch nicht mehr im Ernst. Du wirst doch nicht alle Trümpfe aus der Hand geben, um wieder in eine gesicherte Lage zu kommen. Dein Mann hat Pflichten, solange du seine Frau bist, sowohl gegen dich als gegen die Kinder, er hat Verbindungen von früher her, ist ein guter Kaufmann, seine Fabrik hat ihm damals ein Bombengeld eingebracht, er wird sich wieder nach einer geeigneten Tätigkeit umsehen, und ihr seid in kurzer Zeit wieder obenauf. Sei darum schlau, Sigrid, tu ihm nicht den Gefallen und gib ihn frei!"

„Tu ihm nicht den Gefallen!" hatte sie gesagt. Sigrid antwortete eine ganze Weile nichts. Dann blickte sie auf. Sie fror im geheizten Zimmer vor dem Gesicht dieser Freundin. „Ich tu' ihm den Gefallen doch! Nun erst recht!" sagte sie kalt. „Er soll gehen, wohin er will, ich tu' es auch. Ich will seine Sorgen und seine Pflichten nicht. Ich habe noch Verwandte und Freunde genug, die mich und die Kinder bei sich aufnehmen, und später — ach, was weiß ich, was später sein wird! Nur erst frei — frei — ganz frei sein!"

Margot lachte spöttisch. „Hübsch gesagt. Aber Freiheit ohne Geld schlägt deine ganze Sehnsucht in einer Stunde tot. Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß du noch so sehr Idealistin geblieben bist."

Sigrid war aufgestanden. „Ich glaube, wir verstehen uns heute nicht. Darum bitte ich dich, geh, Margot; Richard kann gleich zurückkommen, und er wäre wahrscheinlich nicht in der Stimmung, fremde Menschen heute hier zu sehen."

„Fremde Menschen ist gut!" sagte die Malerin verletzt. „Aber wie du willst. Unser Plan fällt ja nun

sowieso ins Wasser. Es war vielleicht auch nur so eine vorübergehende Idee von dir, wie du sie ja häufig hast. Gute Nacht!"

„Gute Nacht," wiederholte Sigrid. Sie ging mit in den Korridor hinaus, obwohl sie fühlte, daß es mit dieser Freundschaft zu Ende war.

Vom Korridor trat sie ins Kinderzimmer.

Die Kleinen schliefen bereits. Das Fräulein räumte noch auf, legte Wäsche und Kleider für den nächsten Morgen zurecht.

„Die muß nun auch fort," durchfuhr es Sigrid. „Und das Hausmädchen und die Köchin. Aber es ist doch gar nicht möglich, fertig zu werden ohne die Leute!"

Scheu blickte sie in das schmale, sympathische Gesicht des jungen Mädchens. Etwas Warmes und Tröstliches war heute darin. Ob sie auch schon wußte, was im Hause vorging?

Sigrid stand plötzlich dicht vor dem Fräulein und streckte die Hand aus. „Ich habe mich eigentlich noch nie so recht bei Ihnen für die Fürsorge bedankt, die Sie für die Kinder hatten. Wie lange sind Sie nun schon bei mir?"

„Im April werden es drei Jahre, gnädige Frau."

„Es wird Ihnen schwer fallen, gehen zu müssen — nicht wahr?"

Das junge Mädchen nickte. „Ilse und Heino sind mir so sehr ans Herz gewachsen," sagte sie leise.

„Ja," flüsterte Sigrid, an die kleinen Betten tretend. Wie selten war das vorgekommen, daß sie abends vor ihren schlafenden Kindern stand! „Wir werden in aller Kürze verreisen," sprach sie leise weiter, „zu Verwandten auf längere Zeit, wo genügend Personal ist, und da — wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als daß wir hier unseren Haushalt auflösen."

Darauf sagte das junge Mädchen nichts. Sie neigte nur den Kopf, als senke ihn schwere Last.

„Die hat's noch schlimmer wie du," mußte Sigrid in einer Art Trost denken. „Ein fremder Wille zwingt ihre Wege hierhin und dorthin, und niemals darf ihr Leben Wurzeln fassen, die unablöslich sind."

Mit leisem Kopfneigen schritt sie aus dem Zimmer und schrieb sofort an ihren Bruder. Er wußte es jetzt wohl auch schon durch die Zeitungen, welch große Sorge über sie gekommen war. Und er hatte ja so viel Platz in seiner stolzen Villa an der Alster. Sie schrieb herzlicher denn je, denn auch er hatte bisher die Trennung zwischen ihr und Richard nur gutgeheißen.

Als Sigrid den Brief vollendet und fortgeschickt hatte, kam Richard heim.

Er sprach in der ersten Viertelstunde so gut wie gar nichts, sah abgehetzt und müde aus und aß hastig das bereitstehende Abendbrot.

„Nun?" fragte Sigrid endlich, nachdem sie sich ihm gegenüber an den Tisch gesetzt hatte.

Er zuckte nur die Achseln. „Es ist, wie vorauszusehen war. Rödel hat unglaublich gewirtschaftet. Außer sich und uns hat er hundert kleinere Existenzen mit ruiniert. Die armen Leute tun einem leid, die ihre mühsam erworbenen Spargroschen der hohen Zinsen wegen in seine Hände gelegt haben."

Sigrid blickte erstaunt in das Gesicht ihres Mannes. Er sah so anders aus wie sonst. Die Art seines Sprechens hatte sich auch verändert. Sie begriff es nicht, wie er jetzt, wo er selber am schlimmsten daran war, vom Unglück anderer reden konnte.

„Und wir?" fragte sie.

„Wir müssen eben umkrempeln, Sigrid, ganz und

gar — in allem! Da hilft nichts. Das ist nun deine und meine Sache ganz allein."

„Ich gehe mit den Kindern zu Robert," sagte Sigrid schnell.

„So? Nun, dann habe ich ja so gut wie gar nichts mehr zu sagen. Du willst von mir gehen — trotz alledem. Da ist die Sache ja erledigt. Du denkst wohl auch, ich komme allein leichter durch — was?"

„Ja, natürlich," sagte Sigrid. „Die Wohnung läßt sich bis zum ersten April noch vermieten. Den Leuten wird gekündigt, denn ich brauche bei Robert in Hamburg kein Personal für mich allein. Den Sommer über bleibe ich mit den Kindern dort, im Herbst fahre ich vielleicht zu Tante Helene nach Genf. Na, und etwas wird sich ja aus dem Verkauf der Möbel, der Schmucksachen und des vielen Silbers herausschlagen lassen, wenigstens so viel, daß man für die ersten Monate genug hat."

„Also daran hast du auch schon gedacht! Alle Hochachtung!" sagte der Mann sarkastisch. „Wenn ich nun aber nicht will, Sigrid? Wenn ich nun darauf bestände, mit dir und den Kindern zusammenzubleiben, eine kleine, billige Wohnung zu mieten, eine Stellung zu suchen — kurz, ganz von vorne wieder anzufangen — was dann?"

Sie sah ihm groß ins Gesicht. „Das willst du ja gar nicht, Richard, das kannst du ja gar nicht! Eine kleinere Wohnung! Wie klein denn? Eine Stellung suchen! Du findest sie vielleicht, aber du wirst nicht mehr arbeiten können, wie du es dann müßtest. Und dann das Schlimmste — du und ich in einer engen Wohnung zusammen, keine Gäste im Hause, kein Versteckspielen voreinander, alles nur eine einzige, graue Sorge ums tägliche Brot! Wir beide könnten das ja

gar nicht! Da gehört Liebe dazu, denke ich mir, Liebe und Vertrauen und Achtung und — ach, was rege ich mich denn noch auf! Deine Idee ist lächerlich! Das ist etwas für Spießbürger und anspruchslose Menschen, die nie an des Lebens goldener Tafel saßen, die immer begrenzt und brav in ihren vier Pfählen hausten."

„Und dann das Schlimmste!" wiederholte er höhnisch. „Wie du uns kennst, Sigrid! Aber du magst recht haben, es hätte keinen Zweck, sich deiner weisen Einsicht nicht zu fügen. Ich bin heute schon bei verschiedenen Bekannten gewesen, habe an Bertram geschrieben und an Dirksen, sie sind mir alle noch zu Dank verpflichtet von früher her. Es wird sich schon eine Stellung bei ihnen für mich finden. In Berlin werde ich sowieso nicht bleiben. Und das mit der Scheidung, das kann Robert ja von Hamburg aus sehr gut veranlassen. Mir soll alles recht sein, Sigrid. Ich hab's satt bis obenhin!"

Er knirschte mit den Zähnen, wie er es noch nie getan, stand auf, warf polternd den Stuhl zurück, auf dem er gesessen, und ging aus dem Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Antwort aus Hamburg kam nicht umgehend, wie Sigrid erwartet hatte.

Rödel war begraben worden, seine Frau und Kinder waren aus Meran verzweifelt zurückgekehrt, und eine Sorge jagte die andere in Sigrids Herzen.

Als sie endlich das Schreiben des Bruders in Händen hatte, schloß sie sich damit in ihrem Zimmer ein.

Er schrieb sehr viel, der reiche Hamburger Geschäftsmann. Er bedauerte das große Unglück außerordentlich, und er würde, obwohl der augenblickliche Geschäftsstand ein sehr ungünstiger sei, doch gerne ein paar tausend Mark für die Schwester opfern. Ein längerer Besuch

mit Kindern in seinem Hause wäre leider zurzeit unmöglich, da sein Junge an den Masern erkrankt sei und naturgemäß noch lange der Ruhe und Schonung bedürfe. Jedenfalls müsse er der Schwester den Rat geben, eine Scheidung von Richard unter diesen Verhältnissen in jeder Weise zu prüfen, da eine alleinstehende und geschiedene Frau ohne Vermögen doch etwas sehr Bedenkliches sei.

Sigrid las nicht weiter. Ihre Finger zitterten, die das Briefblatt des Bruders festhielten.

„Keinen Pfennig — keinen Pfennig will ich von dir haben!“ murmelte sie, mühsam nach Fassung ringend.

Dann schrieb sie in Eile zwei Briefe.

Einen an Tante Helene nach Genf, an die wohlhabende und alleinstehende Schwester ihres Vaters, den anderen Brief an Rolf Meinhardt, den Jugendfreund und Vertrauten ihres Herzens. War er es doch gewesen, der ihre Ehe mit Richard von Anfang an für verfehlt gehalten, der sie leise und wirksam mit seinen wundervollen Briefen auf den befreienden Weg geführt, der in vielen schweren Stunden für sie wie ein Bote des Friedens und der unerschütterlichen Freundschaft gewirkt hatte.

Tante Helene antwortete ähnlich wie Robert. Auch sie erbot sich, trotz der schlechten Zeiten mit Geld auszuhelfen, einen längeren Besuch mit so kleinen Kindern könnte man ihr aber nicht mehr auf ihre alten Tage zumuten.

Das war am fünften Tage nach Röbels Tod.

Am sechsten brachte das Mädchen die Karte eines Herrn zu ihr herein, der sie zu sprechen wünschte.

„Rolf Meinhardt,“ las Sigrid.

Im nächsten Augenblick stand sie ihm gegenüber, den sie acht Jahre nicht gesehen.

Er lächelte und küßte ihre Hand, und als diese Hand schwer und hilflos in seiner liegen blieb, küßte er sie zum zweiten Male.

Da lächelte sie auch. „Nun ist alles gut,“ dachte sie, in sein vertrautes Gesicht blickend, „hier gibt es einen Menschen auf der Welt, der tut, was du willst. — Hilf mir, rate mir!“ baten ihre Augen, und über ihre Wangen floßen die Tränen, die sie vor diesem Manne nicht festhalten konnte.

Er sprach sehr viel und sehr umständlich. Zwischendurch nahm er immer wieder die weiße Frauenhand und streichelte sie. Er würde sie und die Kinder zunächst in eine gute Pension bringen, in Köln natürlich, ganz in seiner Nähe, bis die Scheidung vollzogen war. Und dann — — da nahm er schon wieder ihre Hand und küßte sie.

Sigrid blickte auf, sah in ein Paar heiße, flackernde Augen und wachte jäh aus ihrem Traum von Angst und Verzweiflung auf. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie diesen Mann zu sich gerufen hatte! Daß sie glauben konnte, es gäbe in ihm einen selbstlosen Freund für sie und ihre Kinder!

Gewaltsam zwang sie ihre Stimme zur Ruhe. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie laut, „aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen. Ich bleibe zunächst noch — bei meinem Manne. So — so habe ich es nicht gemeint, als ich Ihnen schrieb und Sie um Rat bat.“

Da trat er zurück und nahm seinen Hut. „Ihre Kunst, Theater zu spielen, Frau Sigrid, habe ich schon vor acht Jahren an Ihnen bewundert,“ sagte er.

Sie neigte das Haupt — und war allein.

Wirr blickte sie sich um. War das eben das Schicksal gewesen? Hatte sie sich nicht eben selbst den Weg zur ersehnten Freiheit versperrt? War Rolf Meinhardt

jemals ihr wahrer Freund gewesen? Hatte er je etwas anderes in ihr gesehen als die Frau, die er begehrte, obwohl sie einem anderen gehörte? War er nur deshalb gekommen, um ihr Unglück auszunützen?

Sie wußte keine Antwort auf ihre Fragen. Sie fühlte plötzlich den verzweifelten Mut in sich, es ohne Hilfe anderer mit der Sorge aufzunehmen. Schlimmer konnte es ja nicht mehr aussehen in ihrem Herzen als in diesen letzten zwei Jahren. Nur nicht zeigen, daß sie ihren Stolz verloren, nur niemand mehr um Hilfe und Rat bitten!

Dem Hausmädchen und der Köchin hatte sie bereits gekündigt. Den Verkauf der Möbel und der Wertsachen wollte Richard übernehmen. Er sprach nicht über seine Pläne. Die Briefe, die er bekam, verschlechterten seine Stimmung von Tag zu Tag. Es fiel wohl recht schwer, eine passende Stellung zu finden.

Mit dem Kinderfräulein wollte Sigrid heute sprechen. Nur ungern entließ sie dieses stille, pflichttreue Mädchen. Aber dreißig Mark im Monat — es würde nicht gehen. Sie mußte zusehen, ein billigeres Mädchen für alle Arbeiten zu bekommen. Die Kinder würde sie selbst besorgen müssen, sie ganz allein.

Sigrid verstand nicht, woher ihr plötzlich dieser tiefe, befreiende Atemzug kam, der ihre bisher so herb geschlossenen Lippen teilte. Sie vermißte die Kleinen zum ersten Male, seitdem sie in die Schule gingen. Wie war das Verslein doch gewesen, das Ilse ihr kürzlich hergesagt?

„Schläft die liebe Sonne ein,
Wachen auf die Sterne —“

Wie ein Trost in ihres Lebens dunkelster Stunde war das gewesen.

Ihre Finger tasteten nach dem Klingelknopf. Wenn sie zweimal läutete, kam das Fräulein.

Auch heute war sie sehr schnell da. Ihre stillen Augen suchten ängstlich das bleiche Frauenantlitz. Sie fühlte, was im Hause vorging, und sie zitterte um ihre Stellung. Heute kam es also, jetzt gleich. Sie sah es Frau Sigrid an.

„Es tut mir leid — Sie ersparen mir wohl das Nähere, liebes Fräulein, aber wir müssen uns trennen zum ersten April. Das Hausmädchen geht in acht Tagen, die Köchin am fünfzehnten März, ich wäre Ihnen aber dankbar, wenn Sie bis zum Umzug blieben. Ich weiß selbst noch nicht, wann das ist, aber — ich fürchte doch, ganz allein nicht fertig zu werden und —“

„Aber selbstverständlich bleibe ich, so lange gnädige Frau es wünschen,“ sagte das junge Mädchen schlicht. „Ich — gnädige Frau müssen mich nicht falsch verstehen, es entspringt bloß der Liebe zu den Kindern — ich würde gern auch mit Ihnen gehen, gnädige Frau. Vielleicht nur für die erste Zeit, für den Übergang — es ist doch so furchtbar für Sie, und ich bin auch gar nicht auf so hohen Lohn angewiesen. Vater lebt noch, und — und Mutter, Mutter meint, in den Osterferien könnte ich doch sehr gut mit den Kleinen nach Hause fahren, es ist ja Platz bei uns in dem alten Haus und dem großen Garten, wenn auch nur einfach alles, aber —“

Frau Sigrid stand vornübergebeugt und starrte auf den stotternden Mund, der sich scheute, die Wohltaten auszusprechen, die man auf sie ausschütten wollte. Sie weinte und wehrte den plötzlichen Tränen nicht.

„Ich schäme mich vor Ihnen,“ sagte sie erschüttert, „Sie haben so oft unter meinen Launen leiden müssen.“

Da lächelte die Lehrerstochter. „Ich habe es nicht so schwer empfunden. Man lernt auch seine Sorgen

lieben, gnädige Frau. Vater sagt immer, wer nichts zu sorgen hat, dem fehlt alles zum Glücklichsein, denn Sorgen und Segen wachsen an einem Baum."

Sigrid nickte erschauernd. „Vielleicht," sagte sie, „ich weiß das nicht. Aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, fürchte ich. Ich — ich will nicht Versteck vor Ihnen spielen, aber unsere Verhältnisse haben sich geändert. Ich werde mir nur ein Mädchen für alles nehmen können."

Das junge Mädchen nickte eifrig. „Gewiß, gnädige Frau, das wäre ganz gut. Das bißchen Arbeit — das Kochen habe ich bei Mutter doch immer gemacht, versuchen es gnädige Frau also einmal mit mir allein."

„Ja," sagte Sigrid leise, „versuchen wir es! Alles will ich ja versuchen, selbst das Schwerste!"

Und der Handschlag der beiden Frauen war wie ein unbewußter und doch längst bestandener Freundschaftsbund.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Hausmädchen meldete einen fremden Herrn, der die gnädige Frau sprechen wolle.

Sigrid blickte verwundert auf die große, steife Karte, die einen ihr ganz fremden Namen nannte, und war schon im Begriff, auch diesen Besuch, wie allen in den letzten Tagen, abzuweisen, als der Fremde schon vor ihr stand.

„Sie verzeihen, meine Gnädige, aber die Tür stand offen, und es handelt sich für Sie um eine sehr wichtige Angelegenheit," sagte er, sich tief verneigend.

Sigrid blickte in das glatte Gesicht und ahnte, was der hier wollte.

Sie öffnete die Tür zum Salon. „Bitte," sagte sie, vorangehend.

Der Fremde folgte ihr und streifte sich die Hand-

schuhe von den Fingern. Seine unruhigen Blicke musterten dabei die kostbare Einrichtung des Raumes.

„Ich habe leider von den überaus großen Verlusten Kenntnis genommen, die Sie, meine Gnädigste, betroffen haben. Und da meine Geschäftsverbindungen bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise hinaufreichen, wäre ich augenblicklich in der Lage, Ihnen betreffs des Verkaufs Ihrer Möbel, Schmucksachen, des Silbers und Porzellans —“

Sie wies mit der Hand nach der Tür. „Nun, soweit sind wir denn doch noch nicht. Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!“

Der Mann hob die schmalen Schultern. „Aber, meine sehr geehrte gnädige Frau, ich bin von Ihrem Herrn Gemahl beauftragt worden — ja, regelrecht beauftragt!“

Sigrid fühlte einen stechenden Schmerz in ihrer Stirn. Sie zerriß in ohnmächtigem Zorn das feine Taschentuch in ihrer Hand. „Die Angelegenheit hat durchaus keine Eile.“

Er ging noch immer nicht, obwohl er die Qual in dieser Frau herausfühlen mußte. „Der Weg ist nun einmal gemacht, und meine Zeit ist knapp bemessen. Wenn ich wenigstens die Sachen ansehen und taxieren könnte —“

„Nein,“ sagte Sigrid, beide Hände ausstreckend.

Da nahm der Händler seinen Hut. „Es wird dem Herrn Gemahl sehr unangenehm sein, meinen Besuch verfehlt zu haben,“ sagte er trocken, indem er sich sehr kurz und ironisch verneigte.

Sigrid stand noch so lange aufrecht, bis die Tür, die nach der Diele führte, von dem Fremden geschlossen war. Dann sank sie in den nächsten Sessel. Ihre Blicke irrten furchtsam von einem Stück zum anderen,

gingen weiter, als ob sie alle Wände durchdringen wollten, dahinter der Luxus war, der bisher ihr Leben geschmückt, der bisher zu den Grundbedingungen ihres Seins gehört hatte.

War das überhaupt möglich, das hingeben zu müssen? War es überhaupt nötig? Was hatte sie denn verschuldet, plötzlich als arme Frau dastehen zu müssen, die auf die Almosen der Verwandten angewiesen ist? Es gab doch noch Recht und Gesetz, man konnte sich doch nicht durch den Tod eines Betrügers, den man bisher Freund genannt, alles so einfach nehmen lassen! Hatte dieser Rödel nicht wohlhabende Verwandte, die für seine Schuld aufkommen mußten? Ob Richard noch gar nicht daran gedacht hatte? War er wirklich schon ein so schlaffer Mensch, daß er sich vom Schicksal herumstoßen ließ, ohne auch nur die Finger zu energischer Abwehr zu rühren?

Sigrid sprang auf und lief in ihr Ankleidezimmer. Ohne jede Hilfe zog sie sich um, sagte dem Kinderfräulein, daß sie ausgehen wolle, und lief hinunter auf die Straße. Sie dachte nicht mehr ans Sparen und Einrichten, sie war wieder die verwöhnte, reiche Frau aus Berlin W.

Sie nahm ein Auto und fuhr nach der bekannten Tiergartenvilla, in der Rödel bisher sein fürstliches Heim gehabt hatte.

Dort waren alle Vorhänge herabgelassen, das eiserne Tor vor dem schön gepflegten Garten zugeschlossen, und nur ein paar neugierig stehenbleibende Passanten verrieten ihr Wissen an dem jüngsten Berliner Drama, dem der Besitzer dieses stolzen Hauses zum Opfer gefallen war.

Sigrids Auto hielt ratternd vor der verschlossenen Tür, ihre Finger drückten an dem bereiften Messingknopf der Glocke.

Nach einer ganzen Weile kam ein alter Mann den mit Kies bestreuten Weg von der Villa her, nicht der schlanke junge Groom, der einst die Tür geöffnet hatte.

Der Mann, anscheinend einer von den alten Dienern des Hauses, der heute anstatt der Livree nur eine graue Wolljacke trug, schüttelte den Kopf. „Die gnädige Frau ist nicht anwesend."

Sie blickte ungläubig in das verschlossene Gesicht. „Mich wird die gnädige Frau sehr gerne empfangen," drängte sie.

„Es tut mir leid, aber es ist niemand im Hause."

Sigrid bekam einen roten Kopf. „Dann können Sie mir vielleicht sagen, wo ich die gnädige Frau antreffen könnte?"

Der Mann sah einen Augenblick wie prüfend in das schöne Gesicht. „Exzellenz Grote, der Vater der gnädigen Frau, wohnt in der Kurfürstenstraße. Vielleicht wissen gnädige Frau das Haus?"

„Ja," sagte Sigrid. „Ich danke Ihnen."

Sie stieg in das Auto zurück und gab dem Chauffeur die neue Adresse.

Exzellenz Grote — sie kannte den alten Herrn sehr gut. Es kam eine große Ruhe in ihre aufgeregte Seele. Dieser Mann, ein alter General, war es schon seiner Ehre schuldig, den Namen der Tochter wieder reinzuwaschen. Er würde vielleicht die Regelung der finanziellen Schwierigkeiten übernommen haben, würde auch ihr geben, was ihr zukam, oder doch mindestens einen Teil davon.

In Sigrids Stirn jagte ein Gedanke den anderen. Seit dieser fremde Mensch mit seinen gierigen Blicken in ihrem Salon gestanden hatte, klammerte sie sich mit allen Fibern ihres Seins an einen Ausweg aus Demütigung und Sorge.

Das Auto hielt. Sigrid blickte zu dem hohen Hause empor und gebot dem Chauffeur zu warten.

Als in der zweiten Etage unter ihren Fingern die Türglocke anschlug, kam es wie die wilde Jagd gegen die Korridortür gejagt.

Dazwischen eine dröhnende Kommandostimme: „Rrruhe — zurrrück!“

Die alte Exzellenz öffnete selbst. Er verneigte sich leicht vor der eleganten Frauengestalt, und Sigrid sah, daß der Mann in kurzer Zeit schneeweiß geworden war.

Er erkannte sie nicht sofort. Erst als sie ihren Namen sagte und eines der Kinder erfreut „Tante Sigrid!“ rief, überlegte er.

„Ja — meine Tochter ist bei mir, gnädige Frau, doch ich weiß nicht recht, ob —“

Der alte Herr preßte mitten im Satz die Zähne wie im körperlichen Schmerz zusammen.

Sigrid warf den Kopf zurück. War sie nicht die Fordernde hier, die Geprellte, hatte sie nicht ein Recht an dem Tun und Lassen dieser Familie? Sie öffnete die Lippen, es war beinahe wie ein Schrei, der hindurch wollte — Herrgott, die Leute wußten es doch ebensogut wie sie selber, was sie durch den Toten verloren hatte — da kam jemand mit raschen Schritten den Korridor entlang, und eine Stimme sagte: „Ich bitte dich, Papa, laß doch Frau Hallinger nicht so lange an der Tür stehen!“

Der alte Offizier trat zurück, nahm die stumm gewordenen Kinder und schob sie in die erste beste Tür hinein.

„Sie entschuldigen, meine Gnädigste, daß ich meiner Tochter einen der vielen bitteren Kelche zu ersparen suchte. Ich hatte Ihrem Gatten geschrieben — Sie wissen es wohl?“

„Nein,“ sagte Sigrid befremdet. „Ich weiß gar nichts. Mein Mann bespricht seine geschäftlichen Angelegenheiten nicht mit mir. Und da speziell dieser Fall auch mich persönlich betrifft, dachte ich, es wäre das einfachste —“

Sie stockte, als sie das weiße Frauengesicht sah, das in verzehrender Angst an ihren Lippen hing. Dunkel stieg ihr das Blut vor der tiefen Trauerkleidung in die Stirn, und sie streckte die Hand aus. „Aber nein — das ist ja alles so nebensächlich. Verzeihen Sie mir mein Eindringen hier, aber ich kenne mich selbst nicht mehr aus. Es ist ja wahr, wir beide haben uns noch gar nicht gesprochen seit —“

Als die beiden Frauen auf dem geblümten Sofa eines der vielen Zimmer saßen, war der Hausherr verschwunden.

Die junge Witwe weinte in stillem Gram weiter. „Ich habe auf Ihren Besuch gewartet die ganze Zeit und nie die Kraft besessen, selbst zu Ihnen zu kommen. Mir ist alles noch so unfaßlich und neu. Hätte ich Papa nicht und die Kinder, ein rasches Fortgehen aus allem Leide wäre so leicht gewesen —“

Sie unterdrückte gewaltsam das laute Schluchzen, und ihr zarter Körper sank immer mehr in sich zusammen.

Sigrid durchlebte in dieser kurzen Viertelstunde Unaussprechliches. War sie nicht hergekommen, um diese Frau zur Rechenschaft zu ziehen? Saß sie nicht hier, um den Wirrwarr ihrer Verhältnisse, den großen Zwiespalt in ihrer Seele wie einen einzigen großen Vorwurf dieser hier ins Gesicht zu schleudern, ihr zu sagen: „Daran bist du als die Frau deines Mannes auch mit schuld, nun siehe, wie du mir aus meiner unverdienten Sorge heraushilfst!“?

Und doch tat sie nichts, als nur tröstlich die Hände der jungen Witwe zu halten und zu streicheln.

„Es wird alles wieder besser werden, liebste Frau Rödel, verlassen Sie sich darauf! Ihr Herr Vater ist ein so selten gütiger Mensch, er hat die höchsten Verbindungen, es wird alles geregelt und gut."

Die Weinende schüttelte den Kopf. „Nein, gut kann es nie wieder werden! Haben Sie gesehen, wie weiß Papa geworden ist? Seine unantastbare Offiziersehre hat er einsargen müssen, man hat ihn wie einen Verbrecher angegriffen, weil er noch hier wohnt und sich noch satt ißt und — ach, was rede ich alles, ich bin ja schon so fertig mit allem Denken! Seit unsere Villa versiegelt und verschlossen ist, sind die Leute hier bei meinem Vater eingedrungen, als sei er ein Mörder, wenn er ihnen nicht das durch meinen Mann verlorene Geld wiedergibt. Und sehen Sie, Frau Sigrid, gerade die Träger der kleinsten Forderungen waren die Schlimmsten. Darum haben wir auch gedacht, Sie und Ihr Gatte, die jahrelang zu unseren besten Freunden gehörten, treten zunächst noch zurück, denn was in meiner Macht liegt, soll getan werden, um auch Sie noch zu befriedigen. Papa hat die kleinen Leute alle bezahlt, er hat sein ganzes Vermögen und tausend teure Andenken dazu hingegeben, wir haben die große Wohnung hier gekündigt, Mutters alte, schöne Möbel verkauft — ach, was haben wir alles getan, um wenigstens die schlimmsten Schreier zu beruhigen! Die Dienstboten sind alle entlassen, die Kinderfrau und das Fräulein sind fort —"

„Aber ich verstehe nicht, Sie haben doch vier Kinder, Sie müssen doch wenigstens ein Kindermädchen haben!"

Die junge Witwe unterbrach mit leisem Kopfschütteln diesen Ausruf. „Ich muß gar nichts, und

wenn Papa jetzt manchmal zu mir sagt ‚mein tapferes Soldatenmädel‘, so ist das wie eine Zauberformel, die mir ungeahnte Kräfte gibt. Freilich — die Hände dürfen Sie mir nicht anschauen, denn die brauch' ich jetzt doppelt und dreifach gegen früher — und Lonny, Sie glauben gar nicht, wie das Kind mir schon mit seinen neun Jahren bei der Arbeit hilft!“

Sigrid hörte dem geflüsterten Bekenntnis zu, sah die schmalen Wangen der sonst so verwöhnten Frau, die rotgeränderten Augen und fühlte, daß das größte Leid dieses Herzens nicht das um den verlorenen Reichtum war. Sie mußte an die Ehe Rödels denken, an die immerwährende zarte Rücksicht und Aufmerksamkeit des reifen Mannes zu der kindlichen Frau. Ob sie ahnungslos in den sonnigen Süden hinabgefahren war, während er sich durch die tödliche Kugel aller Lebenspflichten entäußerte?

Sigrids Blicke kamen von den beiden breiten Goldreifen, die beinahe das ganze untere Glied des rechten Ringfingers bedeckten, nicht los.

Die junge Frau fühlte diese stumme Frage. Ein eigenartiges Lächeln irrte um den blassen Mund. „Er ist beladen und schuldig fortgegangen — ja, und die Menschen haben ihn gerichtet. Aber ob Unglück oder Leichtsinn ihn so abgrundtief getrieben, er war doch mein Mann, der Vater meiner Kinder, und ich habe ihn geliebt und hochgehalten und tue es auch noch über seinen Tod hinaus. Aus Feigheit ist er nicht gestorben und aus Verzweiflung auch nicht. Vielleicht nur aus Rücksicht auf mich. Sie werden das nicht verstehen, aber wenn er heute noch neben mir wäre in gleicher Lage, ich hätte wohl nie den Weg zur Sühne und zum Entsagen gefunden. Wir beide hätten es nicht — einer allein, ja!“

Sie stand hastig auf und preßte mit abgewandtem Gesicht die Stirn gegen das Fenster. Sigrid sah an dem Schütteln des Frauenkörpers, daß jetzt kein Wort gut genug war zum Trost.

Sie erhob sich ebenfalls, strich mit leiser Hand über den dunklen, gesenkten Frauenkopf am Fenster und trat in das Nebenzimmer, wo feine Kinderstimmen wisperten.

Und da saß die alte Exzellenz in einem Lehnstuhl, hatte links und rechts zur Seite die größeren, auf den Knien die beiden kleineren Enkel und blickte wie um Entschuldigung bittend zu dem Besuch hinüber.

Mit raschem Schritt trat Sigrid zu dem alten Herrn und zog die gefurchte Hand an ihre Lippen.

Der weiße Kopf drückte sich unter dieser unerwarteten Ehrenbezeigung schüttelnd gegen die Kinderköpfe. „Die junge Brut ist nestlos, ehe sie flügge geworden," sagte er, vergebens den gewohnten festen Ton suchend. „Wenn Sie sich mit dem Herrgott gut stehen, meine Gnädigste, dann legen Sie doch bei ihm ein Wort für mich ein, daß er mir alten Soldaten noch nicht so bald die Retraite bläst. In meiner Front klappt noch nicht alles zum Parademarsch."

Sigrid stürzten die Tränen aus den Augen. Sie nahm eines der Kinderhändchen nach dem anderen zum Abschied. Dann ging sie ungeleitet aus dem Zimmer, den langen Korridor entlang und die Treppen hinunter.

Als sie unten vor der Haustür das Auto sah, fiel ihr ein, daß sie ja sparen wollte. Sie lohnte den Chauffeur ab und ging zu Fuß nach Hause.

Die kalte, klare Luft tat ihren erregten Nerven wohl. Das laute Getriebe in der Potsdamer Straße hörte sie gar nicht. Auch die vielen vorüberhastenden Menschen sah sie nicht. Sie war so völlig von einem einzigen

Gedanken beherrscht, daß alles andere dagegen machtlos wurde.

Wenn Richard nun gestorben, wenn er durch den Tod von ihr getrennt würde und sie von ihm!

Sigrid ging so schnell, als ob jemand sie verfolge. Eine ganz entsetzliche Furcht trieb sie vorwärts. Was war denn das? Wäre es nicht die beste und einfachste Lösung, wenn der Mann, dem sie seit Monaten nur noch dem Namen nach gehörte, auch so spurlos fortgegangen wäre wie Rödel?

„Nein!“ sagte Sigrid ganz laut vor sich hin und noch einmal leiser und erschrocken: „Nein!“ Er sollte leben, er sollte sogar glücklich ohne sie leben, aber ganz verschwinden, so verschwinden — nein, das sollte er nicht.

Als sie vor ihrem Haus in der stillen, vornehmen Straße des Westens stand, glühten ihre Wangen, als hätte sie Fieber, und als ihr das Hausmädchen oben die Tür öffnete, sah sie in das höflich lächelnde Gesicht, als sähe sie es heute zum ersten Male.

„Der gnädige Herr ist schon seit einer Stunde da,“ sagte das Mädchen, Sigrid Hut und Mantel abnehmend.

Sigrid öffnete die Tür zum Speisezimmer und fand es leer. Durch zwei, drei Türen lief sie, und erst als sie in Richards Zimmer war und ihn ruhig an seinem Schreibtisch sitzen sah, bezwang sie die große Erregung, die ihr ganzes Wesen aufpeitschte.

Er blickte gar nicht auf.

„Richard!“ bat sie.

„Was denn?“ Er schüttelte, über die Störung unwillig, den Kopf. „Du siehst doch, daß ich schreibe.“

„Ach — laß doch das!“ Sie war hinter seinen Stuhl getreten und blickte über seine Schulter auf die großen Papierbogen. Ihre Hand hob sich, schob die Mappe

zurück, auf dem der halbfertige Brief lag, und es war ein Ton in ihrer Stimme, der ihr selbst fremd und unfaßlich schien. „Das ist ja alles gleichgültig jetzt! Ich hab' so viel durchlebt heute morgen! Ich habe mit Frau Rödel gesprochen, mit ihrem Vater, und —"

Er fuhr überrascht auf. „Also dich hat man vorgelassen — großartig, was ihr Frauen mächtig seid! Mir beantwortet man kaum meine Briefe. Da bin ich denn doch neugierig, was du da erreicht haben könntest."

„Er denkt nur an das verlorene Geld!" durchfuhr es Sigrid grausam klar, und das Blut stieg ihr wie Flammen in das Antlitz. Hatte sie nicht eben ganz andere Dinge im Herzen gehabt, seltsame, süßtörichte und längst vergessen geglaubte!

Er wartete ihre Antwort nicht ab. Er sah sie auch nicht an. Er fragte, fragte wie gierig, als könnten dadurch seine aufgepeitschten Nerven zur Ruhe kommen: „Nun, können wir hoffen? So sprich doch!"

Sigrid antwortete nicht. Sie fühlte sich am Ende ihrer Kraft.

Er lachte, wurde merkwürdig guter Stimmung und nahm sogar einmal wie spielend die reglose Frauenhand neben sich in die seinige. „Wir werden schon wieder zu unserem Geld kommen — so oder so! Verlaß dich darauf! Denke, der Deinhardt hat mir geschrieben. Ich könnte auf ein Probehalbjahr in seinen Farbwerken arbeiten, um dann vom Oktober ab eine leitende Stellung dort einzunehmen. Das wäre doch was bei so einer Weltfirma! Wir verschieben das wohl mit der Scheidung noch, wenn es dir recht ist! Es stürmt jetzt mit einem Male zuviel auf mich ein. Ich bin ja sowieso die nächsten Monate nicht in Berlin, wenn das mit Deinhardt etwas wird; jedenfalls fahre ich gleich in

den nächsten Tagen zu ihm, um die Sache mündlich zu besprechen. Und dann, nach den sechs Monaten, können wir ja weitersehen. Richte dich mit den Kindern hier ein, wie du willst, das Wertvollste unserer Sachen wird verkauft, ich habe das schon alles in die Wege geleitet."

Sigrid lächelte mühsam. „Ja — ich weiß."

Nun blickte er doch auf. Vorhin hatte er es gar nicht bemerkt, wie schnell sich ihm die Frauenhand entzogen hatte, nach der er spielerisch gegriffen. „Was — wie siehst du denn aus? Ist dir nicht wohl?" fragte er erstaunt.

Sie suchte nach Worten, hob den Arm, um sich irgendwo festzuhalten, und griff in die leere Luft.

Im nächsten Augenblick lag sie ohnmächtig am Boden.

— — — — — — — — — — — — — —

Sigrid hatte nur noch den einen Wunsch, ihr Leben so rasch und endgültig wie möglich zu verändern. In fieberhafter Eile betrieb sie den Umzug aus der großen Wohnung, den Verkauf der entbehrlichen Möbel und Kostbarkeiten.

Es war nur eine kleine und bescheidene Dreizimmerwohnung in einem Vorort, in der sie nun mit dem Fräulein und den Kindern hauste. Aber diese Zimmer waren hell, sonnig und von Bäumen umgeben, deren hellgrüne Spitzen bis zu der Loggia reichten, in der Sigrid oft mit den Kindern saß.

Ein seltsamer Zustand war das, in dem sie sich nun schon so lange befand. Sie wagte gar nicht, darüber nachzudenken, aus Angst, sie könne etwas sehr Wertvolles und Köstliches zerstören, wenn sie daran rühre.

Hatten die Kinder schon immer so wunderbar weiche Ärmchen gehabt? Waren die Augen ihres

Knaben schon früher so glänzend und braun gewesen, das Lachen seiner Schwester so klingend hell und ansteckend, so daß Sigrid oft gar nicht anders konnte als mitlachen?

Obwohl die Sonne jetzt früher kam und später sank, waren die Tage alle so merkwürdig kurz in diesem neuen Leben, die Nächte aber still und traumlos in der Nähe der kleinen Betten, die neben ihrem Lager standen.

Hundert fremde Dinge lernte sie kennen, von denen sie vorher nichts gewußt, und die doch alle so gut in ihr Leben hineinpaßten: liebe Sorgen, die sie täglich fester an die kleine Wohnung und an die Kinder banden, Pflichten, deren sie früher nie gedacht, zu denen sie in ihrem glänzenden gesellschaftlichen Leben nie Zeit gefunden.

Das Fräulein, das in der Mädchenkammer schlief, die zu der Wohnung gehörte, das jede Arbeit tat und in ihrer bescheidenen und treuen Art zu Sigrid hielt wie eine Helferin in Not und Irren, bildete in der Familie ein sehr wichtiges Mitglied, um dessen Tatkraft sich alles drehte.

Der Mai verrann, die Rosen begannen in den Gärten ringsum zu blühen, und Sigrids Wangen färbten sich langsam. Es war noch kein Tag gewesen, an dem sie, wie sie gefürchtet, unter der Last ihres schweren Schicksals zusammengebrochen war wie damals im Zimmer ihres Mannes.

Dachte sie noch an diesen Mann?

Seitdem er in Westfalen in seiner neuen Stellung war, hatte er nur selten kurze Briefe geschrieben, die nicht viel von seinem Leben erzählten.

Sie wollte auch nichts davon wissen.

Als er einmal angefragt hatte, ob sie Geld brauche,



hatte sie diese Frage umgehend verneint. Fürs erste genügte ja die Summe, die sie vom Verkauf der Möbel und Wertsachen herausbekommen hatte, für das bescheidene Leben, das sie jetzt mit den Kindern und dem Fräulein führte. Und später, nach der Scheidung, konnte ja gerichtlich festgestellt werden, was der Vater für das Leben und die Erziehung seiner Kinder geben konnte; sie selbst verlangte nichts. Sie nahm vielleicht eine größere Wohnung und vermietete Zimmer, wie ihr einige bekannte Damen geraten hatten.

Nur noch eine kleine Weile in dieser köstlichen Ruhe weiterleben wollte sie, dieses neue Gefühl des Mutterglücks auskosten, das sie so weich und wunschlos machte. Alte Kinderspiele wachten wieder auf, Kleidchen und Kittel nähte sie selbst, wie sie es einst für ihre Puppen getan, und selbst die Schularbeiten der Kinder, die sie beaufsichtigte und durchsah, waren ihr liebe Sorgen.

Kam aber wirklich eine schwere Stunde, in der die Sehnsucht nach der bunten Welt da draußen übermächtig in ihr wurde, so brauchten nur die weichen, streichelnden Kinderhände, die roten, kleinen Münder gegen sie anzudrängen — und die wilden Wünsche wurden stiller, Frau Sigrid lachte wieder ihr seltsames Lachen, bei dem man nie wußte, ob nicht die Tränen hineintropfen wollten. —

Es war ein schwüler Tag im Juni, als Sigrid allein in der Loggia bei den grünen Baumwipfeln saß, die regungslos ihre Blätter herniederhängen ließen.

Die Kinder waren mit dem Fräulein spazieren gegangen, und sie mußte die Tür darum selber öffnen, als die Glocke im Korridor anschlug.

Müde erhob sie sich, strich an dem weißen Kleide hernieder und band die Schürze ab, die sie jetzt im Hause trug. Sie fürchtete sich vor jedem Besuch, der von

ihrem früheren Leben wußte und oft mit unzarten Worten alte Wunden wieder aufriß.

Sie öffnete, trat einen Schritt zurück und wußte nicht, ob sie die Hand ausstrecken sollte oder nicht.

Richard stand draußen. Er war sehr blaß und abgemagert, trug aber einen hochmodernen Anzug und lächelte sein altes, ironisches Lächeln.

„Guten Tag, Sigrid — darf ich eintreten?“

Sie neigte nur den Kopf.

Er schloß selbst die Tür, ging an ihr vorbei und in das nächste Zimmer hinein. „Du bist wohl allein?“ fragte er dann.

Sie war mechanisch hinter ihm her gegangen und stand nun neben ihm in dem kleinen Salon, in dem alles, trotz der Enge, das Gepräge schlichter Vornehmheit hatte.

„Ja. Die Kinder sind spazieren gegangen mit dem Fräulein. Aber ich fürchte, es kommt ein Gewitter. Willst du — bist du — seit wann bist du wieder in Berlin?“

„Seit heute. Meine Koffer stehen noch auf dem Bahnhof. Ich wußte nicht, ob ich sie hierher schicken lassen sollte. Aber wenn du Platz hättest, wäre es wohl das einfachste und billigste —“

„Nein,“ sagte Sigrid erschrocken.

Er schien gar nicht hinzuhören. Er war neugierig durch die nächste Tür gegangen. „Ah — hier ist wohl das Speisezimmer. Ganz stilvoll, nur verteufelt klein alles — und hier —“ er sprach nicht aus, sondern blieb in dem Eingang der Loggia stehen, wo über roten Korbmöbeln rote Geranien nickten, zu denen die grünen Baumkronen herniedersahen.

„Das ist auch noch beinahe wie ein Zimmer,“ beeilte sich Sigrid zu sagen. „Ich sitze mit den Kindern meist nur hier draußen. Hübsch — nicht?“

Er griff sich in den anscheinend zu weit gewordenen Kragen und zuckte in seiner alten Manier die Achseln. „Wie man's nimmt. Mit dem Maßstab unseres früheren Lebens gemessen jedenfalls ein bissel spießerlich." Er hatte sich wieder ganz zu ihr herumgedreht und blickte sie aufmerksam an. Über sein hageres Gesicht ging helles Rot. „Du siehst übrigens gut aus, Sigrid."

Sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Sie dachte fortwährend an die Kinder, denn in der Ferne begann es zu donnern, graue Wolkenmassen kamen näher, und durch die eben noch so regungslosen Bäume fuhr der Wind.

Was wollte Richard bei ihr? Warum war er schon vor Ablauf der Probezeit mit seinen Koffern gekommen? Und warum starrte er sie so an?

„Hast du jetzt schon die Vertretung für Berlin bekommen, wie du mir geschrieben?" fragte sie.

Er lachte. „Ich danke dafür. Ich habe dem Deinhardt seinen ganzen Krempel vor die Füße geschmissen. Was denkt sich denn so ein Kaffer? Ich bin doch nicht sein Schuhputzer! Man hat sich abgerackert wie der gewöhnlichste Arbeiter, man hat sich halbe Nächte um die Ohren geschlagen, weil der hohe Herr das so verlangte, und muß sich nun hinterher noch Grobheiten sagen lassen, weil der frühere Freund zufällig noch auf dem Geldsack sitzt, von dem man so meuchlings herabgerissen wurde. Nee — ich pfeife auf so eine großmütige Vormundschaft, die keinen anderen als den eigenen Willen gelten läßt. — Hast du übrigens ein Glas Wein im Hause, Sigrid? Mir klebt die Zunge am Gaumen."

Sie schüttelte den Kopf. „Wir trinken nur Milch oder Fruchtsaft mit Wasser. Wenn du davon etwas haben willst —"

„Einerlei — laß nur bringen! — Nein, du selbst sollst natürlich nicht, das Mädchen kann doch —“

„Ich habe kein Mädchen außer dem Fräulein,“ sagte Sigrid, indem sie hinausging.

In der Küche blieb sie einen Augenblick zitternd stehen. Es blitzte jetzt draußen, und der Donner kam immer näher. Auch begann es stark zu regnen, und die Kinder waren in ihren dünnen Kleidern auf den Wiesen draußen. Wenn sie nur bald kämen, damit sie nicht allein zu sein brauchte mit Richard, denn sie konnte das nicht auf die Dauer.

Sie hatte Mühe, das Glas gerade zu halten, das sie ins Zimmer trug.

„Danke,“ sagte er höflich. „Aber du hättest dich wirklich nicht selbst bemühen sollen.“ Er trank hastig das ganze Glas leer. Dann trat er wieder auf die Loggia hinaus und setzte sich in einen der Korbstühle. „Den Kindern geht es also gut — ja?“

Sigrid nickte, in der Tür stehen bleibend. „Aber sie sind ohne Schirm, und das Wetter wird immer schlimmer.“

„Gewitterregen frischt Natur und Nerven auf. — Oh, das tut gut nach der Glut!“ Er atmete tief auf und erwartete, daß sie sich auch setze. Als sie aber stehen blieb, sprach er hastig und überstürzt weiter: „Wie sind denn nun die Kinder? Sind sie noch so zimperlich und scheu? Du hast ja nie was Ordentliches geschrieben. Deine Postkarten waren furchtbar, nimm mir das nicht übel! Wenn ich auch keine großen Schreibebriefe von dir erwartete, aber diese steifen, nichtssagenden Antworten auf meine Fragen — nee, man gehört doch schließlich immer noch zusammen! Und was heißt das, du brauchst kein Geld? Das verstehe ich nicht. Du kannst doch nicht beinahe fünf

Monate von den paar Mark zehren, die du zur Verfügung hattest?"

„Ich habe kaum die Hälfte verbraucht von dem Geld."

Er blickte sie sehr erstaunt an. „Da hast du dich aber sehr verändert, Sigrid! Ich verstehe überhaupt nicht, wie du dies Leben so erträgst und dabei aussiehst — na, ich will dir nicht schmeicheln. Du scheinst eben stärker zu sein wie ich, denn —"

Er brach mitten im Satz ab, stand auf und trat wieder in das Zimmer zurück. Ein paar Stühle schob er sich aus dem Wege, nahm hier einen Gegenstand auf und dort einen und wurde immer aufgeregter.

„Satt — satt habe ich's, dieses elende Leben! Ich muß wahrhaftig wieder eine Stellung suchen wie der Kuli, der Brot essen will und Steuern zahlen muß, und — ach, was weiß ich was noch alles! Es ist eine Sünde und Schande, daß man einfach stillhalten muß, wenn einen die besten Freunde betrügen und ruinieren. Hast du übrigens noch Geld — ist das wirklich wahr, Sigrid?"

„Ja," sagte Sigrid, wieder ein paar Schritte zurücktretend. Er war so nahe zu ihr gekommen, daß sie seinen Atem gespürt hatte.

„Vielleicht könntest du mir ein paar hundert Mark geben? Es ist wegen des Hotels, und man muß doch den Leuten anständig kommen, wenn man Verbindungen anknüpfen will."

Er hatte jetzt auch die dritte Tür aufgestoßen, die in das Schlafzimmer führte, das sie mit den Kindern teilte.

„Ist das nun alles?" fragte er. „Ganze drei Stuben?"

„Ja," flüsterte Sigrid. „Mach, bitte, die Tür zu, es zieht furchtbar bei dem Sturm."

„Ist der Junge nicht schon zu groß für so ein kleines Gitterbett? Was treiben die Kinder denn überhaupt? Denken sie manchmal an mich?“

„Kinder sind Kinder, sie denken überhaupt nicht nach. Und du hast dich ja immer so wenig um sie gekümmert. — Brauchst du wirklich Geld? Ich gebe es dir. Wir haben hier ja so wenig zum Leben nötig. Das Schulgeld ist auch billiger als in Berlin, und das Fräulein ist sehr sparsam und praktisch. — Mein Gott, dieses Wetter, und die Kleinen sind noch immer nicht hier!“

Sie trat auf die Loggia hinaus und spürte es gar nicht, daß ihr der Sturm den Regen ins Gesicht schlug.

Er folgte ihr langsam.

Und so standen sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander, sahen in die Blitze hinein und wurden immer nässer.

„Komm doch ins Zimmer!“ bat er endlich leise und mit ganz veränderter Stimme.

Sie zuckte heftig vor seiner ausgestreckten Hand zurück. „Ich — ich ängstige mich so!“ stieß sie hervor.

„Vor dem Gewitter?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein — um die Kinder!“

Da schwieg er, blieb neben ihr stehen und sah von der Seite in das veränderte und doch so wunderschöne Frauenantlitz.

Draußen wurde die Korridortür aufgeschlossen. Die beiden Menschen hörten es gar nicht. Erst als trappelnde Füße näher kamen, Türen geöffnet und wieder geschlossen wurden, drehten sich beide gleichzeitig um.

„Heino — Ilse!“ schrie Sigrid wie erlöst auf.

Die Kinder liefen, pudelnaß wie sie waren, in die ausgebreiteten Arme der Mutter.

„Die Kinder müssen sofort trockene Sachen anbekommen, Fräulein —“

Sie stockte und blickte auf den Mann, den sie beinahe schon wieder vergessen hatte, als sie die kleinen Körper an ihrem gefühlt.

„Guten Tag, mein Junge,“ sagte Richard.

„Guten Tag, Papa!“ rief der Siebenjährige, die kleine, kalte Hand in die heiße vor ihm legend.

„Guten Tag, Papa!“ wiederholte nun auch Ilse lachend und erstaunt.

Das Fräulein grüßte höflich und zog dann die Kinder mit sich fort. „Das Wetter kam zu plötzlich,“ entschuldigte sie sich, „und wir waren so weit draußen auf den Wiesen.“

„Gewiß,“ sagte Sigrid und hatte das Gefühl, hinter den anderen her laufen zu müssen.

Aber Richard hatte eine Handbewegung gemacht, die sie zum Bleiben veranlaßte, und er sah so finster und gequält dabei aus, daß sie plötzlich Mitleid mit ihm hatte.

„Setz dich doch,“ sagte sie ruhig, „du bist gewiß sehr müde von deiner Reise. Ein Stündchen kannst du ja noch hier bleiben, du möchtest vielleicht noch mit den Kindern zusammen Abendbrot essen.“

„Danke — sehr gütig!“ antwortete er. „Das ist ja schon sehr viel! Wenn ich nun aber noch länger bleiben will wie diese eine gnädig gestattete Stunde? Es ist doch schließlich auch meine Wohnung, solange wir noch nicht geschieden sind, Sigrid.“

„Nein!“ schrie sie auf. „Das kannst du ja gar nicht wollen! Es ist kein Platz hier für dich, das siehst du ja, und es ist doch alles so furchtbar! Denke doch nur, wie wir gelebt haben in den letzten Jahren, wie wir förmlich lechzten nach Freiheit, du sowohl wie ich! Ich will dir ja gerne Geld geben, ich will auch an Robert schreiben

nach Hamburg deinetwegen, er wird sicher eine Stellung für dich finden. Aber geh!"

Er ließ sie ruhig ausreden. Dann nickte er stumpf. „Ja, ich gehe gleich! Du mußt nicht so laut sprechen, Sigrid, ich — meine Nerven sind furchtbar herunter, und das Fräulein hört alles, es ist so furchtbar eng bei dir, so ungewohnt eng!" Wieder fuhr er sich in den weiten Kragen und zerrte daran. „Aber die Kinder sind nett geworden. Wie zutraulich sie mir gleich die Hand gaben, und wie das kleine Ding gelacht hat, als es mich sah! — Alles ganz anders wie früher, so — so unerklärlich anders! Aber wenn es dir recht ist, ein kleines Weilchen möchte ich doch dieses seltsame Gefühl noch auskosten, was mich da eben überkam mit den Kinderhänden."

Sie senkte den Kopf. In ihr war alles wie zerschlagen. Sie hatte in ihrer stillen Zurückgezogenheit, ihren vielen neuen Pflichten beinahe vergessen, daß irgendwo noch jemand war, dem die Kinder gehörten wie ihr. Wie ein Erwachen aus einem tiefen, köstlichen Traum war das heute, und sie zitterte nun, daß die liebe Sorge, die der Verlust des Geldes in ihr Leben gebracht hatte, jetzt wieder verschwinden würde. „Bleib nur noch," sagte sie, der Tür zugehend, hinter der die Kinder lachten und schwatzten. „Es ist ja noch hell, kaum sieben Uhr vorbei."

Sie trat in das Schlafzimmer, zog die Tür hinter sich zu und brach plötzlich in Tränen aus.

„Wie ihr mich geängstigt habt!" schluchzte sie, vor den Kleinen niederknieend.

Aber die Kinder schienen heute nicht viel Zeit zu haben. Sie drängten von der Mutter fort und blickten neugierig nach der Tür.

„Ist Papa noch da?"

Monate von den paar Mark zehren, die du zur Verfügung hattest?“

„Ich habe kaum die Hälfte verbraucht von dem Geld.“

Er blickte sie sehr erstaunt an. „Da hast du dich aber sehr verändert, Sigrid! Ich verstehe überhaupt nicht, wie du dies Leben so erträgst und dabei aussiehst — na, ich will dir nicht schmeicheln. Du scheinst eben stärker zu sein wie ich, denn —“

Er brach mitten im Satz ab, stand auf und trat wieder in das Zimmer zurück. Ein paar Stühle schob er sich aus dem Wege, nahm hier einen Gegenstand auf und dort einen und wurde immer aufgeregter.

„Satt — satt habe ich's, dieses elende Leben! Ich muß wahrhaftig wieder eine Stellung suchen wie der Kuli, der Brot essen will und Steuern zahlen muß, und — ach, was weiß ich was noch alles! Es ist eine Sünde und Schande, daß man einfach stillhalten muß, wenn einen die besten Freunde betrügen und ruinieren. Hast du übrigens noch Geld — ist das wirklich wahr, Sigrid?“

„Ja,“ sagte Sigrid, wieder ein paar Schritte zurücktretend. Er war so nahe zu ihr gekommen, daß sie seinen Atem gespürt hatte.

„Vielleicht könntest du mir ein paar hundert Mark geben? Es ist wegen des Hotels, und man muß doch den Leuten anständig kommen, wenn man Verbindungen anknüpfen will.“

Er hatte jetzt auch die dritte Tür aufgestoßen, die in das Schlafzimmer führte, das sie mit den Kindern teilte.

„Ist das nun alles?“ fragte er. „Ganze drei Stuben?“

„Ja,“ flüsterte Sigrid. „Mach, bitte, die Tür zu, es zieht furchtbar bei dem Sturm.“

„Ist der Junge nicht schon zu groß für so ein kleines Gitterbett? Was treiben die Kinder denn überhaupt? Denken sie manchmal an mich?“

„Kinder sind Kinder, sie denken überhaupt nicht nach. Und du hast dich ja immer so wenig um sie gekümmert. — Brauchst du wirklich Geld? Ich gebe es dir. Wir haben hier ja so wenig zum Leben nötig. Das Schulgeld ist auch billiger als in Berlin, und das Fräulein ist sehr sparsam und praktisch. — Mein Gott, dieses Wetter, und die Kleinen sind noch immer nicht hier!“

Sie trat auf die Loggia hinaus und spürte es gar nicht, daß ihr der Sturm den Regen ins Gesicht schlug.

Er folgte ihr langsam.

Und so standen sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander, sahen in die Blitze hinein und wurden immer näßer.

„Komm doch ins Zimmer!“ bat er endlich leise und mit ganz veränderter Stimme.

Sie zuckte heftig vor seiner ausgestreckten Hand zurück. „Ich — ich ängstige mich so!“ stieß sie hervor.

„Vor dem Gewitter?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein — um die Kinder!“

Da schwieg er, blieb neben ihr stehen und sah von der Seite in das veränderte und doch so wunderschöne Frauenantlitz.

Draußen wurde die Korridortür aufgeschlossen. Die beiden Menschen hörten es gar nicht. Erst als trappelnde Füße näher kamen, Türen geöffnet und wieder geschlossen wurden, drehten sich beide gleichzeitig um.

„Heino — Ilse!“ schrie Sigrid wie erlöst auf.

Die Kinder liefen, pudelnaß wie sie waren, in die ausgebreiteten Arme der Mutter.

„Die Kinder müssen sofort trockene Sachen anbekommen, Fräulein —"

Sie stockte und blickte auf den Mann, den sie beinahe schon wieder vergessen hatte, als sie die kleinen Körper an ihrem gefühlt.

„Guten Tag, mein Junge," sagte Richard.

„Guten Tag, Papa!" rief der Siebenjährige, die kleine, kalte Hand in die heiße vor ihm legend.

„Guten Tag, Papa!" wiederholte nun auch Ilse lachend und erstaunt.

Das Fräulein grüßte höflich und zog dann die Kinder mit sich fort. „Das Wetter kam zu plötzlich," entschuldigte sie sich, „und wir waren so weit draußen auf den Wiesen."

„Gewiß," sagte Sigrid und hatte das Gefühl, hinter den anderen her laufen zu müssen.

Aber Richard hatte eine Handbewegung gemacht, die sie zum Bleiben veranlaßte, und er sah so finster und gequält dabei aus, daß sie plötzlich Mitleid mit ihm hatte.

„Setz dich doch," sagte sie ruhig, „du bist gewiß sehr müde von deiner Reise. Ein Stündchen kannst du ja noch hier bleiben, du möchtest vielleicht noch mit den Kindern zusammen Abendbrot essen."

„Danke — sehr gütig!" antwortete er. „Das ist ja schon sehr viel! Wenn ich nun aber noch länger bleiben will wie diese eine gnädig gestattete Stunde? Es ist doch schließlich auch meine Wohnung, solange wir noch nicht geschieden sind, Sigrid."

„Nein!" schrie sie auf. „Das kannst du ja gar nicht wollen! Es ist kein Platz hier für dich, das siehst du ja, und es ist doch alles so furchtbar! Denke doch nur, wie wir gelebt haben in den letzten Jahren, wie wir förmlich lechzten nach Freiheit, du sowohl wie ich! Ich will dir ja gerne Geld geben, ich will auch an Robert schreiben

nach Hamburg deinetwegen, er wird sicher eine Stellung für dich finden. Aber geh!“

Er ließ sie ruhig ausreden. Dann nickte er stumpf. „Ja, ich gehe gleich! Du mußt nicht so laut sprechen, Sigrid, ich — meine Nerven sind furchtbar herunter, und das Fräulein hört alles, es ist so furchtbar eng bei dir, so ungewohnt eng!“ Wieder fuhr er sich in den weiten Kragen und zerrte daran. „Aber die Kinder sind nett geworden. Wie zutraulich sie mir gleich die Hand gaben, und wie das kleine Ding gelacht hat, als es mich sah! — Alles ganz anders wie früher, so — so unerklärlich anders! Aber wenn es dir recht ist, ein kleines Weilchen möchte ich doch dieses seltsame Gefühl noch auskosten, was mich da eben überkam mit den Kinderhänden.“

Sie senkte den Kopf. In ihr war alles wie zerschlagen. Sie hatte in ihrer stillen Zurückgezogenheit, ihren vielen neuen Pflichten beinahe vergessen, daß irgendwo noch jemand war, dem die Kinder gehörten wie ihr. Wie ein Erwachen aus einem tiefen, köstlichen Traum war das heute, und sie zitterte nun, daß die liebe Sorge, die der Verlust des Geldes in ihr Leben gebracht hatte, jetzt wieder verschwinden würde. „Bleib nur noch,“ sagte sie, der Tür zugehend, hinter der die Kinder lachten und schwatzten. „Es ist ja noch hell, kaum sieben Uhr vorbei.“

Sie trat in das Schlafzimmer, zog die Tür hinter sich zu und brach plötzlich in Tränen aus.

„Wie ihr mich geängstigt habt!“ schluchzte sie, vor den Kleinen niederknieend.

Aber die Kinder schienen heute nicht viel Zeit zu haben. Sie drängten von der Mutter fort und blickten neugierig nach der Tür.

„Ist Papa noch da?“

„Ja."

„Und bleibt er nun wieder immer hier?"

„Nein," sagten Sigrid und das Fräulein wie aus einem Munde.

Und die Blicke der beiden Frauen begegneten sich, als wiche eine der anderen aus.

„Nein, nein — wirklich nicht," sagte Sigrid hart, indem sie aufstand und sich vor dem Spiegel das Haar glatt strich. „Höchstens eine Stunde zum Abendbrot. Sie können uns etwas aufdecken, Fräulein, vielleicht Aufschnitt holen und — ach, holen Sie, was Sie wollen, jedenfalls auch Bier."

Das Fräulein ging, und Sigrid sah plötzlich, daß sie allein im Zimmer war. Mit schleppenden Schritten ging sie in das Wohnzimmer zurück und sah dort die Kinder bei Richard stehen.

Er fragte allerlei, und die Kleinen antworteten, begannen von ihren Spielen, von der Schule und ihren Kameraden zu erzählen.

Er hörte aufmerksam zu, und einmal hob er die Hand und strich dem Knaben damit über den lockigen Kopf.

Dabei begegnete er dem erstaunten Frauenblick, und sofort kam wieder das alte, spöttische Lächeln um seine Lippen. „Ich fange an, Geschmack an der Familiensimpelei in deinen drei Stuben zu finden. Man hat so ungefähr das Gefühl, als sei man hier verpflichtet, leiser zu sprechen und langsamer zu denken. Weniger jedenfalls. Man vergißt beinahe sein Elend dabei und die Sucht nach Rache. Hast du übrigens was von Röbels Frau oder ihrem Vater gehört? Ich erhalte alle Antworten auf meine Briefe nur noch durch den Rechtsanwalt, der natürlich ein Wiederbekommen unseres Geldes für so gut wie aussichtslos hält."

„Schreibe doch nicht mehr an die arme Frau,“ sagte Sigrid. „Sie quält sich schon genug in dem Gedanken, an uns so große Gläubiger zu haben. Sie war einmal hier und sieht furchtbar aus. Ich glaube, sie ist schwer leidend, denn der Arzt will sie durchaus nach Davos schicken. Die Schicksalsschläge waren zu schwer für ihren zarten Körper.“

„Kunststück!“ sagte er. „Mit fremdem Geld läßt sich freilich gut leben —“

Er brach ab, als er in das verstörte Frauenantlitz sah. Er zog plötzlich beide Kinder ganz dicht zu sich heran. „Warum seid ihr früher nie so nett zu mir gewesen?“ fragte er.

Die Kinder blickten sich gegenseitig an und wurden rot.

„Ach, du warst ja nie da,“ sagte der Junge dann. „Kannst du gut rechnen, Papa? Soll ich dir mein Heft holen?“

Richard nickte.

Der Knabe lief und kam sehr schnell mit einem blauen Schulheft zurück, das er aufblätterte und dem Vater zeigte. Er war ungewohnt blaß heute, der kleine Kerl, und wie er so sein Gesicht gegen das des Mannes hielt, fiel Sigrid zum ersten Male die große Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn auf.

„Frierst du?“ fragte Richard, als sich der Kinderkörper vor ihm ein paarmal schüttelte.

„Nein,“ sagte das Kind, „mir ist jetzt schon wieder ganz warm, Papa.“

Sigrid stand dabei und dachte: „Es ist ja nicht auszudenken, wie das nun werden soll zwischen ihm und mir. Wenn er die Kinder so zu sich heranzieht, so tut er das ja nur aus Berechnung oder Laune. Ich bringe die Kinder ins Bett, damit er endlich geht.“

Sie tat es aber doch nicht. Sie deckte sogar den Tisch mit auf, aß und trank mit Richard und den Kindern und saß wie geistesabwesend dabei, als die drei miteinander zu lachen und zu scherzen begannen. Erst als das Fräulein die Kinder holte, um sie ins Bett zu bringen, atmete sie wie erlöst auf, weil Richard gleichzeitig aufstand und zu Hut und Reisetasche griff.

In dem kleinen, dunklen Korridor blieb er noch einmal vor ihr stehen, und seine Stimme war eigentümlich verändert, als er sagte: „Wir haben nun doch das Wichtigste vergessen, Sigrid. Wie ist denn nun das mit dir und mir? Wir müssen doch die Sache besprechen. Ich habe wahrhaftig in Gegenwart der Kinder das ganze Elend vergessen. Du kannst doch auf die Dauer nicht hier wohnen bleiben? Es muß doch wieder bergauf gehen. Ich werde jedenfalls morgen noch einmal wiederkommen, wenn dir das recht ist, und —“

Sie unterbrach ihn hastig. „Bitte nicht morgen, am Sonnabend ist immer so viel zu tun.“

„Also dann übermorgen,“ sagte er ruhig, „das wäre am Sonntag.“

„Ja — vielleicht am Vormittag, Richard.“

Er nickte. „Wie du befiehlst! Ich komme zur offiziellen Besuchszeit. Habe keine Angst, Sigrid!“

Erst als sie seine hastigen Schritte auf der Treppe hörte, fiel ihr ein, daß er ja Geld von ihr haben wollte. Sie hatte es ganz in der furchtbaren Aufregung, in der sie sich befand, vergessen. Und er anscheinend auch. Ob sie ihn zurückrief, oder ob er nicht selbst umkehren würde?

Sie lauschte zitternd, mit angehaltenem Atem.

Nein, die Haustür fiel ins Schloß. Er war fort.

Sigrids Hände hoben sich und streiften die Sicherheitskette vor den Eingang zur Wohnung, dann ging

sie in das Speisezimmer zurück. Nur jetzt keinen Blick, kein Wort mit dem Fräulein wechseln, die so merkwürdig neugierige Augen hatte! Allein mit sich fertig werden, niederkämpfen das Gefühl der Angst vor etwas Unerklärlichem und Großem, das ihr stilles Leben bedrohte! Jedes Geräusch im Kinderzimmer und der Küche tat ihr körperlich weh, sie hätte jetzt wer weiß was darum gegeben, wenn niemand außer den Kindern in der Wohnung wäre, der um ihr früheres Leben wußte.

Obwohl Richard nicht geraucht hatte, war das ganze Zimmer von feinem Zigarettenduft erfüllt.

Sigrid riß beide Flügel der Loggiatür auf. Sie glaubte ersticken zu müssen in dieser altbekannten Atmosphäre.

Also rauchte Richard immer noch die gewohnte teure Marke, trotzdem er fertig war mit seinem Gelde — trotzdem!

Sigrid sog mit tiefen Atemzügen die frische Luft ein, die dem Gewitter gefolgt war nach der großen Hitze des Tages.

Konnte eine Menschenseele einsamer sein wie die ihre?

— — — — — — — — — — — — — —

Als Richard Hallinger am Sonntag zur Besuchsstunde die Glocke vor der Tür seiner Frau ziehen wollte, war ein weißer Zettel darüber befestigt, auf dem mit Blei geschrieben stand: „Bitte klopfen!"

Er las, schüttelte den Kopf, und eine unbestimmte Angst war plötzlich da, die einen Augenblick seine Hand lähmte.

„Sigrid," dachte er, „ist krank. Sie hat sich zuviel zugemutet in diesem erbärmlichen Leben, ihre feine Seele ist dieses kleinbürgerliche Milieu nicht gewöhnt, ihr zarter Körper braucht mehr wie nur das bloße Sattwerden."

Er klopfte lauter, als er beabsichtigt, weil er seine Finger nicht ganz in der Gewalt hatte, weil das Blut unruhig durch seine Adern floß.

Wenn sie stürbe, wenn sie plötzlich nicht mehr da wäre auf der Welt, wenn er ohne Scheidung frei würde? Die Kinder freilich blieben ihm dann allein, er müßte für sie sorgen, und sie würden vielleicht alle Tage so bei ihm sitzen wie vorgestern in jener seltsamen Abendstunde, als er beinahe vergessen hatte, daß er nichts mehr besaß. Nur die anklagenden Frauenaugen würden dann nicht mehr sein, der stolze Mund, den er einst so oft geküßt —

Richard Hallinger klopfte zum zweiten Male, ohne daß er es gewollt hatte.

Dieses kurze, harte Klopfen glich beinahe einer Flucht vor den Gedanken, die in ihm aufgetaucht waren, und er starrte Sigrid, die ihm die Tür öffnete, so erleichtert und befreit in das schöne Gesicht, daß es sich jäh mit einer dunklen Röte übergoß.

„Was ist denn?" fragte er kurz und knapp, indem sich seine Hand gegen das Stück Papier über der Glocke hob.

„Heino," sagte Sigrid flüsternd. „Er hat Lungenentzündung, sagt der Arzt."

Sie blieb unschlüssig stehen und wußte offenbar nicht, ob sie ihn hereinlassen sollte.

Aber er wartete nicht auf ihre Aufforderung, näher zu treten. Er ging an ihr vorüber, öffnete die Tür, von der er wußte, daß sie in Sigrids Schlafzimmer führte, und stand vor dem Bett seines kranken Jungen.

Trotzdem das Kind augenscheinlich hohes Fieber hatte, erkannte es den Vater sofort. Der trockene Mund lächelte, die kleine, heiße Hand hob sich.

Richard griff sofort zu. Ein Kratzen kam in

seine Kehle, ein ganz ungewohntes, schmerzhaftes Schlucken.

Sigrid, die jetzt auch vor dem Bettchen stand, sah in das verzerrte Gesicht, und ihre Finger krampften sich fest um das weiße Gitter.

„Er hat es wohl schon lange mit sich herumgetragen, und am Freitag, als er so naß bei dem Gewitter geworden war, ist es dann in der Nacht zum Ausbruch gekommen,“ sagte sie.

Richard nickte und hielt die kleine Hand in seiner großen, als hielte er selber sich daran fest. „Er ist furchtbar heiß, der kleine Kerl,“ brachte er mühsam hervor.

„Wir müssen das Fieber zu dämpfen versuchen, alle Stunden nasse Tücher und einmal am Tage ein kühles Bad. Die Krisis wird vor acht Tagen nicht sein, meint der Arzt.“

„So,“ sagte Richard und merkte, daß er noch den Hut auf dem Kopfe hatte. „Verzeih, ich hatte das wahrhaftig vergessen.“

Und während Sigrid die Lippen stumm aufeinanderpreßte, weil sie ihm nichts zu sagen wußte, sah sie zu, wie er Hut und Handschuhe ablegte, sich einen Stuhl an das Bettchen schob und da niedersetzte.

Dann wurde er plötzlich gesprächig, erzählte und lachte mit dem Jungen, daß der kleine Kranke weiter nichts wie zuzuhören brauchte. Und das Gesichtchen wurde immer heller dabei, und die heiße Kinderhand suchte immer öfter die große und kühle.

Zum ersten Male konnte sie ihn betrachten, ohne daß er es bemerkte. Sie erschrak vor diesen hageren, eingefallenen Wangen, den tiefliegenden Augen, dem nervösen Mund. Und sie mußte daran denken, daß ihn der Verlust des Vermögens viel härter getroffen

hatte als sie selbst, daß es vielleicht gar nicht mehr lange dauern könne, bis er in dem Kampf mit des Lebens Sorgen unterlag und abgrundtief hinabgeschleudert würde in sein Elend, dessen er nicht Herr werden konnte.

Sie ging lautlos aus dem Zimmer in die Küche hinaus, als sie zu dieser Einsicht gekommen war.

Dort stand das Fräulein am Herd, während Ilse an allerlei Gemüseabfällen herumschnipselte.

„Der Herr ist da," sagte Sigrid flüsternd.

„Schon wieder?" sagte das Fräulein erschrocken.

„Ja," antwortete Sigrid, indem sie Ilse festhielt, die sofort zum Papa laufen wollte.

Die beiden Frauen sahen sich an, beide mit rotem Kopf und ratlosen Blicken.

„Das Essen ist gleich fertig," seufzte das Fräulein schließlich. „Was machen wir nun?"

„Der Herr ißt natürlich mit."

„Aber," meinte das Fräulein kleinlaut, „wenn es dann nur reicht!"

„Dann holen Sie noch etwas, solange die Geschäfte noch offen sind. Ich bleibe unterdessen hier in der Küche. Vielleicht bekommen Sie noch ein Schnitzel oder irgend etwas."

Das junge Mädchen sah beim Fortgehen erstaunt in das erregte Frauenantlitz. —

Richard und Sigrid aßen nicht viel an diesem Tage. Und was sie miteinander sprachen, galt nur dem kranken Knaben und der Sorge um die Krankheit.

Als es Abend werden wollte und das Fieber stieg, hätte Sigrid beinahe vergessen, ihren Mann zu bitten, daß er gehen möge. Sie blickte stumm in das hagere Gesicht und dachte: „Es ist ja ganz gleich, ob er geht oder bleibt," und sie überlegte, daß es vielleicht ganz

gut wäre, wenn sie die Nacht nicht so allein mit dem fiebernden Knaben blieb.

Aber Richard stand plötzlich auf und griff nach seinem Hut, als ob er es sehr eilig hätte. „Ich komme morgen wieder," sagte er nur. „Hab gut acht mit den Umschlägen, Sigrid — hörst du?"

Er flüsterte noch einmal mit dem Knaben, strich dem kleinen Mädchen über das Haar und ging hinaus.

Sigrid hörte seinen raschen Schritt durch das geöffnete Fenster auf dem Straßenpflaster und dachte plötzlich wieder an das Geld, das sie ihm noch immer nicht gegeben, und von dem er auch heute nichts gesagt hatte.

Er hatte den Kindern kleine Geschenke mitgebracht, er hatte auch für morgen dem Jungen allerlei versprochen, was ihm Freude machte. Sigrid begriff nicht, womit er das alles bezahlte. Das Hotel, in dem er wohnte, war sicher teuer. Ob er vielleicht wieder gespielt hatte?

Die junge Frau preßte in jäher Angst die Finger vor die müden Augen. Und gleich hinterher durchzuckte sie schwer und heiß der Gedanke: „Was geht es dich an, was er tut und treibt; was kannst du noch mit seinem Leben und Wollen gemeinsam haben?"

Aber sie kam doch nicht los von seinem hageren, zerwühlten Gesicht voll Not und Schwäche.

Als der Arzt am Vormittag des nächsten Tages kam, folgte ihm Richard auf dem Fuße. Er war wieder mit Paketen beladen, sah bleich und übernächtig aus und schüttelte dem kranken Jungen die Decke voller Spielsachen.

Sigrid stellte die beiden Herren einander vor und wurde dunkelrot vor den erstaunten Blicken des Arztes.

„Da ist wohl Ihr Herr Gemahl wegen der Krank-

heit des Kindes von seiner Reise zurückgekehrt?" fragte er.

„Ja," sagte Sigrid schnell, indem sie sich über den heißen Kinderkörper beugte. „Ist die Entzündung weiter vorgeschritten, Herr Doktor?"

Der zuckte nur mit den Schultern. „Abwarten," sagte er. „Das will alles seine Zeit haben. Über den Berg sind wir jedenfalls noch lange nicht."

Richard Hallinger stand dabei und sagte nichts. Er hörte auf die Erklärungen des Arztes und geleitete ihn schließlich aus dem Zimmer.

Als er wiederkam, beschäftigte er sich sofort wieder mit dem Knaben und blickte nur einmal flüchtig in Sigrids Gesicht, als sie dicht neben ihm den Umschlag Heinos wechselte.

„Es ist dir doch recht, wenn ich alle Tage komme?" fragte er, als er die erregten Frauenaugen sah.

„Ja," sagte Sigrid. „Aber was ist denn das?"

Ihre Blicke streiften allerlei Pakete, die Richard geöffnet hatte: Delikatessen, ein Fläschchen alter Wein und gutes und teures Obst.

„Das ist für dich," sagte er rasch, indem ein leichtes Lächeln um seinen Mund ging.

„Für — mich?"

„Ja," flüsterte er verlegen. „Ich kann doch unmöglich verlangen, daß du mich hier für dein Geld bewirtest, daß ich in meiner eigenen Familie sozusagen nur zu Gast bin —" Und als sie ihm keine Antwort gab, sondern wie in stummer Abwehr den Kopf schüttelte, setzte er hinzu: „Ich muß dir dabei noch erklären, daß ich so eine Art Stellung gefunden und daraufhin sofort von Willbrich Vorschuß erhalten habe. Flüchtig kennst du den Mann ja auch."

„Ja," sagte Sigrid immer erregter. Willbrichs

Weinstuben kannte ja jedermann in Berlin und ebenso ihren Besitzer, den kleinen, komischen, dicken Mann, der mit seinem sich immer gleich bleibenden humorvollen Lächeln seine Gäste begrüßte und im Verlauf von wenigen Jahren sein Etablissement derartig vergrößert hatte, daß die nächsten Häuser seiner Nachbarschaft dazu niedergerissen werden mußten.

Ein Schütteln ging durch Sigrid, als sie sich diesen Mann täglich mit Richard zusammen dachte als seinen Herrn.

Er mußte wohl merken, was in ihr vorging, denn sein Lächeln wich plötzlich einem gequälten Zucken der Lippen. „Ich wußte mir nicht anders zu helfen, Sigrid, als ich sah, wie ihr hier lebt, wie du hier sorgst, und was aus dir geworden ist. Ich glaube, du mußt jede Mark erst umdrehen, ehe du sie ausgibst, und wie lange soll dein Geld überhaupt reichen? Wir sind doch noch nicht geschieden, wir gehören doch noch zusammen, wenn man es richtig bedenkt, und — nein, du brauchst nicht gleich so weit von mir fortzugehen, ich fasse dich nicht an, Sigrid, obwohl mich das Elend, in dem man jetzt lebt, eigentlich umkrempeln möchte in allem —“

Er schwieg, lachte kurz auf, und da er, wie er erwartete, keine Antwort bekam, sprach er, mehr zu dem Jungen gewendet, weiter.

„Wir haben Willbrich immer für einen Plebejer gehalten. Lieber Himmel, was legt uns das gute Leben doch oft für falsche Brillen vor die Augen! Ich kann dir nur sagen, die ganze Art dieses Mannes, mir das Peinliche meiner Lage zu erleichtern, war eines wahren Gentlemans würdig. Wenn man bedenkt, wie oft man da Nächte durch mit Röbel das Geld für Sekt hingeworfen hat, wie man gewirtschaftet und gelebt hat und nun wie ein Oberkellner Nacht für

hatte als sie selbst, daß es vielleicht gar nicht mehr lange dauern könne, bis er in dem Kampf mit des Lebens Sorgen unterlag und abgrundtief hinabgeschleudert würde in sein Elend, dessen er nicht Herr werden konnte.

Sie ging lautlos aus dem Zimmer in die Küche hinaus, als sie zu dieser Einsicht gekommen war.

Dort stand das Fräulein am Herd, während Ilse an allerlei Gemüseabfällen herumschnipselte.

„Der Herr ist da," sagte Sigrid flüsternd.

„Schon wieder?" sagte das Fräulein erschrocken.

„Ja," antwortete Sigrid, indem sie Ilse festhielt, die sofort zum Papa laufen wollte.

Die beiden Frauen sahen sich an, beide mit rotem Kopf und ratlosen Blicken.

„Das Essen ist gleich fertig," seufzte das Fräulein schließlich. „Was machen wir nun?"

„Der Herr ißt natürlich mit."

„Aber," meinte das Fräulein kleinlaut, „wenn es dann nur reicht!"

„Dann holen Sie noch etwas, solange die Geschäfte noch offen sind. Ich bleibe unterdessen hier in der Küche. Vielleicht bekommen Sie noch ein Schnitzel oder irgend etwas."

Das junge Mädchen sah beim Fortgehen erstaunt in das erregte Frauenantlitz. —

Richard und Sigrid aßen nicht viel an diesem Tage. Und was sie miteinander sprachen, galt nur dem kranken Knaben und der Sorge um die Krankheit.

Als es Abend werden wollte und das Fieber stieg, hätte Sigrid beinahe vergessen, ihren Mann zu bitten, daß er gehen möge. Sie blickte stumm in das hagere Gesicht und dachte: „Es ist ja ganz gleich, ob er geht oder bleibt," und sie überlegte, daß es vielleicht ganz

gut wäre, wenn sie die Nacht nicht so allein mit dem fiebernden Knaben blieb.

Aber Richard stand plötzlich auf und griff nach seinem Hut, als ob er es sehr eilig hätte. „Ich komme morgen wieder,“ sagte er nur. „Hab gut acht mit den Umschlägen, Sigrid — hörst du?“

Er flüsterte noch einmal mit dem Knaben, strich dem kleinen Mädchen über das Haar und ging hinaus.

Sigrid hörte seinen raschen Schritt durch das geöffnete Fenster auf dem Straßenpflaster und dachte plötzlich wieder an das Geld, das sie ihm noch immer nicht gegeben, und von dem er auch heute nichts gesagt hatte.

Er hatte den Kindern kleine Geschenke mitgebracht, er hatte auch für morgen dem Jungen allerlei versprochen, was ihm Freude machte. Sigrid begriff nicht, womit er das alles bezahlte. Das Hotel, in dem er wohnte, war sicher teuer. Ob er vielleicht wieder gespielt hatte?

Die junge Frau preßte in jäher Angst die Finger vor die müden Augen. Und gleich hinterher durchzuckte sie schwer und heiß der Gedanke: „Was geht es dich an, was er tut und treibt; was kannst du noch mit seinem Leben und Wollen gemeinsam haben?“

Aber sie kam doch nicht los von seinem hageren, zerwühlten Gesicht voll Not und Schwäche.

Als der Arzt am Vormittag des nächsten Tages kam, folgte ihm Richard auf dem Fuße. Er war wieder mit Paketen beladen, sah bleich und übernächtig aus und schüttelte dem kranken Jungen die Decke voller Spielsachen.

Sigrid stellte die beiden Herren einander vor und wurde dunkelrot vor den erstaunten Blicken des Arztes.

„Da ist wohl Ihr Herr Gemahl wegen der Krank-

heit des Kindes von seiner Reise zurückgekehrt?“ fragte er.

„Ja,“ sagte Sigrid schnell, indem sie sich über den heißen Kinderkörper beugte. „Ist die Entzündung weiter vorgeschritten, Herr Doktor?“

Der zuckte nur mit den Schultern. „Abwarten,“ sagte er. „Das will alles seine Zeit haben. Über den Berg sind wir jedenfalls noch lange nicht.“

Richard Hallinger stand dabei und sagte nichts. Er hörte auf die Erklärungen des Arztes und geleitete ihn schließlich aus dem Zimmer.

Als er wiederkam, beschäftigte er sich sofort wieder mit dem Knaben und blickte nur einmal flüchtig in Sigrids Gesicht, als sie dicht neben ihm den Umschlag Heinos wechselte.

„Es ist dir doch recht, wenn ich alle Tage komme?“ fragte er, als er die erregten Frauenaugen sah.

„Ja,“ sagte Sigrid. „Aber was ist denn das?“

Ihre Blicke streiften allerlei Pakete, die Richard geöffnet hatte: Delikatessen, ein Fläschchen alter Wein und gutes und teures Obst.

„Das ist für dich,“ sagte er rasch, indem ein leichtes Lächeln um seinen Mund ging.

„Für — mich?“

„Ja,“ flüsterte er verlegen. „Ich kann doch unmöglich verlangen, daß du mich hier für dein Geld bewirtest, daß ich in meiner eigenen Familie sozusagen nur zu Gast bin —“ Und als sie ihm keine Antwort gab, sondern wie in stummer Abwehr den Kopf schüttelte, setzte er hinzu: „Ich muß dir dabei noch erklären, daß ich so eine Art Stellung gefunden und daraufhin sofort von Willbrich Vorschuß erhalten habe. Flüchtig kennst du den Mann ja auch.“

„Ja,“ sagte Sigrid immer erregter. Willbrichs

Weinstuben kannte ja jedermann in Berlin und ebenso ihren Besitzer, den kleinen, komischen, dicken Mann, der mit seinem sich immer gleich bleibenden humorvollen Lächeln seine Gäste begrüßte und im Verlauf von wenigen Jahren sein Etablissement derartig vergrößert hatte, daß die nächsten Häuser seiner Nachbarschaft dazu niedergerissen werden mußten.

Ein Schütteln ging durch Sigrid, als sie sich diesen Mann täglich mit Richard zusammen dachte als seinen Herrn.

Er mußte wohl merken, was in ihr vorging, denn sein Lächeln wich plötzlich einem gequälten Zucken der Lippen. „Ich wußte mir nicht anders zu helfen, Sigrid, als ich sah, wie ihr hier lebt, wie du hier sorgst, und was aus dir geworden ist. Ich glaube, du mußt jede Mark erst umdrehen, ehe du sie ausgibst, und wie lange soll dein Geld überhaupt reichen? Wir sind doch noch nicht geschieden, wir gehören doch noch zusammen, wenn man es richtig bedenkt, und — nein, du brauchst nicht gleich so weit von mir fortzugehen, ich fasse dich nicht an, Sigrid, obwohl mich das Elend, in dem man jetzt lebt, eigentlich umkrempeln möchte in allem —"

Er schwieg, lachte kurz auf, und da er, wie er erwartete, keine Antwort bekam, sprach er, mehr zu dem Jungen gewendet, weiter.

„Wir haben Willbrich immer für einen Plebejer gehalten. Lieber Himmel, was legt uns das gute Leben doch oft für falsche Brillen vor die Augen! Ich kann dir nur sagen, die ganze Art dieses Mannes, mir das Peinliche meiner Lage zu erleichtern, war eines wahren Gentlemans würdig. Wenn man bedenkt, wie oft man da Nächte durch mit Ködel das Geld für Sekt hingeworfen hat, wie man gewirtschaftet und gelebt hat und nun wie ein Oberkellner Nacht für

Nacht in den dunstigen Räumen steht, bucht und notiert bis zum frühen Morgen, die Angestellten zurechtweist und überwacht, man könnte oft dazwischenhauen und — verzeih, Sigrid, aber es kommt bloß so manchmal über mich, und es ist dann wieder alles gut, wenn es heraus ist. Im Grunde genommen ist es ja ein großes Glück, daß ich so schnell hier in Berlin etwas gefunden habe. Die ersten Monate zweihundert Mark, später natürlich mehr, sagt Willbrich —"

„Zweihundert Mark!" So viel hatte früher ihr einfachstes Kleid gekostet, mußte Sigrid schmerzhaft denken. Für zweihundert Mark im Monat stand Richard dreißig Nächte in einem Weinrestaurant und arbeitete. An einem Abend hatte er das Geld oft genug ausgegeben.

„Und wann schläfst du?" fragte sie besorgt, als sie seine überwachten Augen sah.

„Das kommt darauf an, wann ich bei Willbrich fertig werde. Jetzt natürlich weniger, wo ich des Morgens herkomme. — Ach, laß das doch, die Hauptsache ist für uns, daß der Junge wieder gesund wird. Daß ich in den Nächten dir nicht die Wache abnehmen kann, ist mir ein quälender Gedanke, aber mit dem Verdienen ist mir auch so ein neues, beruhigendes Gefühl in mein verpfuschtes Leben hineingekommen, daß ich es beinahe lieben lerne. — Lach doch mal, Junge, man hat ja früher gar nicht gewußt, was man an euch hat!"

Er hatte sich tief über das Gitterbett geneigt und den Kopf gegen die heiße Kinderwange gedrückt.

„Du wirst mir doch wieder gesund, du tust mir doch den Gefallen, Junge!" flüsterte er haltlos. „Man könnte sich vielleicht sein Leben dann wieder wertvoll machen, seinen Mut heben —"

Sigrid war auf derselben Stelle stehen geblieben, wo sie vorhin noch abwehrend gedacht: „Ich will nichts von ihm,“ und nun hatte sie Mühe, den Aufruhr ihrer Seele vor ihm zu verbergen. Sie nahm schließlich die kleine Ilse, die sehnsüchtig zwischen Vater und Mutter herumschlich, in die Arme und weinte lautlos in die blonden Haare hinein. Sie wußte nicht mehr, was sie sich wünschte, sie wollte auch nicht sehen, was da gegen ihr Herz ankämpfte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Zustand des kleinen Kranken wurde immer besorgniserregender, das Fieber nahm zu und blieb auf gefährlicher Höhe, die Kräfte des Knaben verfielen zusehends.

Als die Nacht nach dem neunten Krankheitstage kam, dachte Richard nicht mehr ans Fortgehen. Er saß neben Sigrid am Bett des bewußtlosen Kindes, zählte die Atemzüge, erneuerte die Umschläge und bereitete selbst alle Stunden das kühle Bad, das noch allein ein Eindämmen des Fiebers ermöglichte.

Sigrid, die in den letzten Tagen und Nächten nicht mehr aus den Kleidern gekommen war, saß völlig gebrochen dabei und blickte auf den kleinen Körper, den Richard nicht mehr aus seinen Armen ließ. Und einmal, mitten in der Nacht, schrie sie auf und riß die kleine Hand hoch, die bewegungslos auf der Decke lag.

Richard schob sie behutsam zurück und deutete auf ein paar winzige Tröpfchen, die sich nach dem letzten Bade über der Stirn des Knaben gebildet hatten. „Still, Sigrid! Ich glaube, wir haben unseren Jungen durch,“ flüsterte er mit versagender Stimme.

Sie blickte regungslos auf die kleine Stirn. Sie hielt den Atem an dabei und sah es nun auch, wie sich

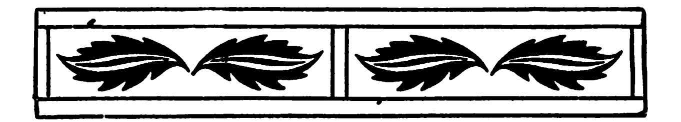
die blonden Haare feuchteten, wie die keuchenden Atemzüge ruhiger und gleichmäßiger wurden.

„Er schwitzt,“ sagte Richard noch einmal, indem seine steif gewordenen Arme den Jungen in die Kissen gleiten ließen. „Die Krisis ist vorüber, Sigrid!“

Sie hob den Kopf, hob die Arme, und Richard griff zu, ohne daß er wußte, ob sie ihn oder er sie in heißer Sehnsucht gesucht. Aber seine Lippen ließen den Frauenmund sobald nicht wieder, der so fest und süß auf seinem lag.

Und alle Not und Enttäuschung ihres und seines Lebens schmolzen zu einem einzigen Gefühl des Zueinandergehörens zusammen, und aus der Sorge umeinander erwachte die einzig wahre, gute und große, pflichtfreudige Liebe zwischen Mann und Weib.





Menschliche Ungeheuer in Sage und Geschichte.

Von Wilhelm Fischer.

Mit 8 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Das „schlechthin Fremdartige, das in der Tat Unbegreifliche“, das nach Hegel dem Tiere innewohnt, hat in der Urzeit den Menschen zu grauenhaften Vorstellungen über das Fremdartige und Unbegreifliche im Tiere und schließlich dahin gebracht, hier das Walten einer unheimlichen, ehrfurchtgebietenden Gottheit zu ahnen. Dieser „Empfindung und Anschauung“ entsprang einerseits die selbst bei hochentwickelten Kulturvölkern festzustellende Vergöttlichung gewisser Tiere und anderseits deren Verzerrung ins Monströse und Schreckenerregende.

Die griechisch-römische Mythologie kennt den Hirtengott Pan, Faune, Satyrn und Silene, Tritone und Sirenen, Zentauren und Delphine. Aus dem Blute der schlangenhaarigen Medusa entsprang das Flügelpferd Pegasus. Und Herkules tötete den nemeischen Löwen, die lernäische Hydra, den erymanthischen Eber, die Stymphaliden — mächtige Raubvögel mit ehernen Federn, die sie gleich Pfeilen abschießen konnten — fing die menschenfressenden Stuten des Diomedes und erschlug den König Geryones, ein menschliches Ungeheuer, das drei Köpfe, sechs Hände und sechs Füße

hatte, sowie den am Atlas die Gärten der Hesperiden hütenden hundertköpfigen Drachen. Der babylonische Gott Oanes war halb Mensch, halb Fisch und lebte im Roten Meer. Die aus dem Mythus der alten Ägypter und Griechen bekannten Sphinxe hatten den Leib eines Löwen und den Kopf eines Weibes.

Die Midgardschlange der nordischen Mythologie ist so groß, daß sie die Erde umschlingt; Fenris ist das Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufreißt, den Rand des Himmels und den Abgrund der Unterwelt berührt. Fafner, der vatermörderische Sohn Hreidmars, behütet in Gestalt eines scheußlichen Drachen den Schatz und den verderbenbringenden Ring der Nibelungen. Freyr reitet auf einem goldenen Eber, Odin auf dem achtfüßigen Roß Sleipner.

Der indische Gott Wischnu erschien zuerst in Fischgestalt, später als Schildkröte, Eber, Menschlöwe und zuletzt als Gottmensch Krischna, der den bösen Drachen Kalinak tötet; Gott Ganesa hat einen Elefantenrüssel; Darma, der Gott der Tugend, wird als Stier gedacht, der dem furchtbaren Zerstörer Schiwa als Reittier dient.

Überall also die Vergöttlichung des Tieres und überall neben der zarten Poesie des Märchens die zermalmende Wucht der Menschheitstragödie als Beweis dafür, daß im religiösen Dualismus der Naturvölker der Dienst des bösen Wesens, das man sich meist in ungeheuerlicher Tiergestalt dachte, eifriger betrieben wurde als des guten, da vom guten Gotte nichts, vom bösen aber alles zu fürchten war. Es ist kein Zufall, daß die Entartung des mittelalterlichen Dämonenglaubens die dichterische, schöpferische Kraft der Phantasie der Menge, die, vom ewigen Geheimnis des Werdens und Sterbens umgeben, in völliger Unkenntnis der

Dinge in Natur und Weltall mehr auf das Ungeheuerliche, Grausenhafte reagierte, Himmel und Erde mit allerlei, in irgend einer Form, auch im Wesen der Vernichtung, gott- und damit menschenähnlichen Ungeheuern bevölkerte. Und von noch größeren Ungeheuern, von Titanen und weltenumklammernden Schlangen, dachte man sich die Abstammung der Götter selbst, die die Ungetüme der Urwelt sich dienstbar machten, sei es als Wächter der Unterwelt oder geheimnisvoller Kräfte, wie sie in dem finsteren Schweigen des undurchdringlichen Urwaldes und der himmelstürmenden Höhe der gletschergekrönten Alpenwelt dem Naturmenschen zu schlummern schienen.

Als der Götterhimmel des weltbeherrschenden Roms einstürzte, da begann auch die Götterdämmerung über Asgard, der stolzen Burg der nordischen Götter, hereinzubrechen. Aus Pan, Zeus, Diana, Venus, aus Wotan und seinen vornehmsten Göttern wurden Fürsten der Finsternis; Satan, der Menschenverführer, erhielt die Attribute Pans, Hörner, Huf und Bockshaut, und das Recht, die Menschen in Gestalt eines monströsen Bockes oder sonstiger Ungeheuer heimzusuchen. Der Götterkönig Wotan wurde zum wilden Jäger. Ohne Kopf auf dreibeinigen Pferden, begleitet von dreibeinigen Hunden, durchzog er mit seinem ebenfalls kopflosen Gefolge sein Gebiet nächtlicherweile und verbreitete Grauen und Entsetzen. Aus den götterähnlichen Zwergen der Edda, den neidischen Nibelungen der Sage, den Nickert und Neck, wurden kleine menschliche Ungeheuer, die beinahe so groß als dick sind, mit gräßlichem Wasserkopf, roten Haaren, roten Augen und mit einer Kröte als Zunge, die bösen Zwerge im Märchen, die sich in allerlei Ungeheuer verwandeln konnten. Den finsteren Urwald, die unheimlichen Gebirgstäler, die

grausigen Höhlen und Klüfte der Alpen, die geheimnisvolle Tiefe des Meeres bevölkerte Mythus, Sage und das Grauen der Menschen mit Dämonen und Ungeheuern aller Art.

Der Glaube an die Existenz der oben geschilderten, meist mit dem Rüstzeug phantastischer, schreckenerregender Tiere versehenen Ungeheuer wurzelte so fest



im Volke, daß sogar die Gelehrten des späten Mittelalters nicht frei von ihm waren. Bernhard Waldschmidt schrieb 1660 und J. Licetus 1665 ein großes Buch über menschlich-tierische Monstrositäten. Desselben Glaubens waren auch die meisten anderen mittelalterlichen Gelehrten und Schriftsteller. Athanasius Kircher (1601 bis 1680) versichert, einen richtigen Meerteufel gesehen und gehört zu haben. Th. Bartholin will sogar eigenhändig eine sehr schöne Sirene erwürgt und abgehäutet haben. Der Entdeckungsreisende Monconys beteuert in seiner „Reise in Afrika", Männer und Weiber gesehen zu haben,

die halbe Fische waren. Kapitän Smith sah 1614 bei Neu-England eine „Sirene von großer Schönheit“.



Er will außerdem mit zwei Mädchen gesprochen haben, deren Körper von einem einzigen Beine getragen wurde, eine Mißbildung, die, wie wir sehen werden, ziemlich oft

vorkommt. Auch will er riesengroße Menschen ohne Kopf angeredet haben, deren Auge mitten auf der Brust saß.

Aber mit Satyrn, Sirenen, Tritonen und anderen Seeungetümen ist das Arsenal der ganz im Banne des Volksaberglaubens stehenden mittelalterlichen Naturwissenschaft nicht erschöpft. Die beigefügten Bilder, deren Verbreitung doch nur mit Billigung der damaligen Gelehrtenwelt möglich war, beweisen das.

Das vom Jahre 1598 (Bild Seite 158) zeigt ein Küken, das ein „Menschenhandlin auff dem Rüggen gehabt“ und in Tübingen „den 14 Aprilis“ ausgeschlüpft sein soll. Der Schnabelmensch, den ein Schiffskapitän des Marschalls de la Millerave 1600 nach Frankreich brachte (Bild Seite 159), war längere Zeit in Nantes ausgestellt. Die Überschrift unseres übrigens sehr seltenen Stiches lautet in der damaligen deutschen Übersetzung: „Diß ist die gestalt eines wunderbarlichen Mißgeburths, gefunden in der Insel Madagascar in Africa durch einen Schiff-Capitain des Herrn Feldmarschall von Millerave ist gegenwärtig zu Nantes in der Bretagny, wird aber bald zu Paris zu sehen sein.“ Die Hand dieses Ungetüms zählte von der Wurzel bis zur Spitze des Mittelfingers 29 Zentimeter, die Breite 18 Zentimeter.

In der Ankündigung wird weiter versichert: „Diß Wunder Mißgeburth ist von Natur sanfftmütig, vnd lasset mit ihm handlen, Redet eine besondere Sprach, die man nit verstehet, man hats gelehrt das Zeichen des heil. Creutz machen. Rath hatt man auch gehalten mit Doctoren in der Theology und Medicin, umb zu wissen obs getaufft konte werden. Diese haben angeordnet, daß man es innerhalb vier Monats zeitt solle unterweissen. Wan in der Zeitt bey ihm vernunfft und verstandt vermerckt wird, das man es alsdann tauffen

könne.“ Erklärlicherweise kam das Ungeheuer nicht aus Nantes heraus, noch wurde es trotz seiner Gutmütigkeit



getauft, da sich schließlich die ganze Sache als Schwindel erwies.

Unser obenstehendes Bild stellt ein werwolfähnliches Ungetüm dar, das, wie die dem eigenartigen Stich beigegebene Erklärung besagt, „auß dem Castillianischen gebürg herausgesprungen“, wo „es nicht wenig

Menschen und Vieh selbigen landts verschlungen und aufgefressen hat, wie dann auch bey dessen Ertödtung viel der hierzun Bestellten übel sein beschädigt worden.



Gleicht vornen," heißt es dann weiter, „einem Crocodil, von hinten einem wilden Mann, so vier Arme, unten einem Vieh gleich, vom Kopf bis (zum) halben Leib schuppicht, in den Seiten sein diese Buchstaben gestanden A G B J. Zu End des Rüggens, gegen den



Schweiff, stund ein Komet, an den vorderen Pfatten Klauen, sehr scharfe Zähn, war 30 Schuh lang und

8 hoch, sehr schnellen ungestümen Lauffs, wie auch erschröcklicher Stärke, hat bey seiner Ausrottung in alt Castillien sehr viel Bluet von sich ergossen, geschehen im Jahr Christi 1665." Dieses Ungeheuer gehört in die Kategorie der im 16. und 17. Jahrhundert häufig und zwar höchst abenteuerlich, halb als Mensch, halb als Tier dargestellten Menschenfresser.

Ausnehmend phantastisch ist das neue, große Kriegsnöte verkündende Meerungeheuer auf Seite 162). Der außerordentlich interessante Augsburger Stich hat folgende erklärende Inschrift: „Anno 1664 ist dises erschröckliche und sehr wunderbarliche Meerwunder, in dem Königreich Ciucanghe, gränzet an die Provintz und Königreich China durch die Fischer in dem Meerhafen, aldort in Zuschawen viller tausent menschen gefangen worden, so alsdann mit allem Fleiß durch gemelte Inwohner abgerissen vnd anhero (wohl nach Europa?) übersandt worden." Nachdem darauf hingewiesen wird, daß der Himmel durch besondere Zeichen, „Influenzen" und „Monstra", „so in dieser Figur zu sehen", den Krieg verkündet, heißt es dann weiter: „Dieser Fisch draget im Maul ein Kreuz, geschuppet am Hals, auf dem rucken ein stuckh (Kanone), vnd auf der seitten ein schwerdt, vnd darunter drey Rohr, oder geschoß, bei dem hals zwey Standarten in der mitten durch ein hellebartten; mitten im bauch einen Todten Kopf, Zwey adlers füeß mit Federn, ein Menschen Kopf mit einer Cron, Zwey grosse flossen, was diß meer wunder mag bedeiten ist allein Gott bekandt, uns menschen nicht."

Das einer Satire ähnelnde Bild Seite 163, Schwein mit Türkenkopf, hat folgende Inschrift: „Dise abscheuliche Mißgeburt, so ein Schwein inn Schonen, einhalbe Meil von Malmo, geworffen, ist wie ein Schwein, der kopff wie ein Mensch, auff welchem ein Türggischer



bund mit einer Federgeſtalt gewachſen, hatt groſſe ſchwarze augen und vornen lange über ſich ſtehende

füeße, gleich den schlittsschuehen, sehr greulich anzusehen. Anno 1664."

Der siebenköpfige und -armige Faun auf Seite 165 wird wie folgt geschildert: „Dieses Monstrum ist in Catalonien aufm Gebürg Cerdagna von den Spanischen Soldaten, so auff ein Franzesisches Quartier zu marschiert, mit geringer müh gefangen worden; bedient sich der 7 Köpf und Arm alle; scheinet eines 14jährigen Alters; der vordere Kopf, mit eim Aug, damit issets und trinks, murmelt und schreyet Abschewlich; ward auf befelch des Königs von Hispanien im Closter Escurial bey Madrit auffgehalten, geschehen 1654."

Daß derartige Phantastereien wissenschaftliche Unterstützung fanden, beweist ein Bericht der Pariser „Collection académique" aus dem Jahre 1681, wonach „aus dem Flusse bei Ciza ein Monstrum gezogen würde", das den Kopf eines Menschen und den Körper eines Kalbes hatte. In der Mitte der breiten Stirne sah man ein menschliches Auge und daneben zwei große Kalbsaugen. Der Schwanz hatte Ähnlichkeit mit dem eines Schweines. Thomas Bartholin, nebenbei einer der berühmtesten Ärzte des Mittelalters, erzählt in seinem Lehrbuch der Anatomie, daß er eine Frau gekannt habe, deren Stirne mit zwei großen gekrümmten Hörnern geziert war, deren sie sich nach Art der Ziegenböcke bei Streitigkeiten bediente. Selbst Jean Cruveilhier (1791—1874), der berühmte französische Pathologe, bringt in seinem klassischen Werk über die „Pathologische Anatomie des menschlichen Körpers" unter verschiedenen, ersichtlich phantastischen Monstrositäten auch das Bild eines menschlichen Einhorns aus dem Jahre 1599. Aus guten Gründen ersetzt auch hier trotz der Autorität des großen Arztes das hohe Alter nicht die Wahrscheinlichkeit.

Damit kommen wir aus dem Bereich der Sage und Dichtung in das der Wirklichkeit und Wahrheit, von den märchenhaften Monstrositäten, von denen nur die Sirenen und Zyklopen der Alten eine gewisse Berechtigung haben, zur menschlichen und tierischen Mißbildung. Die Sage streift auch hier hart an die Wirklichkeit.

Am natürlichsten erklärt sich die Sage von den Sirenen. Es handelt sich hier um die Seekuh, eine dem Aussterben nahe Robbenart, die mit ihren menschenähnlichen Augen in der Ferne, wenn sie den Oberkörper neugierig aus dem Wasser streckte, den erstaunten Matrosen als ein richtiges Meerweib erscheinen mußte. Zyklopen gibt es unter den menschlichen Mißgeburten verhältnismäßig viele. Fr. Ahlfeld hat in seinem Atlas über die Mißbildungen des Menschen eine große Anzahl von Fällen der Zyklopie (Einäugigkeit), wie diese Mißbildung wissenschaftlich heißt, im Bilde festgehalten; Doktor Aug. Förster in seinem ähnlich betitelten Atlas desgleichen. Von Zentauren, Satyrn, Faunen und ähnlichen Mißgeburten, Tieren mit Menschenköpfen oder Menschen mit Tierköpfen schweigen unsere modernen Forscher.

Die moderne Teratologie, wie die Lehre von den Mißgeburten wissenschaftlich heißt, hat längst erkannt, daß auch die Mißbildungen denselben Gesetzen der Entwicklung unterliegen wie der regelrecht gestaltete Organismus. Von den vielen Monstra, die in alten Chroniken, wie dem bändereichen Theatrum Europaeum, in Wort und Bild beschrieben sind, ist denn auch in Wirklichkeit kein einziges in der alten Reichsstadt Nürnberg, wo man doch alles zur Schau stellte, was einigermaßen „absunderlich“ schien, ausgestellt worden. Die Ratsakten berichten nur von Menschen ohne Arme, die mit den Füßen allerhand kunstvolle Arbeiten ver-



richteten, von Haarmenschen, zusammengewachsenen oder mehrarmigen und mehrbeinigen Menschen. Der Schausteller Vierst stellte 1591 „eine Person mit zwölf Fingern und Zehen und ein Schaf mit sechs Füßen“ aus. Ferner zeigte dort 1708 Matthias Buchinger „ein Monstrum ohne Hände und Füße“.

Unser Bild auf Seite 169 zeigt die armlose Magdalena Thumbuj aus Stockholm, die um dieselbe Zeit sich öffentlich sehen ließ. Sie strickte, webte, schneiderte, aß, trank, kämmte sich, feuerte eine Pistole ab, stillte ihr Kind, legte es in Wickel. Auch der Maler Joseph Ducornet war ohne Arme geboren. Als Schüler Watteaus gewann er schon in jungen Jahren die große goldene Medaille. Im Jahre 1832 malte er das Porträt des Bürgerkönigs für die Präfektur von Lille. Er war ein so gesuchter Porträtist, daß er seiner Mutter, die ihn mit großer Zärtlichkeit liebte, ein Landgut kaufen konnte.

Beklagenswerter sind natürlich die verhältnismäßig oft geborenen Rumpfmenschen, denen Arme und Beine fehlen, noch mehr die Einfüßler, am meisten aber die Monstrositäten mit zwei aneinandergewachsenen Körpern, von denen in neuerer Zeit die siamesischen Zwillinge und die von Virchow untersuchte „doppelköpfige Nachtigall“ und andere weltberühmt gewesen sind.

Unser Bild Seite 170 zeigt eine den siamesischen Zwillingen ähnliche, von Bartholin geschilderte Mißgeburt. Es handelt sich hier um den Grafen Lazarus Colloredo und seinen „Bruder“ Johann Baptist, geboren 1618 von einer gesunden Mutter in Genua. Der Parasit hing dem Bruder, der sich viele Jahre hindurch in Europa sehen ließ, an der Brust; er war ziemlich ausgebildet und zeigte Spuren selbständigen Lebens, obwohl er keine Nahrung zu sich nahm.

Die Monstrosität der Kopf- und Stirnzwillinge ist


Magdalena Rudolfs Thuinbuj von Stockholm
auß Sweden meines alters 29 Jahr.
Dieweil ich dann daß Gott erbarm,
Hab weder hend finger noch arm
Und mich also behelffen muß:
Mache doch diß alles mit meinen fuß.



selten; sie wurde nur zwölfmal, unter anderen 1799 in Boll (Württemberg) und 1855 im Petersburger Findelhaus, beobachtet. Dort wurden zwei Mädchen geboren, „die so an den Scheiteln vereinigt waren, daß die Ge-

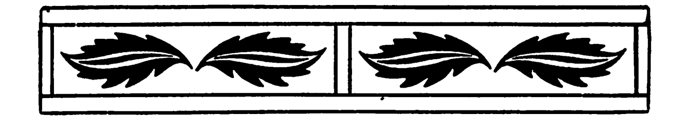
sichtsmittellinie des einen das Ohr des anderen trifft. Die beiden Leibachsen bildeten einen stumpfen Winkel, doch konnte man die Kinder in eine gerade Linie legen". Im Alter von sechs Wochen erfolgte der Tod. Die Voller Kopfzwillinge, die einander sehr ähnlich sahen, waren so am Scheitel miteinander verwachsen, daß der eine die Beine nach oben, der andere nach unten streckte. Beide lebten nur 64 Stunden.

Häufiger sind die doppelköpfigen Monstra, die Dizephalen und Ischiopagen, von denen der Förstersche Atlas 16 und der Ahlfeldsche 28 zeigt. Den berühmten Zweikopf, der am Anfange der Regierung Jakobs IV. lebte, schildert der schottische Historiker George Buchanan (1506—1582) als ein „Monstrum mit zwei Köpfen und zwei Brustkörben, vier Armen, einem Leib und zwei Beinen".

Die Sagen und Mythen von mächtigen Riesen wie Rübezahl und tückischen Zentauren wie Nessos, von Sphinxen und Sirenen, von Nixen und Tritonen möchten wir trotz alledem nicht missen. Sie bilden das „Salz" unserer Heldenlieder und Sagen, von der Odyssee, dem Nibelungenlied und Eschenbachs Parzival bis zum bescheidenen Märchen, und erinnern an den germanischen Urwald und seine Bären, Wölfe, Auerochsen und Elche; an jene Zeit der Aventiuren, aus der die „Mären"

„gar viele Wunder melden
von lobesamen Helden
und heißem Kampf und Streit".





Klaas Baalsens drei Bräute.

Novellette von Heinrich Tiaden.

Als ich noch ein sehr junger Mann war, in jenen Jahren, wo alle Dinge der Welt uns anlächeln, brachten mich einst meine Ferien aus dem geräuschvollen Getriebe der Großstadt in die stille, weltenferne Heimat meines Vaters. Die liegt droben auf dem schmalen Landstreifen Hannovers, zwischen Oldenburg und den Niederlanden, und wenn ich es noch genauer sagen soll: zwischen der Ems und dem Bourtanger Moor. Man darf mir glauben, daß eine solche Reise den Menschen zwischen neue Kontraste bringt. Alles ist anders — die Natur, das Treiben der Menschen, diese selbst. Wie in der Stadt meines täglichen Lebens alles flutete, der Verkehr und die Menschen, wie dort alles lebte und beweglich war und alles Leben von einem nicht erlahmenden Allegrotempo beherrscht war, wo die drängende Alltäglichkeit mit ihren unzähligen Geschäften und Verpflichtungen am Wege steht wie ein Polizist und immerfort schreit: „Weitergehen, meine Herrschaften, immer weitergehen, nicht stehen bleiben!" Wo alle Menschen sich so merkwürdig viel zu sagen haben, wo so unendlich viel gelacht, geseufzt, geflucht, nicht ebensoviel gebetet wird! Wo gerade am Tage meiner Abreise der Frühsommer seinen schönsten lichtblauen Sonnenschirm aufgespannt hatte und alles so

vergnügt war und so fröhlich, und alle Leute aussahen, als möchten sie gerne Flügel haben, um mit dem vielartigen Flügelvolk hinauszuflattern über Rhein und Hofgarten!

Als ich nun mehr und mehr in den Norden hineinflog, wurde alles anders. Erst ernst, dann melancholisch, dann düster. Und als ich endlich, nicht gar weit hinter Meppen, dem Zug entstieg, da trat ich in eine Welt, die mir, dem der Lebensfreude Entflohenen, wie ein trauererfülltes Traumland erschien. Das Moor brannte. Wo ich hinblickte, da erhoben sich vom schwärzlichen Boden Rauchsäulen, die in die stille Luft steil emporstiegen, langsam und träge. Und in der Luft wirbelten sie auseinander, und alles griff mit Millionen feiner Fädchen ineinander und verwob sich zu einem unendlichen grauen Geschleier, das rings alles Firmament bedeckte und kaum den Stand der Sonne ahnen ließ. Und auf dem dampfenden Boden hantierten stumme, langsame Menschen, auf deren Gesichtern, still und unbeweglich, ein Ausdruck von Freudlosigkeit festgewachsen schien. Da wurde mir ganz bänglich zumute.

Das dauerte aber nicht lange. Als ich dann in einem Hause, wo alles merkwürdig eng und niedrig und doch so behäbig und behaglich war und so fest wie für Ewigkeitsdauer bestimmt, auf einer spiegelglatt gesessenen Bank hinter einem weißgescheuerten Eichentisch saß, und den Worten eines freundlichen alten Mannes lauschte, da wurde mir seltsam heimelig zumute. Der alte Mann aber war mein Ohm, der leibliche Bruder meines Vaters. Und war auch sein Gesicht ganz braun und ledern von der rauchigen Luft des Moores, war seinen Zügen auch der schwere Ernst des Landes schier aufgeprägt, so erkannte ich in seinen blauen Friesenaugen doch schnell die Augen meines

Vaters. Und das war mir wie eine Sonne in der sonnenlosen Fremde und etwas Trautheimatliches in der Wirrnis, die des Landes Seltsamkeiten in meiner Seele angerichtet hatten.

Und als der alte Mann, den ich heute zum ersten Male sah, und der doch meines Vaters Jugendtage miterlebt hatte, nun zu erzählen begann und mit ernstem Gesicht, ein stilles Lächeln allein in den Augen, mit einem breiten Behagen berichtete, daß just auf dem Platze, wo ich gerade saß, mein Vater schon als Wickelkind auf dem Schoße seiner Mutter geschlummert, dann als ganz kleines Bürschlein in die ersten Höslein hineingewachsen, im Bankwinkel mit schlichtem Spielzeug gehockt hatte und später mit Fibel und Schiefertafel und immer bis in des Lebens ernste Tage hinein auf dem Platze auf der Bank, den ich just innehatte, gesessen hatte in den Stunden des Feiertages und bei den Mahlzeiten und den anderen täglichen Dingen der Häuslichkeit — da war des stillen Freuens bei mir gar kein Ende, und es ward mir zu Sinn, als hätte ich eben etwas ganz besonders Schönes und Herrliches erlebt.

Nun dauerte es nicht mehr lange, und ich war mit meiner Seele auf das Seelenleben der Leute aus dem Moor vortrefflich eingestellt. Ich war sehr erstaunt, zu sehen, mit wie wenigen Worten diese Menschen auskommen. Bei uns in der leichtlebigen rheinischen Künstlerstadt sprudelt und plätschert die Rede gleich einem glitzernden Springquell, und die Worte fallen nur so wie unzählige leuchtende und sprühende Tropfen. Wenn sie aber gefallen sind, dann sind sie fort, keiner weiß, wo sie geblieben. Die Worte der Moorleute dagegen waren gewichtig wie Backsteine. Und hinter jedem stand ein wohlerwogener Gedanke. Und wie sie nachklangen, diese Worte! In allen Winkeln schienen

sie sich festzusetzen, und ihr Echo hallte noch lange durch die Stille.

Da war noch einer, mit dem ich manchen Abend auf einer einsamen Bank saß und vertrauliche Zwiesprache pflog. Das war Klaas Baalsen, der Lehrer des Ortes. Er war entschieden der Redseligste der Gemeinde. Das kam daher, daß er lange draußen gewesen war in der Welt, wohl an die zwanzig Jahre. Und als er dann wieder in die Heimat kam, um die Jugend des Moores in die Wissenschaften einzuführen, da hatte er von unzähligen Dingen zu berichten gewußt, so daß er sich mit großem Genuß und mit noch größerem Recht als ein Aufklärer seiner Landsleute fühlte.

Diese Landsleute aber? Man sollte es nicht glauben — die hielten ihn für einen Schwätzer und Aufschneider. Und als sie ihn eine gute Zeitlang mit verkniffenen Augen und ganz überquer angeguckt hatten, da sagten sie es ihm. Da war er nicht schlecht erbost, hatte seine Landsleute „Kleistertöpfe" genannt und sich in Zukunft in sieben Sprachen ausgeschwiegen.

Da ich mit der Absicht ins Moor gegangen war, aus dem mannigfachen Sagenkram jenes Volkes goldene Schätze zu heben, hatte ich mich ganz besonders an den alten Klaas Baalsen herangemacht. Der war nur eine ganz kurze Zeitlang grandig gewesen, als er aber merkte, um was es sich handelte, da redete er sich das Herz gründlich leer. Es dauerte nicht lange, da lag seine Seele vor mir wie der Spiegel eines klaren Tümpels. Was sich aber auf dessen Grunde für ein krauses, seltsames Leben abspielte, das war gar nicht zu glauben; das war die bunteste Komödie, die man sich nur denken kann.

Nachdem er mir viel von Land und Leuten erzählt hatte, kam das Gespräch auch auf seine Person. Ich

fragte ihn, ob er je verheiratet gewesen sei. Da schüttelte er den Kopf und lächelte, halb wehmütig und halb pfiffig.

„Also immer ganz allein gewesen? War Ihnen das nicht oft schwer?“

„Hm — ja —“ gestand er ein wenig zögernd. „Dann und wann schon. Aber wenn ich eine Frau genommen hätte, dann wäre es mir vielleicht immer schwer gewesen.“

„Haben Sie also nie daran gedacht, eine Frau zu nehmen?“

„Doch — dreimal.“

Er nahm die Pfeife aus dem Munde und blickte sinnend vor sich hin. Dann lachte er leise. „Dreimal hatten sie den Klaas Baalsen beinahe am Schopf. Aber der Klaas Baalsen — der beißt nicht so leicht in die Angel.“

„So — so. Also wollte man Ihnen ernstlich an die Freiheit?“

„Die erste — das war die Thekla Derichsen. Drüben in Dithmarschen. Ich war da noch ein ziemlich junger Kerl, Lehrer da drüben“ — er stach mit der Pfeifenspitze in irgend eine Himmelsrichtung — „eben im Amte. Sie war die zweitälteste Tochter eines fetten Bauern im Nachbarort. Ein fixes Mädel und nicht übel von Gesicht und Figur. Auch sonst nicht ohne alle Kultur. Aber sie hatte gelbe Augen. Kennen Sie gelbe Augen? Ich glaube, Männer haben sie selten, doch bei den Weibern sieht man sie oft. Hüten Sie sich vor den gelben Augen! Das heißt, sie sind nicht eigentlich gelb — die Augen. Aber wenn man hineinsieht, dann meint man, man sähe — ja, ich weiß gar nicht, was in der Welt so gelb ist. Ich glaube aber, ich hatte mich in die Thekla Derichsen richtig verliebt, trotz ihrer gelben

Augen. Ich sah das wohl, wissen Sie, aber ich war da noch ein ganz junger Kerl und wußte nicht, was es bedeutete. Aber nachher wußte ich es — und Sie können glauben, daß ich sehr froh war, den gelben Augen entgangen zu sein. Und das war so gekommen."

Er sog mit einigen kräftigen Zügen seine Pfeife wieder in Brand. Dann schüttelte er ein paarmal sehr bedenklich den Kopf, als erfülle ihn die Geschichte, die zu erzählen er im Begriffe war, mit schweren Zweifeln. Dann aber begann er — und nun kamen ihm die Worte ebenso zögernd heraus wie all seinen Landsleuten: lieber ein paar zu wenig als eines zu viel.

„Ich hatte damals neben dem Schulhaus ein Häuslein für mich, auch ein Stück Land und einen kleinen Garten. Das Land bebauten mir die Bauern, im Garten tat ich selbst das Nötige. Die Mauer meines Gartens war zugleich die Mauer des Friedhofs. Sie war an vielen Stellen eingefallen, so daß ich aus meinem Garten direkt in den Garten der Toten steigen konnte. Nicht weit von mir entfernt wohnte in einem hübschen kleinen Anwesen ein junges Ehepaar, eben verheiratet. Sie waren aus der Stadt gekommen und paßten gar nicht zu den Bauern, die hinter ihnen her lachten und sich auf die Stirn tippten. Der Mann war Maler, und die Frau machte Gedichte, und sie lachten und sangen den ganzen Tag, und wo man sie sah und wann immer, da gingen sie untergefaßt. Sie verkehrten mit keinem im Dorf — nur mit mir. Wir drei waren Freunde."

Er nickte schwer und trübe vor sich hin. Die Pfeife war ihm wieder ausgegangen. Nun schob er sie neben sich auf die Bank, und seine Hände legte er auf die Knie und saß ein wenig nach vorne übergebeugt und blickte irgendwohin in die Ferne. Seine Augen waren umflort.

„Eines Tages aber brachte man den Mann tot vom Felde nach Hause. Er war ausgegangen, um ein Gewitter zu malen. Da war ein Blitz vom Himmel gefallen und hatte ihn erschlagen und sein Bild verbrannt."

Er richtete seinen Blick langsam auf mein Gesicht.

„Und wissen Sie, was dann geschah? Als wir am dritten Tage kamen, um den Toten zu begraben, da fanden wir zwei Tote. Die Witwe hatte sich aus Verzweiflung selbst ums Leben gebracht — mit Gift. In einem Briefe, der bei ihr lag, bat sie, mit ihrem Gatten im selben Grabe beerdigt zu werden. Das ging aber nicht an, soviel ich auch darum gebeten habe. Zu jedem einzelnen Bauern bin ich gegangen, habe gebettelt, aber es hat nichts geholfen. Sie war ja eine Selbstmörderin und wurde neben der Mauer des Friedhofs begraben, im Winkel dicht neben meinem Garten."

Nun erst ließ sein Blick mich los. Er atmete tief. Und erst nach einer Weile fuhr er fort.

„Glauben Sie mir, ich war immer ein guter Christ und ein guter Bürger. Ich weiß, die Gesetze müssen sein, und jedes Ding in der Welt muß seine Regel haben. Damals aber — da bin ich mit den Gesetzen in Widerspruch gekommen. Ich weiß nicht, ob der liebe Gott es wirklich nicht will, daß ein armer Mensch, der nicht mehr leben gekonnt hat, zwischen die ehrlichen Leute gelegt wird. Soweit ich den lieben Gott kenne, ist er gar nicht so streng. Ich weiß, daß er ganz freundlich ja gesagt hätte, wenn wir ihn nur hätten fragen können. Aber die Menschen sind ja mit ihrem Gesetz viel strenger und verbissener als der liebe Gott. Der liebe Gott würde Ausnahmen machen, die Menschen tun es niemals. Einer wie der andere — wissen Sie — und eine Tat ist eine Tat, wer kümmert sich um die Gründe!"

Halb unwillig und halb in Bekümmernis wiegte er

den eisgrauen Kopf und versank wieder in Schweigen. Das dauerte so lange, daß ich ungeduldig wurde.

„Und das mit der Heirat?“ fragte ich.

Da blickte er mich wie aus schwerem Traum erwachend an. „Was meinen Sie —? Ach so — ja, die Thekla Derichsen! Das war so. Ich hatte versucht, in meinem Garten Rosen zu züchten. Aber es wurde nichts draus. Nur ein einziger Stock wuchs an und auch der ohne Lust am Blühen und Gedeihen. Aber es kamen Blätter daran und drei Knospen. Und die drei Rosen, die daraus erblühen sollten, die hatte ich der jungen Frau meines Freundes versprochen, denn just diesen Rosenstock hatte sie gepflanzt. Als nun aber die Knospen aufbrachen, da lag sie unter der Erde, nur wenige Schritte entfernt. Damals stand ich mit der Thekla Derichsen so, daß wir beinahe einig waren. Und an einem Sonntag kam sie mit ihrem Vater drei Stunden Weges zu Wagen, um sich meine Sache anzusehen. Ich zeigte ihnen das Haus, das Stück Land, den Garten. Der Thekla gefiel's, und der Bauer, obwohl er ein Fetter war, hatte nichts dawider. Und wir waren ganz vergnügt. Als wir nun beim Abschied durch den Garten gingen, fiel es der Thekla ein, die drei Rosen haben zu wollen. Da führte ich sie zu dem Grabe neben der Kirchhofmauer und erzählte ihr die Geschichte von meinen Freunden und wies auf das Kreuz, das ich selbst gezimmert hatte, und das ich mit den Rosen schmücken wollte, die ich der toten Frau versprochen hatte. Nun hätte man ja glauben sollen, sie hätte ein Erbarmen gespürt als Weib mit dem anderen Weib, das aus Liebe in Verzweiflung und Tod geraten war. Zumal sie ja selbst in Liebe war. Aber es kam ganz anders. Ich sagte Ihnen ja schon von dem gelben Blick. Und als sie mich jetzt anschaute, da sah ich es wieder in

ihren Augen — ganz deutlich, ganz gelb. Und sie lachte ein wenig, ganz spitz und höhnisch, ging zum Rosenstock — und riß die drei armen Blumen herunter. Sie sagte, wenn sie die Rosen nicht haben dürfe, dann solle das fremde Weib sie auch nicht haben. Und was ich überhaupt mit dem Weib gehabt hätte, daß ich mich so drum bemühe. Da sagte ich gar nichts. Und gleich darauf fuhren sie fort. Am nächsten Sonntag sollte ich zu ihnen kommen, um alles abzumachen wegen der Verlobung und so. Ich aber schrieb noch am nämlichen Abend einen Brief, daß ich die Thekla Derichsen nicht heiraten würde und warum nicht. Bald darauf suchte ich mir eine andere Stelle und kam hierher."

„Und da gerieten Sie zum zweiten Male in die Versuchung, Ehemann zu werden?"

„Ja, aber das war erst zehn Jahre später."

Er nickte nachdenklich vor sich hin.

„Wissen Sie, das ist eine sehr sonderbare Sache — das mit dem Schicksal, meine ich. Da sind Leute, die glauben nicht an einen Schutzengel. Ich sage nicht, daß ich an einen Schutzengel glaube — was geht auch einen anderen mein Glaube an! Aber das mit dem Schicksal — das ist wirklich 'ne ganz eigene Sache. Das Schicksal hat den Menschen am Zügel. Ich hab's gemerkt an meinen Heiratsgeschichten. Immer im letzten Augenblick — verstehen Sie, wenn es hart auf hart ging. Dann gab es mir einen Wink, daß ich noch eben entschlüpfen konnte. So war's auch bei dem zweiten Male. Auch die zweite war herzlos, und auch bei ihr merkte ich es erst im letzten Augenblick. Wir waren nämlich schon auf dem Wege zur Kirche."

„Und da sind Sie noch umgekehrt?" fragte ich ungläubig.

„Ja gewiß, da bin ich noch umgekehrt. Das heißt,

das Umkehren war mir leicht gemacht worden, denn ich hätte so, wie ich war, nicht zum Altar gehen können — als Bräutigam nicht, verstehen Sie. Nämlich — das Schicksal bediente sich in diesem Falle zu meiner Rettung einer Ziege."

Er sagte das in einem Tone, als müsse ich nun über den Fall eine vollkommene Klarheit haben. Ich nickte zwar, als wenn ich verstünde, und sagte: „Aha!", ein Wort, das sehr viel und sehr wenig sagen kann. In diesem Falle sagte es gar nichts, denn ich hatte keine Spur einer Ahnung, worauf Klaas Baalsen mit seiner Ziege hinaus wollte.

Und während Klaas Baalsen mich und ich Klaas Baalsen anschaute, hatte ich wohl die Augen voller Fragezeichen, denn nun fuhr er erklärend fort: „Die Anna Wedderkop — das war meine zweite Braut — war die Schwester des Lehrers von Westermoor. Sie besorgte ihm den Haushalt. Ich ging jede Woche zweimal zu den Wedderkops hinüber, und dann war die Anna immer da. Sie war nicht gerade schön, auch nicht gerade jung. Aber immer sehr freundlich. Wenn nasses Wetter war und ich war durchs Moor gekommen, dann hatte sie immer ein Paar warme Latschen für mich in der Ofenröhre stehen. Auch konnte sie besser meine Pfeife stopfen als ich selber. Das war doch etwas. Und für den Stuhl, auf dem ich saß, hatte sie extra ein Kissen gestopft. Das ging so eine Zeitlang. Ich habe mich nicht eigentlich in sie verliebt, aber es war mir behaglich in ihrer Nähe. Und da kam es denn so. Wir feierten eine ganz stille Verlobung, wir beide und der Bruder. Wir beide waren sehr vergnügt, der Bruder aber war so still und gedrückt, daß ich ihn nachher leise fragte, ob er mir seine Schwester nicht gerne zur Frau gäbe. Da wurde er ganz aufgeregt und versicherte, o ja, er gäbe

mir die Anna gewiß von Herzen gerne, aber ... Und er wollte noch mehr sagen, doch da kam die Anna dazu, und er sagte nichts. Zwei Wochen später sollte ich die Anna abholen, damit wir zur Kirche gingen. Wir mußten durchs Moor, und da es lange geregnet hatte, lieh ich mir vom Timm Kreyer, dem Gastwirt, das Wägelchen, und sein Knecht, der junge Jan, sollte uns fahren. Und als wir mitten im Moor waren, die Anna und ich im Wagen und der Jan auf dem Bocke, da hörten wir auf einmal ein arges Jammergeschrei. Und als wir noch ein Stück weiter gefahren waren, da sahen wir am Wege die junge Frieda Bürklin stehen, meines Nachbars Älteste, die schrie und heulte und rang die Hände ganz gottserbärmlich. Und als wir dann herangekommen waren, da sahen wir, daß zwei Meter vom Wege im Schlamm eine große, schöne Ziege steckte, die war am Sinken. Die Frieda hatte die Ziege von Nebelungs Hof — drüben überm Moor, eine halbe Stunde vom Ort — geholt, und da hatte das dumme Tier einen Sprung getan, der Frieda war das Leitseil entglitten, und das Tier stak im Sumpf und war verloren, wenn wir nicht schleunigst eingreifen würden. Nun hätten Sie wohl geglaubt, die Anna Wedderkop hätte am liebsten selbst mit zugegriffen, als sie den Jammer des armen Mädchens sah. Ich sage Ihnen, Sie irren sich. Sie wurde ganz wild, als sie sah, wie der Jan und ich vom Wagen sprangen. Sie stak eben schon bis über die Ohren im Hochzeitmachen drin, so daß sie über die Störung ganz grün und gelb vor Zorn wurde. Wenn das dumme Ding ihre Ziege habe ins Moor laufen lassen, so solle sie sie auch wieder herausholen — und ich solle doch an meinen guten, schwarzen Anzug denken — und ich müsse bedenken, daß der Herr Pfarrer auf uns warte. Worauf dann ich sagte, der Pfarrer

habe zehn Jahre gewartet, nun könne er auch noch eine Stunde länger warten. Und dem schwarzen Anzug mache das nichts aus. Und übrigens sei die Frieda Bürklin die Tochter meines lieben Nachbars, der ich unter allen Umständen in der Not helfen müsse. ‚Aha, die liebe Tochter des Nachbars!‘ meinte sie ganz spitz und spießte das arme Ding mit ihren Augen bald auf. ‚Also daher der Eifer!‘ Und da sie sehen mußte, daß die Frieda ein sauberes Mädel war und jung und frisch, wurde ihre Nase immer spitzer und ihr Gesicht immer gelber. Es sah nun ganz alt und häßlich aus. Na, ich kümmerte mich nicht um ihr Flennen und Keifen, wir machten uns an die Arbeit und zogen die Ziege richtig aus dem Schlamm. Das war aber nicht so ganz einfach, wir wurden so dreckig wie die Moorgräber, und von Weiterfahren konnte gar keine Rede mehr sein. Da heulten denn nun beide Frauenzimmer, die eine vor Freude und Dankbarkeit, die andere aus Grimm und Ärger. Wir sind dann wieder auf den Wagen gestiegen und weitergefahren. Aber nicht zur Kirche, verstehen Sie. Ich hatte dem Jan heimlich zugewinkt und mit den Augen gepliert, und da hat er auch gewinkt und mit den Augen gepliert, denn er hatte mich richtig verstanden. Und wir drehten ganz sachte um und fuhren nach Westermoor zurück. Und wie auch die Anna Wedderkop heulen und keifen mochte, ich sagte gar nichts und setzte sie am Hause des Bruders wieder ab. Der riß die Augen nicht schlecht auf. ‚Wie, schon wieder da?‘ fragte er. ‚Ja, kannst sie behalten, die Anna,‘ sagte ich und sagte ihm dabei warum. Dieweil war aber die Anna vom Wagen gesprungen und ins Haus gesaust wie ein Satan. Draußen hörten wir die Türen knallen. Da sagte denn der Bruder weiter nichts als die Worte: ‚So — so, na — dann muß ich sie eben behalten.‘

Und er gab mir die Hand, und ich fuhr wieder nach Hause, hing den schwarzen Anzug wieder in den Schrank — und da hängt er noch."

Ich blickte ihn an und hätte am liebsten laut herausgelacht. Aber ich bezwang mich, denn ich kannte die Geschichte von der dritten Braut ja noch nicht.

„Ja — und dann?" fragte ich nach einer Pause.

„Ja — und dann —" wiederholte er meine Worte und strich mit einem ganz kleinen Schmunzeln über seine stoppeligen Wangen. „Dann kam die Geschichte mit der dritten. Es waren aber inzwischen wieder zehn Jahre vergangen. Die dritte, das war die Gesine Kaarstens, die Witwe unseres Küsters. Sie ruhe in Frieden. Ich habe sie nicht gekriegt, weil ich die beiden anderen nicht gekriegt habe."

„Wie," sagte ich, „das klingt sonderbar! Ich sollte meinen, wenn Sie eine von den beiden anderen oder gar alle beide bekommen hätten, so hätten Sie doch vermutlich die dritte um so weniger bekommen."

Klaas Baalsen schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sie mögen damit vielleicht nicht unrecht haben, aber ich habe doch recht. Weil ich vor der Thekla Derichsen und der Anna Wedderkop bewahrt geblieben bin, habe ich die Gesine Kaarstens nicht gekriegt. Sie werden das schon noch einsehen."

„Na, denn los!"

„Kaarstens, unser Küster, war ein sehr stiller Mann gewesen und gar nicht sehr lustig. Wenn er ganz besonders aufgeräumt war, dann ging er in seinem Stübchen auf und ab und sang das Requiem. Für die anderen aber war das gar nicht erfreulich, denn er sang nicht schön. Bei den hohen Tönen krähte er wie ein Hahn. Sie können sich denken, daß auch seine Frau nicht sehr lustig war. Wenn sie besonders fröhlicher

Stimmung war, dann saß sie am Fenster und sang das Lied ‚Tränen hab' ich viele, viele vergossen'. Ich glaube, sie konnte nur das eine Lied. Wenn in der Kirche die Gemeinde sang, dann habe ich sie oft beobachtet, und nach der Bewegung der Lippen zu urteilen, sang sie nie etwas anderes als ‚Tränen hab' ich' und so weiter. Eines Tages starb der Küster. Ganz plötzlich starb er, denn er hatte am Abend zuvor noch das Requiem gesungen. Aber es mußte da schon nicht ganz richtig mit ihm gewesen sein, denn er hat es viel zu hoch gesungen und schrecklich dabei gekräht. Na, da war denn nichts zu machen, der Küster war tot, und die Gesine mußte zusehen, wie sie zurechtkam. Ich hab' ihr dabei, so gut ich es konnte, geholfen. Ich war inzwischen — Sie dürfen mir's glauben — ein sehr vernünftiger Mann geworden, der sich nicht mehr so leicht mit Heiratsgeschichten fangen läßt. Aber eines Tages saß ich doch in der Falle. Mit all ihrem Gerede und Getue hatte sie mich so weit gebracht, daß ich mir sagte, zu zweit sei am Ende doch besser hausen als immer so allein. Und die Gesine Kaarstens sei doch eine so nette, zutuliche Person — zwar ein bißchen trübselig, doch gar nicht leichtsinnig. O nein, Herr, sie war wirklich nicht leichtsinnig. Wir würden ein sehr ruhiges und vernünftiges Ehepaar werden — so sprach ich damals zu mir selber. Hätte ich es nur zu mir selber gesprochen, so wäre weiter nichts dabei gewesen. So was kann man immer widerrufen. Aber ich hab's auch der Gesine gesagt, nachdem wir so eine gute Zeitlang Freunde und gute Nachbarn gewesen waren. Sie hat's mir appetitlich genug gemacht. Und nun sollte man sagen, sie wäre mir sozusagen um den Hals gefallen als glückliche Braut — wie es dann so geht. Aber nein. Sie guckte mich so recht trübselig von unten herauf an, so

daß ich glaubte, sie wolle singen ‚Tränen hab' ich viele' und so weiter. Aber das tat sie nicht. Sie sagte nur, und zwar mit einem tiefen Seufzer: ja, das täte sie ja wohl ganz gerne, aber — ich sollte ihr doch noch mal die Geschichte von meiner ersten Braut erzählen. Das tat ich denn auch und vergaß nicht das geringste. Und darauf seufzte sie noch einmal und sagte: ja, sie möchte ja gewiß wohl, wenn nur nicht der Geist der toten Frau und der Thekla Derichsen zwischen uns stünde. Ich war erstaunt, Herr, wahrhaftig, ich war einigermaßen erstaunt. Und ich sagte, sie solle das doch nur ja nicht denken, denn mit der toten Frau hätte ich nicht das geringste gehabt, was sie veranlassen könne, ihren Geist spukenderweise zwischen unseren Ehebund zu schicken. Und die Thekla Derichsen habe einen fetten Geestbauern geheiratet und habe sechs Kinder. Worauf dann sie wieder sagte und schwer mit dem Kopf schüttelte: sie hätte über die Sache ihre ganz besonderen Gedanken und wolle sich das noch mal vier Wochen lang überlegen. Na, ich war kein junger, ungeduldiger Liebhaber mehr, ich war damit einverstanden und sprach vier Wochen lang nicht mehr von der Sache. Dann aber fragte ich sie, ob sie sich jetzt entschlossen habe. Ja, sagte sie, sie wolle es wagen. Und die Verlobung sollte dann in vier Wochen sein. Schön. Als aber nun die vier Wochen herum waren und es mit der Verlobung losgehen sollte, da sagte sie, ja, sie möchte ja wohl, aber — ich sollte ihr doch vorher noch mal die Geschichte von der zweiten Braut erzählen. Da erzählte ich ihr denn auch diese Geschichte nochmals, ohne auch nur das geringste auszulassen, und mußte zu meiner Betrübnis auch beifügen, daß die Anna Wedderkop inzwischen eines seligen Todes verstorben sei. Da schüttelte sie äußerst bedenklich den Kopf und seufzte sehr tief und

fragte, ob ich denn so ganz sicher sei, daß der Geist der armen Anna Wedderkop sich nicht zwischen unsere Ehe drängen würde. So was käme bei verlassenen Bräuten sehr oft vor, die im Gram ihres Herzens dahinwelkten und am gebrochenen Herzen stürben. Ich sprach ihr aber Mut zu und versicherte, daß die Anna Wedderkop durchaus nicht an gebrochenem Herzen, sondern an einem Karbunkel gestorben wäre. Auch sei sie durchaus nicht elend dahingewelkt, sondern gerade in der letzten Zeit ihres Lebens sehr rundlich, um nicht zu sagen fett gewesen — Beweise ihres ungestörten Wohlbefindens. Außerdem habe sie mir längst verziehen. Gesine aber seufzte nur noch tiefer und sagte, darüber denke und fühle sie als Frau ganz anders, und sie möchte doch noch eine kleine Bedenkzeit — so an die sechs Wochen — haben, worauf wir dann, wenn Gott es wolle und sie sich dazu entschließen könne, getrost Verlobung feiern wollten. Nun sehen Sie, Herr, ich sagte schon, daß ich dazumal durchaus kein ungeduldiger Liebhaber gewesen sei. Ich war wirklich sehr geduldig und von ruhigem Gemüt. Aber ich muß sagen, daß ich erbost war und das Heiraten zum Teufel wünschte. Aber es war ja doch einmal abgemacht, und nach sechs Wochen fragte ich, wie sie sich entschlossen hätte. Und da sagte sie, wenn es denn sein müsse, dann wollten wir in Gottes Namen Verlobung feiern. Aber — sie habe eine Schwester in Düsterwalde, die stände ganz allein auf der Welt, und die müßten wir zu uns ins Haus nehmen. — Na, Herr, Sie können sich denken, mir war's schon reichlich genug an der einen — und — kurz, ich sagte, daß mir das ganz und gar nicht gefiele. Da wurde sie spitzig und sagte, die Schwester sei ihr einziger Trost auf der Erde, und lieber wolle sie dann mit ihrer Schwester zusammenziehen, da sie ja vom Heiraten

— wie ich ja wohl wüßte — nicht viel hielte. Das war aber gelogen, denn sie hat mir unmenschlich viel Brei ums Maul gestrichen, ehe ich das bewußte Wort gesprochen hatte, das ich besser zu mir allein gesprochen hätte — von wegen dem leichteren Widerruf, verstehen Sie. Und sehen Sie, jetzt kam wieder der Schutzengel — oder das Schicksal, wenn Sie wollen, das mich rettete im letzten Augenblick. Denn als sie sagte, sie hielte überhaupt vom Heiraten nichts, da tat sie noch einen besonders tiefen Seufzer dazu und sagte, sie habe ihrem lieben Seligen auf dem Sterbebette so halb und halb versprochen, keinen anderen Mann mehr zu nehmen."

Er blickte mich triumphierend an und nickte und lachte äußerst verschmitzt.

„Aha!" sagte ich und lachte ebenfalls so verschmitzt, als ich es vermochte, „und Sie darauf?"

„Hähähä —ja — und ich darauf? Ich sagte, wenn das so wäre, das mit dem seligen Küster, dann sollte der liebe Gott mich in Gnaden bewahren, daß ich die Grabesruhe des Verstorbenen weiter störte. Und ich wolle gewiß dann weiter nicht mehr in sie dringen, da ja doch der Geist des Küsters ständig zwischen unserem Eheglück stehen würde."

Er lachte abermals leise und voll des größten Vergnügens vor sich hin. Dann nahm er seinen Kinnbart zwischen beide Hände und drehte daran, als sei es ein Korkzieher, und seine Augenbrauen zog er ganz in die Höhe, so daß die Stirne sich in tausend Fältchen zerknitterte. Und er beugte sich ein wenig zu mir herüber und meinte: „Aber damit war ich sie noch nicht los. Zuerst ließ sie die Schwester fahren. Wenn es denn sein müßte, dann wolle sie in Gottes Namen auch mit mir allein wohnen. Und um die abgeschiedene Küsterseele brauche ich mir durchaus nicht den geringsten Kummer

zu machen, sie wolle das schon ganz allein auf sich nehmen. Und wenn ich es denn mit Gewalt so wolle, dann könnten wir ja noch heute Verlobung feiern und über vier Wochen Hochzeit. Und wenn es nicht anders ginge, dann wäre sie mit allem einverstanden, und es solle alles so gemacht werden, wie ich es haben wollte. Und das letzte geschah denn auch, denn ich wünschte nichts anderes, als daß sie in ihrem und ich in meinem Hause bliebe. So kam's denn auch. Es hat ihr gar nicht gefallen, aber wenn ich einmal scheu bin, dann bin ich's gründlich."

„Hat sie keinen anderen Mann genommen?"

„Sie hätt's vielleicht getan, aber es war keiner zu haben. Sie hat noch ein paar Jahre lang gesungen ‚Tränen hab' ich' und so weiter — dann hat der liebe Gott sie zu sich genommen. Und da war sie besser aufgehoben als in meinem Hause."

„Und das Alleinsein fällt Ihnen niemals schwer?" fragte ich nach einer Weile — und damit waren wir am Ausgangspunkt unseres Gespräches wieder angelangt.

Und wieder, wie im Anfang, wurde ihm die Antwort nicht ganz leicht. „Ja — doch — manchmal. Das dauert aber nie lange. Wenn ich dann stillsitze und meine Pfeife rauche und über den Lauf der Welt nachdenke und über die Vergangenheit und darüber, wie es wohl wäre, wenn es gekommen wäre, wie es leicht hätte kommen können — ach, dann bin ich herzlich froh und zufrieden, daß mich weder die Thekla noch die Anna noch die Gesine erwischt hat. Und sie hätten mich erwischt, wenn nicht immer im letzten Augenblick der Schutzengel — Aber daran scheinen Sie ja nicht zu glauben. Macht aber nichts. Hab' übrigens auch gerade genug geschwätzt heute abend."



Er erhob sich schwer und rieb sich die steifgesessenen Glieder.

„Alt wird man und hart in den Gelenken,“ murmelte er und griff nach seiner längst erkalteten Pfeife. Dann schnupperte er mit der Nase in der Luft. „Hm — im Moor wird's Sommer. Wie warm der Wind geht! Und sehen Sie, da kommt wahrhaftig der Mond aus dem Rauch.“

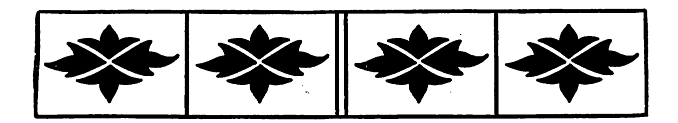
Wirklich hing drüben über der Ebene der Mond — nicht viel anders als ein großer, runder, gelber Schinken im Rauch. Ein steifer Wind wehte übers Moor und trieb den grauen Dunst in langen, schrägen Fäden vor sich her. Eine ganz seltsame Bewegung war in die träge Masse gekommen. Die Luft war fast klar.

Klaas Baalsen reichte mir die Hand und blickte mich unsicher an. „Morgen wollen Sie also wieder abreisen. Hm — ich hab' wirklich heute abend verwünscht viel geschwätzt. Aber nun kann ich wieder lange Zeit schweigen. Die Leute hier herum — man kann ihnen keine drei Worte aus dem Halse ziehen. Sie sitzen auf ihren Mäulern. Die reinsten Kleistertöpfe.“

Er nickte mir noch einmal zu und ging.

Ich blickte ihm nach, bis er in dem ziehenden Geschleier verschwunden war. Dann ging ich zum Hause meines Ohms. Und in meiner Seele war eine stille Heiterkeit über den alten Klaas Baalsen, der drei Bräute gehabt, und den doch keine erwischt hatte.





Einiges vom Kino.

Von Reinhold Ortmann.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Glorreich hat der Kinematograph seinen Siegeszug durch die Kulturwelt unseres kleinen Planeten vollendet; alle Stände und alle Lebensalter hat er sich erobert; Tausende von mehr oder weniger prunkhaften Palästen sind ihm errichtet worden, und ungezählte Millionen, die zu ihrem größeren Teil aus den Taschen der Unbegüterten fließen, werden ihm Jahr für Jahr geopfert.

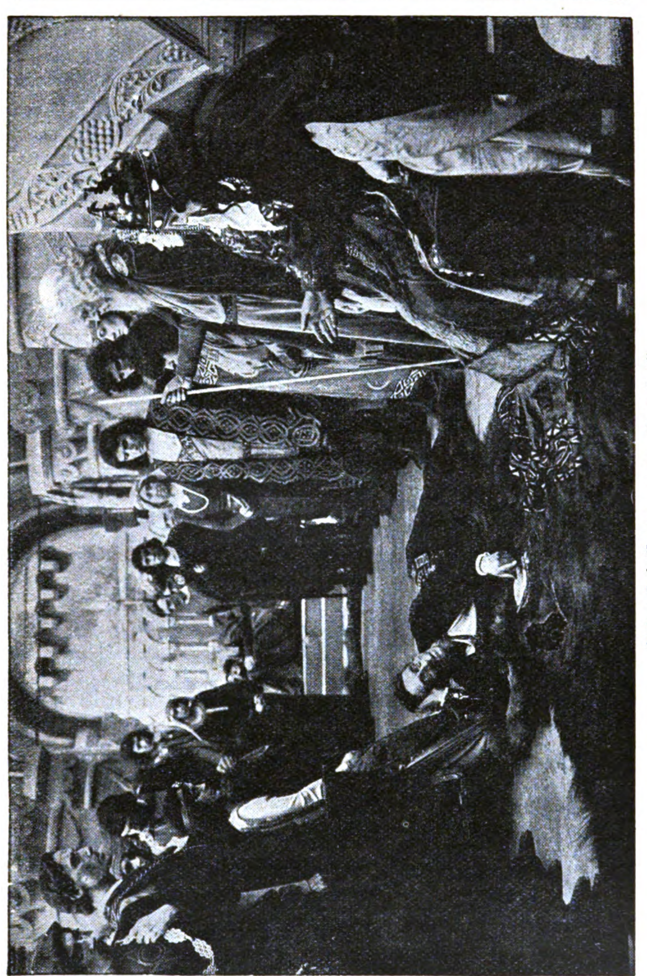
Wir müssen fürwahr in einem sehr glücklichen Zeitalter leben — denn wir sind geworden wie die Kinder. Ob Rutschbahn oder Riesentoboggan, ob Guckkasten und Lebensrad oder Kino — es bleibt im Grunde dasselbe kindliche Vergnügen. Und darin, wenn wir endlich einmal ehrlich sein wollen, liegt doch schließlich das ganze Geheimnis des ungeheuren, welterobernden Erfolges. Es ist beinahe rührend, zu sehen, wie selbst die ernsthaftesten Leute sich abmühen, die Vorführung lebender Photographien in die Sphäre der reinen Kunst zu erheben und ihr ästhetische Gesetze vorzuschreiben, bei deren Beobachtung der Kinematograph nach ihrer Meinung mit der Zeit zum ebenbürtigen Rivalen, wenn nicht zum triumphierenden Besieger der wirklichen Schaubühne werden muß.

Im Schweiße ihres Angesichts und gegen schwin-

delnd hohe Honorare quälen sich gefeierte Dichter, geistreiche Dramaturgen und geniale Regisseure mit der Lösung des großen Problems, das Drama endgültig von dem lästigen Ballast des gesprochenen Wortes zu befreien und der bisher viel zu gering eingeschätzten Grimasse endlich zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Tiefe des Gedankens und die Schönheit der Sprache, von denen unsere naiven Vorfahren so viel Aufhebens machten, sind nunmehr glücklich als die kümmerlichen Notbehelfe erfindungsarmer Dramatiker entlarvt worden; an die Stelle der maßvollen schauspielerischen Geste und der weisen Beherrschung der Rede ist zur Freude des kunstliebenden Publikums die tausendmal ausdrucksfähigere Gebärdensprache des Zirkusclowns und des Taubstummen getreten. Mit erstaunlicher Schnelligkeit haben wir gelernt, die ganze Skala menschlicher Empfindungen von mehr oder weniger verzerrten, blutlosen Gesichtern zu lesen und das Geschlenker hüllenloser Arme und Beine in erschütternde seelische Vorgänge umzudeuten.

Eine Reihe unserer besten Autoren hat durch die „Verfilmung" ihrer älteren Werke mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung den Nachweis geliefert, daß die Pantomime ein vollkommen zureichendes Ausdrucksmittel für die Erzeugnisse ihres dichterischen Genius ist. Und es haben sich sogar schon vorurteilslose Leute gefunden, die sich den Meisterwerken der Weltliteratur mit dem kinematographischen Aufnahmeapparat zu nahen wagten.

Sie haben freilich kein rechtes Glück gehabt. Was bei etlichen Erzeugnissen modernen Dichtergeistes noch zur Not gelang, bei Shakespeare und Schiller führte es zu einem kläglichen Fiasko. Bei dem gefilmten „Hamlet" langweilten sich die Zuschauer tödlich, und



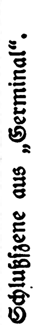
Schauspielszene aus „Hamlet“.

die „Räuber“ wurden zu einem wüsten Spektakelstück. Vielleicht würde es sogar bei Goethes „Faust“ trotz der ergreifenden Kerkerszene und der wunderbaren Aus-

stattungseffekte der Walpurgisnächte eine ähnliche Enttäuschung geben. Hat doch selbst der „Don Quichotte“ eines gewissen Cervantes, all seiner grotesken Komik ungeachtet, in der erhofften Wirkung gänzlich versagt.

Man ist also mit dem von allen Seiten so nachdrücklich geforderten „literarischen“ Film doch vielleicht nicht ganz auf dem rechten Wege. Und die krampfhaften Bemühungen, das Kino zu etwas „Höherem“ zu machen als zum unterhaltenden Spiel, könnten seiner Weltherrschaft vielleicht sogar eines Tages recht gefährlich werden. Denn noch gibt es immerhin eine recht erhebliche Anzahl von Leuten, die das Wort in der Dichtkunst für schwer entbehrlich halten, und die der Meinung sind, daß die Pantomime nur auf einem ganz bestimmt und ziemlich eng umgrenzten Gebiet ihre Daseinsberechtigung hat. Erst wenn man in geziemender Bescheidenheit zu dem Standpunkt zurückgekehrt sein wird, auf dem die vielgetadelten ersten Filmerzeuger standen, zu dem Standpunkt nämlich, daß das Kino nichts anderes sein kann und sein soll als flüchtige Augenlust, als ein harmloses Gaukelspiel ohne tiefere Bedeutung, erst dann wird man mit neuen und verheißungsvollen Entwicklungsmöglichkeiten dieses an sich gewiß recht hübschen und ergötzlichen Spielzeugs für Erwachsene rechnen dürfen.

Aber — wird man vielleicht einwenden — wir sind ja eben im Begriff, einen großen Schritt vorwärts zu tun; wir werden ja binnen kurzem den „sprechenden“ Film haben. Ja, wir haben ihn eigentlich schon, denn der geschäftige Herr Edison hat es bereits erfunden, das „Kinetophon“, bei dem Gebärde und vernehmliches Wort sich so vollständig decken, daß die Illusion, lebendige Menschen vor sich zu haben, geradezu überwältigend wird.



Schlußszene aus „Germinal“.

Die Illusion? Ach, nein! Ich habe mir die Vorführungen des neuen Edison-Kinetophon angesehen, und ich muß bekennen, daß selbst die jämmerlichste Un-

zulänglichkeit eines Kinodarstellers, selbst die plumpste Unbehilflichkeit der szenischen Behelfe nicht so illusionsfeindlich wirken können wie diese phonographische Begleitung, die uns unaufhörlich ins Gedächtnis ruft, wie weltenweit diese schemenhaften Akteure auf der flimmernden Leinwand von lebendiger Wirklichkeit entfernt sind.

Und soll uns der Phonograph am Ende gar dazu verhelfen, nun auch das Dichterwort mit dem Kinodrama zu verbinden — mit diesem Drama, dessen Vorgänge sich in einem ganz anderen Tempo abspielen müssen als auf der Bühne, und das zu einem gräßlichen Unding werden müßte in demselben Augenblick, wo es etwa unverändert von den weltbedeutenden Brettern auf die Projektionsleinwand übertragen würde? Nur der Unbefangene, dem das Wesen der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst ein siebenmal versiegeltes Buch ist, kann sich solcher Täuschung hingeben. Schon der ernstlich unternommene Versuch müßte den Anfang vom Ende der Kinoherrlichkeit bedeuten.

Aber das Kino hat, wie gesagt, zu seinem Glück den Dichter gar nicht nötig, um sich zu behaupten und sich weiterzuentwickeln. Das schönste Ziel, das es sich stecken könnte, wäre ohne allen Zweifel der gänzliche Verzicht auf die Vorführung dramatischer Szenen von ausgesprochenem Schauspiel- oder Lustspielcharakter. Die außerordentliche technische Vervollkommnung der Aufnahmeapparate und die teilweise bis zur höchsten Virtuosität ausgebildete Geschicklichkeit der Operateure ermöglichen, wie zahlreiche Beispiele beweisen, landschaftliche, ethnographische und naturwissenschaftliche Aufnahmen, die in demselben Maße unterhaltend wie anregend und belehrend wirken. Aber der geringe Erfolg gerade dieser Filme, auch der allerschönsten und

künstlerischsten unter ihnen, beweist freilich auf das schlagendste, daß damit der Geschmack der großen Masse nicht getroffen ist. Die „belehrenden“ Spielzeuge pflegen bei Kindern eben nicht in besonderer Gunst zu stehen, und man darf nun einmal nicht ver-



Der Kampf auf dem Telegraphendraht.

gessen, daß der Kinematograph noch nichts Besseres ist als ein Spielzeug für große Kinder.

Bleibt also als unerläßlich die Darstellung von irgendwie „packenden“ Szenen aus dem Leben. Das Nächstliegende war selbstverständlich das humoristische Genre. Und wir können uns wahrlich nicht darüber

beklagen, daß es von den Filmerzeugern stiefmütterlich behandelt worden wäre. Wir alle haben über die Kinoclowns Max Linder, Prince und so weiter Tränen gelacht, und da Lachen bekanntlich die gesündeste aller körperlichen Betätigungen ist, ließe sich gar nichts da-



Der im Triebsand versinkende Bösewicht.

gegen einwenden, wenn diese inzwischen etwas „überlebten“ Herren und ihre Ideenlieferanten gleichwertige Nachfolger fänden. Aber der Kinematograph arbeitet rasch, und er ist auf drastische Wirkungen angewiesen. Eine zwei Stunden lang anhaltende Häufung solcher Wirkungen könnte auch der stärkste Magen nicht ver-

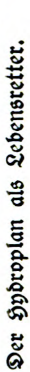
tragen, und Abwechslung ist die Würze des Genusses.

Darum setzte man neben den Scherz den Ernst, und zwar, wie sich's für ein naives Publikum gebührt, gleich in seiner düstersten und schrecklichsten Gestalt. Auf den zwerchfellerschütternden Max, der aus einer lustigen Bedrängnis in die andere taumelt, folgten der nachtschwarze Intrigant und der blutdürstige Mörder, folgten die unglückliche, von Gott und Welt verlassene Waise, die verzweifelte Mutter am Sterbebett ihres Kindes, der hartherzige Vater und die grausam verstoßene Tochter. Grausen und Mitleid zerrten im angenehmsten Wechsel an den Nerven des Zuschauers, und die Notwendigkeit steter Steigerung zwang die Kinoregisseure und Schauspieler zu immer gewaltigeren Leistungen. Man mußte für Verfolger und Verfolgte Situationen von nie dagewesener Schrecklichkeit erfinden, wenn man noch eine Wirkung auf das rasch abgestumpfte Publikum hervorbringen wollte.



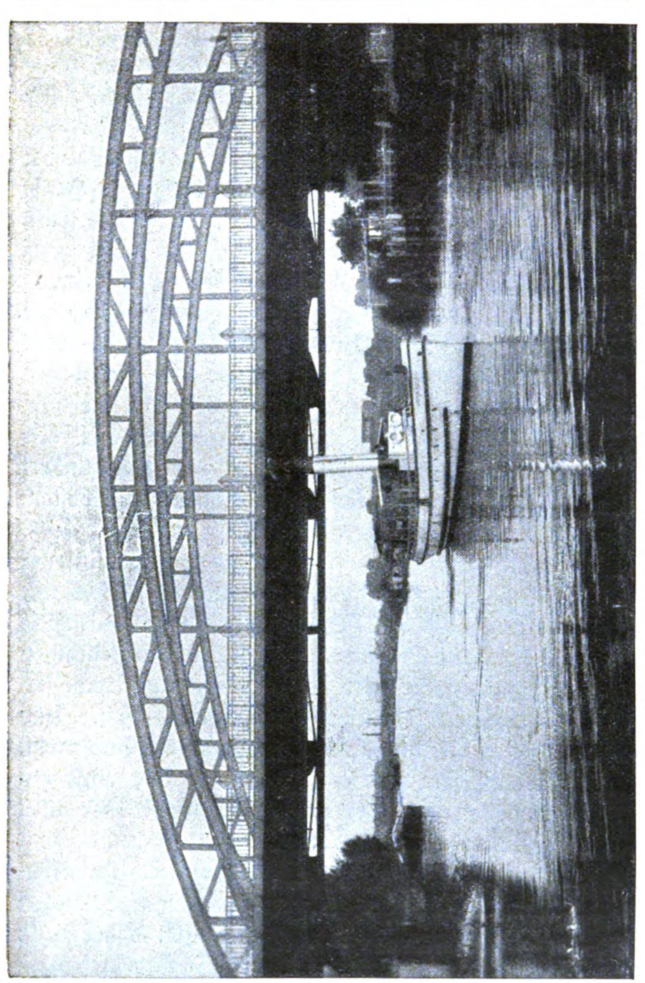
Die Heldin auf dem Leuchtturm.

Der Beruf des echten Kinodarstellers hat deshalb schon längst aufgehört, bequem und vergnüglich zu sein. Feuer und Wasser dürfen ihn nicht schrecken, er muß sich hoch droben in den Lüften ebenso furchtlos bewegen können wie unten auf der sicheren Erde, muß auf einem durchgehenden Pferde reiten, aus einem führerlos dahinrasenden Automobil springen können —



Der Hydroplan als Lebensretter.

kurz, er muß über alle Fähigkeiten und die ganze Unerschrockenheit eines richtigen Akrobaten verfügen. Der auf einem Telegraphendraht ausgefochtene Faustkampf,



Der Todessprung auf den Dampferschornstein.

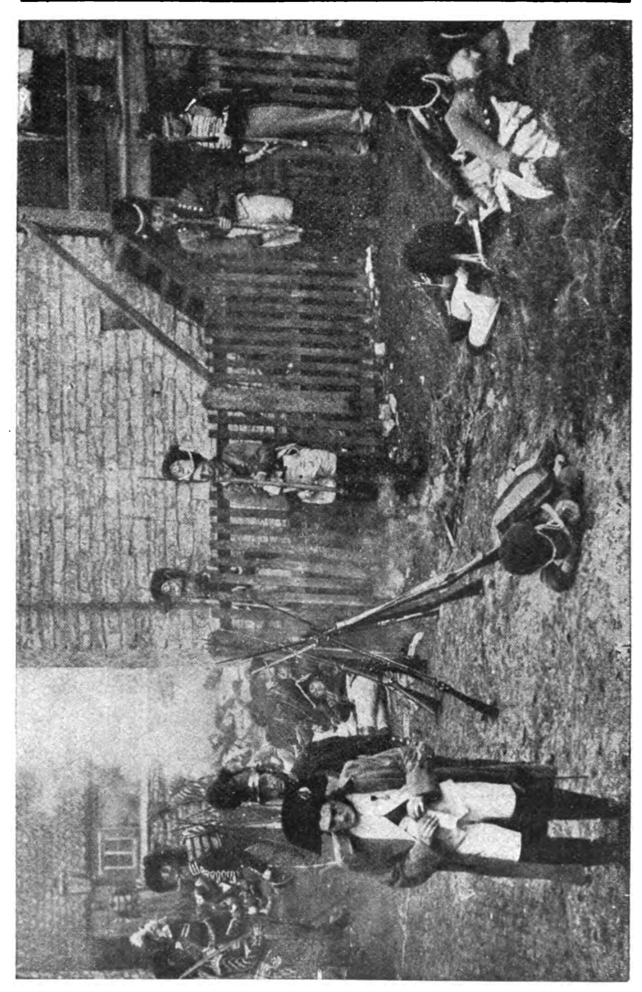
das langsame Versinken im lockeren Triebsand, das Herunterspringen von einer Brücke auf den Schornstein eines durchpassierenden Dampfers oder das Dach eines

raschfahrenden Eisenbahnwagens gelten heutzutage schon für ziemlich unbedeutende Leistungen, und wirklich gesucht sind nur solche „Schauspieler“, die erheblich Schwierigeres vollbringen können.

Da lebt zum Beispiel in England oder Amerika eine Miß Marie Pickering, die in der Luft ebenso zu Hause ist wie im Feuer oder im Wasser. In einem Film „Durch die Wolken“ war ihr die gewiß nicht ganz leichte Aufgabe gestellt, aus einem Aeroplan zu springen und im Fall das von einem Freiballon herabhängende Seil zu ergreifen, um daran in die rettende Gondel emporzuklettern. Sie machte unter den gebotenen Sicherheitsvorkehrungen erst eine kleine Reihe von Versuchen, um das Kunststückchen dann ohne alle Schutzmaßnahmen in einer Höhe von zweihundert Metern über dem Erdboden kaltblütig und mit bestem Gelingen auszuführen.

Auch mit der szenischen Aufmachung der Sensationsfilme haben es die Regisseure nicht mehr so leicht wie noch vor wenig Jahren. Damals konnte man mit Hilfe von Spielzeugeisenbahnen die schönsten Entgleisungen und Zusammenstöße vortäuschen, heute muß man sich dazu richtige, ausgediente Lokomotiven kaufen. Und wenn, wie es kürzlich einmal nötig war, ein Automobil „explodieren“ soll, tut es nicht mehr wie einst ein Miniaturmodell, sondern man muß wohl oder übel einen richtigen Achttausendmarkwagen opfern.

Was über die Inszenierungskünste und Inszenierungskosten des Gerhard-Hauptmann-Films „Atlantis“ erzählt wird, grenzt schon ans Fabelhafte. Aber es ist auch freilich keine Kleinigkeit, dem behaglich in seinem Sessel sitzenden Zuschauer den Zusammenstoß eines von fünfhundert Passagieren besetzten Riesendampfers mit einem Wrack und seinen Untergang mit allem Zu-



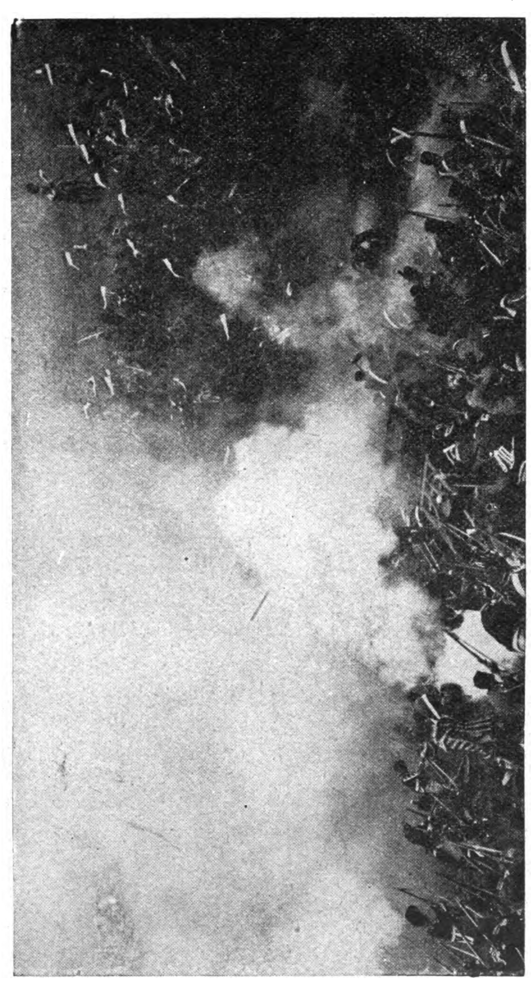
Napoleon bei Waterloo.

behör an schrecklicher Panik, über Bord springenden Reisenden und so weiter ganz naturgetreu vorzuführen. Eine Mühe, die sich belohnt macht, denn was sind die

Wirkungen der „Weber“ oder des „Kollegen Crampton“ gegen das Gruseln und die Gänsehäute des Publikums bei solchen „dichterischen“ Effekten!

Aber eine Grenze gibt es leider auch hier. Und einmal mußte der Tag kommen, an dem man sich mit einem treffenden Münchener Ausdruck sagen mußte: „Höher geht's nimmer!“ Da entdeckte man just zur rechten Zeit zwei neue, verheißungsvolle Gebiete: das klassische Altertum und den Kriegschauplatz. Man benützte das erbarmungslos zurechtgestutzte Handlungsgerippe der Romane „Quo vadis“ und „Die letzten Tage von Pompeji“, um es mit aller Flitterpracht einer glänzenden Ausstattung zu behängen. Die Fabel wurde verworren, unverständlich und sterbenslangweilig, der Glanz der einzelnen Bilder aber stellte die verwegenste Zirkuspantomime in den Schatten. Feste und Bacchanalien, Gladiatorenkämpfe und ganze Herden von richtigen Löwen, grausige Feuersbrünste mit Hunderten von verzweifelt fliehenden Menschen und noch hundert andere schöne Dinge zogen an den Augen der entzückten Zuschauer vorüber; man drängte sich eifriger denn je in die Lichtspieltheater, und die beiden Filme brachten ihren Erzeugern einen nach Millionen zu beziffernden Gewinn.

Aber bei der „Herrin des Nils“ machte sich schon ein erhebliches Abflauen der Begeisterung bemerklich. Man hatte genug vom Altertum, man fand, daß Akteure und Szenen einander allzu ähnlich sahen, und daß die als Würze beigefügten Neuheiten, wie die vor die Krokodile geworfene Sklavin, der Einmarsch des Römerheeres in Ägypten und etliches Kampfgetümmel, den aufgewärmten Brei nicht hinlänglich schmackhaft zu machen vermöchten. Kleopatra bedeutete nur noch einen halben Erfolg, und die Filmfabriken werden klug genug sein, dies Warnungszeichen zu beachten.



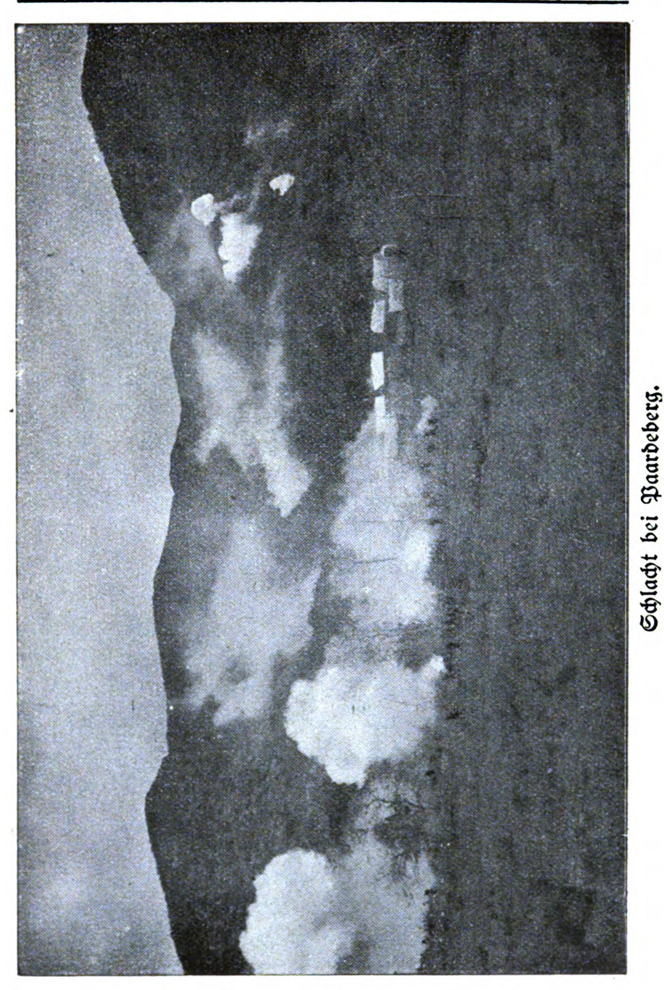
Aus der Schlacht bei Waterloo.

Die Kriegsszenen scheinen dagegen neuerdings wieder mehr in den Vordergrund treten zu sollen, und es sind von verschiedenen Filmfabriken sehr erhebliche



Schlacht bei Gettysburg.

Summen aufgewendet worden, um in bezug auf die Wahl des Schauplatzes, die Zahl der mitwirkenden Statisten, die Echtheit der Uniformen oder Kostüme und

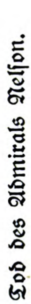


Schlacht bei Paardeberg.

die überzeugende Bewegtheit der Vorgänge selbst den weitestgehenden Erwartungen und Ansprüchen Genüge zu tun. Bilder, wie sie in dem Film „1812“ gezeigt

werden konnten, gehören zu dem Schönsten, das die kinematographische Industrie bis jetzt hervorgebracht hat. Und die in den verschiedensten Kampfesphasen gefilmte „Schlacht bei Waterloo“ mutet stellenweise fast wie ein getreues Abbild ernster Wirklichkeit an. Um die denkwürdigen Tage von Gettysburg im nordamerikan'schen Bürgerkrieg wieder aufleben zu lassen, jene drei ersten Julitage des Jahres 1863, die jedem Nordamerikaner geheiligt sind, machte man die erforderliche Zahl von Aufnahmen sogar auf dem Kriegschauplatz in Pennsylvanien selbst, und man kann sich leicht vorstellen, welche Begeisterung es in den Lichtspieltheatern der Vereinigten Staaten auslöst, wenn man es in einer Reihe tumultuarischer Szenen erlebt, wie Lee mit seinen Konföderierten von den Unionstruppen unter dem tapferen Meade geschlagen und bis an den Potomac zurückgeworfen wird.

Daß auch die Schlacht von Paardeberg aus dem letzten Burenkriege an Ort und Stelle rekonstruiert würde, konnte man füglich nicht wohl verlangen, aber wenn auch der Schauplatz der Aufnahmen in das südkalifornische Bergland verlegt wurde, so wirkt doch alles übrige echt genug. Wir sehen, wie verzweifelt sich Cronje mit seinen viertausend Mann — es mögen ja auf der Leinwand ein paar Dutzend weniger sein — gegen die Robertssche Übermacht wehrt, der er sich schließlich gefangen geben muß, und wir durchleben im Geiste noch einmal die Erregung, die jene Vorgänge damals selbst im fernen Europa nachzittern ließen. Hauptsächlich für englische Gemüter berechnet wie dieser Film, ist auch die Seeschlacht von Trafalgar mit dem höchst dramatisch inszenierten Heldentode des Admirals Nelson, der, nachdem ihn eine Flintenkugel aus dem Fockmars der „Formidable“ tödlich verwundet, in den



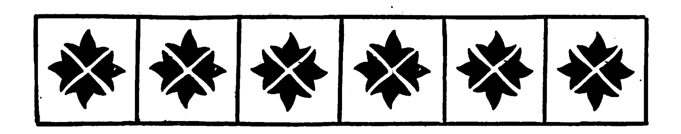
Tod des Admirals Nelson.

Schiffsraum der „Victory“ gebracht wird, wo er in den Armen des Kapitäns Hardy seine Seele verhaucht.

Der Kriegsfilm ist augenblicklich noch stark in der Mode; aber auch hier wird in nicht ferner Zeit eine Übersättigung eintreten, und vielleicht ist bis dahin dem Kinematographentheater der große Reformator erstanden, dessen es dringend bedarf. Es braucht nicht notwendig ein „Dichter“ zu sein, denn für wirkliche Poesie wird die Flimmerleinwand nie und nimmer das rechte Wirkungsgebiet werden. Eines erfinderischen Kopfes aber wird es allerdings bedürfen, der alle Wirkungsmöglichkeiten, die hier ja so reich gegeben sind, auszuschöpfen weiß, ohne pseudoliterarische oder sonstige Behelfe heranzuziehen, die hier nicht am Platze sind. „Der Student von Prag“ hat das Kinoproblem seiner Lösung ebensowenig näher bringen können wie Max Reinhardts mit so großen Hoffnungen erwartete „Gefilde der Seligen“ mit ihrer abgeschmackten sogenannten „Handlung“.

Der rechte Mann wird eben erst der sein, der die Mahnung zu beherzigen weiß: Laßt das Kino einen Guckkasten bleiben! Macht seine Bilder so hübsch und so bunt wie möglich; aber verzichtet um des Himmels willen auf den Ehrgeiz, es zur Höhe wahrer Kunst zu erheben!





Mannigfaltiges.

Der Schatz des Bauern Smarta. — Der Wenzel Priszak und der Bogumil Sicherski waren fraglos die größten Halunken in dem böhmischen Dorfe Lehnstein und dessen weiterer Umgebung, soweit diese zu dem Landstrich nach der sächsischen Grenze hin gehörte. Die beiden Genossen hatten von Jugend an so ziemlich alles durchprobiert, was sie mit den Strafgesetzen in Konflikt bringen konnte. Eigentlich waren sie bei diesem Treiben geradezu unverschämt vom Glück begünstigt worden. Denn die paar Monate, die sie in dem nahen Bezirksgefängnis wegen Wilddieberei, Schmuggelns und gelegentlicher kleiner Eigentumsvergehen abgesessen hatten, waren kaum zu rechnen. Der größere Teil ihres Schuldkontos blieb unbeglichen, was sie lediglich ihrer seltenen Gerissenheit verdankten.

In letzter Zeit hatten nun der Priszak und der Sicherski sich so merkwürdig still verhalten und so gesittet gelebt, daß es den Lehnsteiner Bauern, die diese unbequemen Dorfangehörigen nur zu gern für immer auf den Schub nach auswärts gebracht hätten, ganz unheimlich wurde. Über dem friedlichen Orte lag es wie Gewitterschwüle. Aber die Entladung wollte und wollte nicht kommen. Im Gegenteil, die beiden edlen Genossen, die neuerdings mit einem kleinen Eselkarren die Umgebung bereisten und billigen Tand feilhielten, wurden immer solider und mieden schließlich sogar die Wirtsstuben, zu deren regelmäßigsten Gästen sie bisher gehört hatten.

Endlich sickerten doch so allerlei Gerüchte durch, weshalb der Priszak und der Sicherski als solide Handelsleute so fleißig die Lande durchzogen. Diesem und jenem ihrer besten Freunde hatten sie das Geheimnis unter dem Siegel tiefster Verschwiegen-

heit anvertraut — natürlich aus kluger Berechnung. So wußte denn bald ganz Lehnstein, daß die beiden Burschen in einer alten Bibel, die von ihnen auf ihren Hausiererfahrten eingehandelt worden war, eine geheimnisvolle Zeichnung gefunden hatten, in deren Mitte sich ein rotes Sternchen befand. Und das sei der Ort, wo der im Jahre 1895 plötzlich verstorbene reiche Gutsbesitzer Kulark sein bares Geld vergraben habe, wie auf der Rückseite des vergilbten Papierstückes zu lesen wäre.

Allmählich wob sich um die Personen der der Ehrlichkeit wiedergegebenen Hausierer, die unermüdlich von Ort zu Ort zogen, um das Gelände zu finden, auf das ihre Zeichnung paßte, ein geheimnisvoller Nimbus. Kein Mensch hatte einen Grund, an den Angaben des gebesserten Gaunerpaares zu zweifeln. Tatsächlich war ja im August 1895 der Gutsbesitzer Kulark, ein als reich verschrieener Junggeselle, einsam auf seinem zwei Meilen von Lehnstein entfernten Gehöft gestorben, und weil man damals in dessen Hause fast gar kein Geld aufgefunden hatte, war sofort die Mär entstanden, der Tote müsse seine Schätze vorher irgendwo verscharrt haben.

So standen die Dinge, als eines Abends im Oktober 1912 Priszak und Sicherski sich ganz unerwartet bei Johann Smarta, dem reichsten Bauern von Lehndorf, einfanden. In der guten Stube fand dann bei verschlossenen Türen eine lange Unterredung statt. Die beiden Freunde eröffneten dem begierig lauschenden Bauern, daß sie endlich den Ort entdeckt hätten, wo das Geld des alten Kulark verborgen liege. Bevor sie jedoch nähere Angaben darüber machen würden, müsse Smarta ein Schriftstück unterzeichnen, das sie fertig aufgesetzt mitgebracht hätten.

Smarta las den merkwürdigen Vertrag, durch den er ohne jedes Risiko einen hübschen Batzen Geld verdienen sollte, erst sehr genau durch, bevor er ihn unterzeichnete. Darin stand nämlich, daß er sich verpflichte, mit Priszak und Sicherski den Schatz zu teilen, der auf seinem Grund und Boden an einer Stelle vergraben sei, die die Entdecker ihm nach Vollziehung seiner Namensunterschrift zeigen würden.

Als die kleine Formalität erledigt war, und die beiden

Freunde das unterzeichnete Schriftstück in der Tasche hatten, holten sie nun auch die recht vergilbt aussehende Zeichnung hervor, mit deren Hilfe sie nach so langem Suchen den darauf angegebenen Platz entdeckt haben wollten. Smarta ließ sich die Zeichnung erklären und konnte sich gar nicht genug wundern, daß es den beiden geglückt war, sich in all den Strichen und Linien zurechtzufinden. Immerhin ersah er aber aus dem Plan, daß mit dem roten Sternchen auf der Zeichnung tatsächlich nur eine kleine Steinhütte, die seit Jahren von seinem Schäfer und dessen Frau bewohnt wurde, gemeint sein könne. Seine letzten, schon recht schwachen Zweifel an der Aufrichtigkeit der einst so übel beleumundeten Freunde schwanden, als sie ihm mit schöner Aufrichtigkeit versicherten, sie hätten natürlich nie daran gedacht, mit ihm zu teilen, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, den Schatz ohne seine Hilfe zu heben. Dies sei aber ausgeschlossen, da die Frau des Schäfers die Hütte nie verlasse, und sie ja auch noch nicht genau wüßten, in welcher der beiden Stuben das Geld versteckt sei. Man würde also vielleicht den ganzen Boden durchwühlen müssen, was immerhin viel Zeit erfordern könnte.

Nichts vermochte Smarta mehr von den ehrlichen Absichten seiner Bundesgenossen zu überzeugen als dieses Zugeständnis, daß sie ihn durchaus nicht etwa aus selbstlosen Gründen ins Vertrauen gezogen hätten. Die drei verabredeten darauf genau alles weitere. Smarta sollte an den folgenden Tagen das Schäferpaar für einige Zeit auf seinem Bauernhofe beschäftigen, und im übrigen sagten sich die drei strengstes Stillschweigen über ihr Vorhaben zu. Man konnte ja nicht wissen, ob es nicht noch irgendwo erbberechtigte Nachkommen des verstorbenen Kulark gab, die vielleicht Ansprüche an den Schatz erheben würden.

Alles ging nach Wunsch. Am nächsten Abend konnten sich die drei Schatzsucher nach Eintritt der Dunkelheit ungestört ans Werk machen. Ihre Vorbereitungen hatten sie in aller Heimlichkeit getroffen, um ja nicht die Aufmerksamkeit der anderen Dorfbewohner zu erregen. Nach vierstündigem Graben stießen sie dann wirklich in der hinteren Kammer der Hütte

in einer Ecke auf einen schweren Ledersack, den die Gauner in einem unbewachten Augenblick dort versteckt hatten. Mit fiebernden Händen half Smarta ihn aus dem Loche herausziehen. Man öffnete ihn sofort und fand darin vier weitere kleinere Lederbeutel, die sämtlich, wie die oberflächliche Besichtigung zeigte, österreichische Fünfkronenstücke enthielten. Zur Prüfung reichte der vorsichtige Sicherski dem vor Freude halb verstörten Bauern aus jedem Sacke ein paar der Silbermünzen hin. Dann ging es ans Durchzählen und Teilen, wobei Smarta die qualmende Petroleumlaterne zu halten hatte. Im ganzen waren es genau eintausendundvierzig Fünfkronenstücke, eine Summe, die den Erwartungen der drei Schatzsucher freilich nicht ganz zu entsprechen schien.

Priszak und Sicherski baten den Bauern nun, auch ihren Anteil vorläufig in Verwahrung zu nehmen, wozu dieser sich gern bereit erklärte. Darauf wurde der auf drei Beutel verteilte Fund auf Umwegen nach Smartas Wohnung geschleppt.

Dort angekommen spielte Priszak plötzlich den Ängstlichen. Er möchte doch lieber das ihm und seinem Freunde gehörige Geld mitnehmen, da man nicht wissen könne, ob es bei Smarta auch sicher genug aufgehoben sei, worauf Sicherski seiner Rolle entsprechend äußerte, ihm würde es überhaupt am liebsten sein, wenn sie gleich am nächsten Morgen die Reise nach Hamburg antreten könnten, um von dort nach Amerika weiterzufahren, was sie ja schon längst geplant hätten. Nur könnten sie sich dabei nicht mit den beiden schweren Beuteln schleppen. Ob Smarta ihnen denn nicht das Silbergeld in Papier einwechseln wolle. Das wäre doch am einfachsten.

Ahnungslos ging der Bauer in die Falle. Da er gerade zwei Tage vorher seine Ernte an einen Händler verkauft hatte, besaß er genug Banknoten, um den Wunsch seiner guten Freunde erfüllen zu können. Nach herzlichem Abschied verschwanden die beiden Spitzbuben, und Smarta war froh, sie auf immer los zu sein.

Als der Bauer sich nun aber am anderen Morgen beim hellen Tageslicht seinen Schatz nochmals ansah, bemerkte er

sofort, daß er schmählich betrogen worden war. Die Kronenstücke wären sämtlich falsch.

Sofort alarmierte Smarta das ganze Dorf und ließ eine Streife nach den beiden Betrügern veranstalten. Die waren aber längst über alle Berge, hatten auch allen Anzeichen nach ihre Flucht vorher gut vorbereitet gehabt. Nun wurde das Bezirksgericht in Graslitz von dem Vorgefallenen verständigt, das sofort den ganzen Polizeiapparat in Bewegung setzte, um des Gaunerpaares habhaft zu werden, was aber erst zwei Wochen später in Wien gelang, wo die beiden in einem Tingeltangel einem Polizeikommissär durch ihre leichtsinnigen Ausgaben auffielen.

Priszak und Sicherski wurden wegen Falschmünzerei und Betrug jeder zu sechs Jahren Kerker verurteilt. W. K.

Die enttäuschten Turko. — Unter dieser Überschrift war nach den ersten Schlachten des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 unter den deutschen Truppen ein auf einem Quartblatte gedrucktes Spottgedicht weit verbreitet, dessen Verfasser ein hessischer Landwehrmann gewesen sein soll, der sich jedoch nicht genannt hat. Unter den damals in Kassel internierten französischen Gefangenen befanden sich nämlich viele Turko, deren mutmaßliche Gemütsverfassung geschildert war in dem Gedichte, das uns von einem Veteranen, der als Musketier des zur rühmlichst bekannten 22. Division gehörigen 3. Hessischen Infanterieregiments Nr. 83 an dem Kriege teilgenommen hat, mitgeteilt wird, und das als ein Produkt volkstümlicher Dichtung aus jener denkwürdigen Zeit verdienen dürfte, vor der Vergessenheit bewahrt zu bleiben, schon im Hinblick darauf, daß in Frankreich aus der eingeborenen Bevölkerung der afrikanischen Kolonien neuerdings ganze schwarze Armeekorps gebildet werden sollen, um in einem etwaigen späteren Kriege gegen Deutschland verwendet zu werden.

Das Gedicht lautete:

Aus Kassel schrieb ein Sohn der Wüste
An die Turko in dem Land,
Dessen meerumspülte Küste
Glüht im heißen Sonnenbrand:



Liebe Brüder! Ruhm und Ehre
Ward uns leider nicht zuteil,
Aber eine gute Lehre,
Die uns dienen kann zum Heil.

Als der Kaiser aller Franken
Uns zum großen Kampfe rief,
Weckt' er auf den Mordgedanken,
Der in jedem Turko schlief:

„Eilet hin zum deutschen Rheine,
Macht dem Feind die Hölle heiß!
Silber, Gold und Edelsteine
Sollt ihr ernten scheffelweis.

Haut die Deutschen all in Fetzen,
Hackt ihr Fleisch zu lauter Wurst!
Das bereitet euch Ergötzen,
Deutsches Blut löscht euern Durst.

Reißt die Häuser all zusammen,
Setzet drauf den roten Hahn,
Werft die Kinder in die Flammen,
Wie ihr es schon oft getan!

Führt die Frauen fort in Banden
Tief in eure Sklaverei!
Von den schönsten, die wir fanden,
Trägt es jedem Turko drei.“ —

Also sprach der Frankenkaiser,
Und es schrie der Wüste Sohn
Voll Begeistrung sich fast heiser:
Vive l'empereur Napoléon!

Aber, als es kam zum Klappen
Mit dem tapfern deutschen Heer,
Da erlitten wir nur Schlappen,
Niederlagen, groß und schwer.

Nichts geschah dann uns zuliebe —
Wie verkehrt ist doch die Welt! —
Wir bekamen deutsche Hiebe,
Aber nimmer deutsches Geld.

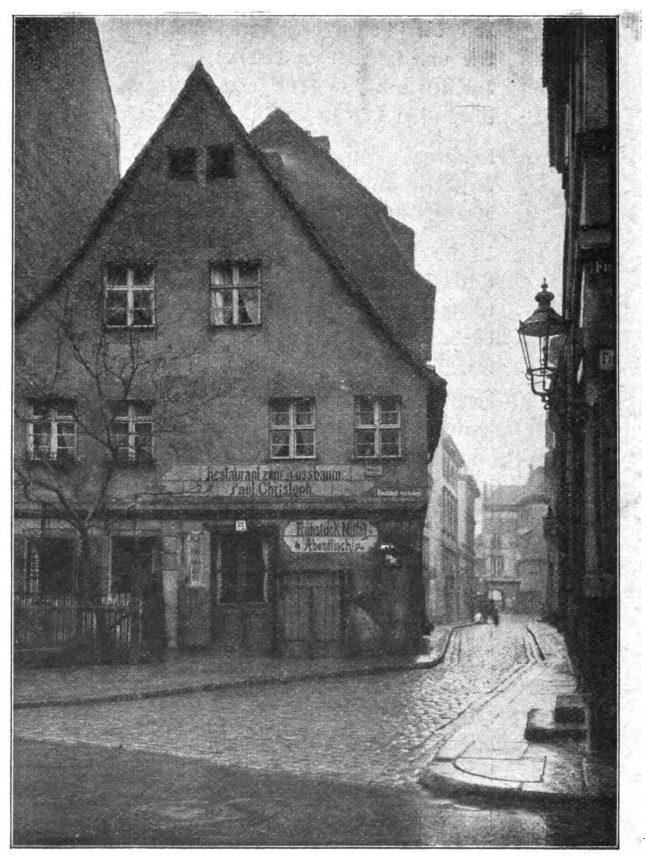
Und die schönen deutschen Frauen,
Die uns trefflich standen an,
Durften wir von fern zwar schauen,
Aber nicht uns ihnen nahn.

Kriegsgefangen, ohne Wehre,
Send' ich aus dem fremden Land
Warnend euch die weise Lehre
An den heimatlichen Strand:

Strebet nicht nach Deutschlands Gauen,
Denn es winken euch am Ziel
Weder Gold noch schöne Frauen,
Aber Hiebe, hart und viel! R. v. B.

Aus Alt-Berlin. — Was jetzt vom alten Berlin noch steht, sind eigentlich nur Überreste. Die Untergrundbahn schlug man durch das kleine Fleckchen des alten Idylls, und damit schwanden viele dieser liebevoll umständlichen Bauten. Jetzt stehen große Geschäftshäuser dort, in denen „Inventur“ und „Bilanz“ die Hausgeister sind.

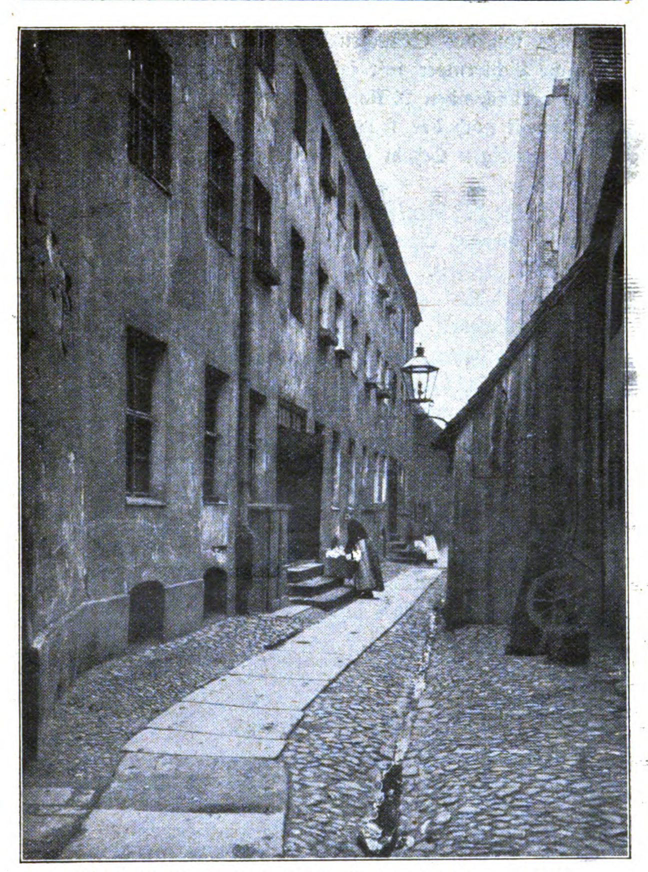
An einigen Stellen aber hat die Umwandlung Berlins zur Handelstadt bisher doch halt gemacht: am Krögel und an der Fischerstraße. Während aber der Krögel auch schon langsam zu zerbröckeln beginnt, steht das Alt-Berlin der Fischerstraße noch unangetastet. Recht einsam liegt die Gegend, nur die wenigen geborenen Berliner wissen, daß hier der alte Kern ist, um den sich das überschnell gewachsene Großstadtgebilde legte. So steht an der Ecke Fischer- und Cöllnische Straße das älteste Haus Berlins. Es soll seinerzeit als eines der ersten Bürgerhäuser entstanden sein, als Berlin noch ein Fischerdorf war und sich erst allmählich zur Stadt entfaltete. Das Restaurant, das heute darin ist, bestand damals schon, nur hieß es etwas deutscher „Gasthof“ und hatte zudem für die Bevölkerung eine Bedeutung, die ihm selbstverständlich jetzt abhanden gekommen ist. Fuhrleute und Schifferknechte sind zumeist Gäste des Restaurants, aller Glanz ist entblättert, ebenso wie der Nußbaum vor dem Fenster auch nicht mehr so recht grünen will. Das genaue Alter des Hauses ist nicht mehr bekannt, man legt



Das älteste Bürgerhaus Berlins Ecke Fischerstraße und Cöllnische Straße.

aber das Entstehen noch vor die Zeit des ersten Hohenzollernregenten von Brandenburg, also in den Anfang des 15. Jahrhunderts.

Die weiter abgebildete namenlose Straße ist bei weitem nicht so alt, sie mag seit Anfang des 17. Jahrhunderts in ihrer



Die namenlose Verbindungstraße der Fischerbrücke mit der Fischerstraße.

jetzigen recht primitiven Form stehen. Weil diese Straße nur eine unbefahrbare enge Verbindung zwischen Fischerbrücke und Fischerstraße darstellt, gab man ihr wohl keinen Namen, sondern nannte sie einfach „Durchgang“. Damit muß sie sich heute noch begnügen.

Rings um das Stückchen Alt-Berlin funkelt abends das elektrische Lichtermeer mit seinen mutwillig aufblitzenden und wieder verlöschenden Reklamen, drinnen in den alten Gassen aber schwelt noch das trübe Petroleumlicht und wirft seinen gelben, zitterigen Schein auf das regennasse, holperige Feldsteinpflaster. E. S.

Die Rache des Regisseurs. — Im Winter des Jahres 1885 wurde im Großen Opernhause von Paris Meyerbeers „Robert der Teufel" gespielt. In der packenden Szene, wo die Nonnen im Klosterfriedhof aus ihren Gräbern auferstehen und den Ritter umschweben, blieb eine der Nonnen regungslos auf ihrem Flecke stehen, wie wenn sie angewurzelt wäre. Das verwunderte Publikum faßte die Sache so auf, als solle damit der Szene ein neuer Reiz verliehen werden. Als sie dann aber ebenso unbeweglich stehen blieb, während die anderen Tänzerinnen entschwebten, ja, als sie unverkennbare Zeichen großer Unruhe von sich gab, da merkten alle Zuschauer, daß irgend etwas bei ihr haperte, und sämtliche Operngläser des vollbesetzten Hauses waren gespannt auf sie gerichtet. Von den Kulissen aus wurde ihr endlich vernehmlich zugerufen, sie möge doch kommen. Da faßte sie einen heroischen Entschluß: sie bückte sich, knöpfte sich vor den Augen der sämtlichen Anwesenden ihre weißen Tanzschuhe auf, schlüpfte heraus und sprang auf den Strümpfen davon, verfolgt von einem lachenden, vielhundertstimmigen Bravo.

Der Theaterdiener, der die stehengebliebenen Schühchen wegholen sollte, konnte sie nur vom Boden entfernen, indem er sie in Stücke riß.

Die betreffende Ballerina, ein Fräulein Rosa Mercia, reichte nunmehr gegen den Regisseur, Herrn Dubois, Klage ein und behauptete, er sei derjenige gewesen, der an dem fraglichen Abende die Sohlen ihrer Ballettschuhe mit Gummi bestrichen habe, um sie in eine lächerliche Lage zu versetzen.

Bei der mündlichen Verhandlung stellte der Beklagte seine Schuld entschieden in Abrede. Kein Mensch könne ihm nachweisen, daß er es gewesen sei, der der Dame jenen Schabernack gespielt habe.

„Das nicht," rief die gekränkte Tänzerin, „aber kein anderer Mensch außer ihm hätte die mindeste Ursache, mir zu grollen! Er wollte sich an mir rächen, denn ich war zwei Jahre lang seine Verlobte. Daß ich mich jetzt entschlossen habe, einen anderen Mann zu heiraten, kann er mir nicht verzeihen, und deshalb seine Rache."

Darauf erklärte der Richter: „Mit diesem Eingeständnis haben Sie dem Angeklagten die schönste Verteidigungsrede gehalten, die ihm nur gehalten werden konnte. Daß ihm das Vergehen nicht nachgewiesen werden kann, geben Sie selbst zu, und daß es menschlich begreiflich ist, wenn er ein so großes Unrecht, wie Sie ihm nach Ihren eigenen Worten angetan haben, durch einen harmlosen Schabernack rächt, müssen Sie ebenfalls selber zugeben. Im Namen des Gesetzes spreche ich den Angeklagten frei." C. D.

Tauchererlebnisse. — Nicht reicher Beute wegen wagte der Taucher Leverett, dessen Mut ihn zu einem Platze in der Heldengalerie der Welt berechtigt, vor mehreren Jahren im englischen Kanal sein Leben. Ein Kamerad war in Gefahr. Während dieser auf dem Meeresgrunde arbeitete, hatte sich sein Luftschlauch mit einem Seile, an dem der Taucher befestigt war, verwirrt. In solcher Tiefe länger als eine halbe Stunde unter Wasser bleiben, heißt, mit seinem Leben frevlentlich spielen, und dennoch ging Leverett hinunter und blieb über eine Stunde unter Wasser. Es glückte ihm auch, seinen Kameraden an die Oberfläche zu bringen.

Kapitän Mattson von der schwedischen Barke „Flora" entdeckte im Busen von Biskaya, daß sein Schiff ein Leck erhalten hatte, das eine Reparatur von außen erforderlich machte. Diese Arbeit nahm der Kapitän selbst vor. Er legte dabei einen improvisierten Taucheranzug an, in dem er am Schiffe hinunter ins Wasser gelassen wurde. Bald hatte der tapfere Kapitän die schadhafte Stelle ermittelt, und trotz der beängstigenden Nähe eines Hais gelang es ihm doch, seine schwierige Arbeit auf vollkommen fachmännische Weise zu beenden.

Die bekannte dramatische Episode in Viktor Hugos Roman „Die Arbeiter des Meeres" wiederholte sich im wirklichen Leben,

als ein Taucher namens Palmer, der bei der Hafenverwaltung von Kapstadt angestellt war, ins Wasser stieg, um den Schaden festzustellen, den der Dampfer „Dunwegan Castle“ bei seinem Anfahren gegen eine Kaimauer erlitten hatte. Das Wasser war klar, und der Taucher hoffte, seine Arbeit unter günstigen Umständen vornehmen zu können. Plötzlich schoß aber von einem Felsblock her ein gräßlicher Fangarm hervor, der ihn am Arme packte. Im nächsten Augenblick war sein Arm gefesselt, und ein Oktopus, der jetzt aus seinem Versteck hervorkam, schlang seine anderen Fangarme um sein unglückliches Opfer, das ohne Messer sich seinem erbarmungslosen Gegner rettungslos überliefert sah.

Zu seinem Glück verließ Palmer seine Geistesgegenwart nicht. Er zog die Signalleine, und seine Kameraden wanden ihn nach oben. Langsam stieg er zur Oberfläche empor, und als er sie erreichte, hielt ihn das Seeungetüm noch immer in seiner grausamen Umarmung. Hilfe in der Gestalt von Messern und Beilen war jetzt rasch zur Hand, und der Oktopus wurde von seiner Beute losgeschnitten und losgehauen.

Ein nicht minder furchtbarer Feind ist der Hai, der von Tauchern in der Südsee so gefürchtet wird, daß nur wenige unter Wasser zu arbeiten wagen, wenn sie nicht in den Gittern eines großen, eisernen Käfigs eingeschlossen sind. Solchen Schutz verschmähte aber der Taucher Lambert, als er in der Höhe der Insel Diego Garcia an dem Wrack eines Kohlenschiffes arbeitete, das von einem Dampfer gerammt worden war.

Als er zum ersten Male hinabstieg, näherte sich ihm ein großer Hai, der den Eindringling sich näher ansehen wollte. Dadurch, daß Lambert das Ablaßventil in seinem Helm öffnete und etwas Luft ausströmen ließ, scheuchte er die Bestie hinweg. Tags darauf aber kam sie wieder, und wenn es auch dem Taucher gelang, sie durch dasselbe Manöver zeitweise wegzujagen, setzte sie doch mit solcher Regelmäßigkeit ihre Besuche fort, daß sich Lambert entschloß, zu drastischeren Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Als der Hai seinen nächsten Besuch machte, stieß er ihm sein bereitgehaltenes Messer in den Rachen. Nach heftigem Kampfe glückte es ihm, die Bestie vollends zu töten.

Ein Taucher mit Namen Bardi vermißte einen wertvollen Dolch, der ihm einst als Ehrengeschenk überreicht worden war, und den er infolgedessen sehr hoch schätzte. Nach einigen Jahren, als er seinen Verlust fast schon vergessen hatte, arbeitete er auf einem gesunkenen Schiffe. Über alle Maßen war es da unten grausig, denn in dem Schiffe befanden sich viele Leichen derer, die mit ihm zugrunde gegangen waren. In der Kajüte stieß er auf zwei Leichen, auf deren Gesichtern sich im Tode noch der grimmigste Haß malte. Die eine war die seines Bruders, von dem er seit vielen Jahren nichts mehr gehört hatte, die andere die eines Weibes, in dessen Brust die Klinge seines lange verloren gewesenen Dolches steckte, während den Griff noch die starre Faust des Mörders umklammert hielt. J. E.

Baut der Storch Getreide? — Fast in allen guten Getreidejahren kommt im Spätsommer aus der einen oder anderen Gegend die Nachricht von „grünenden Storchnestern", von großen Getreidebüscheln, die, weithin sichtbar, ringsum am Rand der Horste wachsen. Man könnte vielleicht an einen Verzierungs- oder Schönheitssinn unseres Freundes denken; aber diese Verzierung tritt ja erst im Spätsommer zutage, wenn er sich schon zur Abreise anschickt. Daß er aber diese grüne Laube anderen, vielleicht den Hausbewohnern zum Dank und Vergnügen hinterläßt, so weit darf man die Vermenschlichung der Storchgefühle denn doch nicht treiben. Würden also wohl die recht behalten, die behaupten, er säe das Korn, den Weizen oder Hafer auf seinem gut gedüngten Horste, damit sich die heranwachsenden Jungen an den zarten Sprossen erlaben.

Nun sind aber diese Sprossen durchaus kein Futter für junge Störche. Der Storch ist ein ausgesprochener Fleischfresser von Jugend auf. Die Jungen bekommen von der Geburt an Kerbtiere, Regenwürmer, Heuschrecken und so weiter, die ihnen die Eltern durch sorgfältiges Vorkauen schmackhaft machen.

Wozu dient nun also dieses Getreide dem Storch? Hat es überhaupt einen bestimmten Zweck? Nein, alle Fragen sind

hinfällig. Die Getreidekörner befinden sich einfach an oder in den Beutetieren, die Freund Adebar seinen Jungen zuträgt.

Erwachsene Vögel mit keimfähigen Körnern im Kropf fängt der Storch nicht, sie sind ihm zu gewandt, es sind vielmehr nur Mäuse und namentlich Hamster, die hier in Frage kommen können. Der Hamster ist bekanntlich ein ganz vorzüglicher Drescher. Mit den Vorderfüßen biegt er die Halme um, beißt die Ähren ab und zerreibt sie zwischen den Pfoten so geschickt, daß die Körner unbeschädigt in seine wunderbaren Backentaschen gleiten. Diese nützlichen Taschen, die bis zu fünfzig Gramm Ladung fassen, sind allerdings unter Umständen auch des Tieres Verhängnis. Sind sie nämlich gefüllt, und will er sich mit seinem Schatz in die Winterkammer begeben, so wird er gerade in diesem Zustand zuweilen von unserem Langbein überrascht. Mit dem würde er sonst leicht fertig. Ein ausgewachsener Hamster wehrt sich, ewig zornig und bissig wie er ist, nicht nur gegen Hunde erfolgreich, sondern greift sogar den ahnungslos an ihm vorübergehenden Menschen an, der ihm gar nichts getan hat. Aber die gefüllten Backentaschen! Sie hindern ihn jetzt am Beißen, und ehe er mit den Pfoten die Körner herausgestrichen hat, versetzt ihm Held Adebar einen sofort tötenden Schnabelhieb auf das Hirn. Nun trägt der Sieger den fetten Burschen mühsam zu Horste und zerlegt ihn hier seinen Jungen nach allen Regeln der Kunst. Durch das eifrige Rütteln und Schütteln fallen hierbei natürlich die für den Storchenschnabel wertlosen Getreidekörner aus den Taschen nach rechts und links, nach vorn und hinten in das Reisig und geraten allmählich bis auf den unteren Humus, wo sie bei günstiger Witterung bald keimen und wachsen.

Das ist die natürliche, auf neueren Ermittlungen, zum Beispiel des Pfarrers Schuster in Obergimpern, beruhende Erklärung der „landwirtschaftlichen Tätigkeit" unseres langbeinigen, leider immer seltener werdenden Freundes. H. R.

Bismarck und die Musketiere. — Am 19. November 1865 traf König Wilhelm auf der Fahrt nach Letzlingen in Magdeburg ein, um das neue Offizierskasino des 26. Regiments in Augenschein zu nehmen. Im Gefolge befanden sich die Prinzen

Karl, Friedrich Karl, Albrecht Vater und Sohn, Feldmarschall Graf Wrangel und ein Major in der Uniform der Halberstädter Kürassiere von herkulischer Gestalt. Nach Besichtigung des Regimentshauses begrüßte der König das auf dem Kasernenhofe aufgestellte Regiment, ging die Fronten ab und ließ dann wegtreten, um die neue Kaserne zu besichtigen.

Es war nur ein kleines Gefolge, das den König in diese begleitete, nur die direkten Vorgesetzten des Regiments und der reckenhafte Kürassiermajor. Wilhelm I. ging von Stube zu Stube und beschränkte sich keineswegs auf die Besichtigung der Räume; in der einen Stube ließ er sich die Spinde zeigen, in einer anderen das Putzzeug; hier untersuchte er das Kommißbrot, dort die Stiefelsohlen. Hatte er eine Stube gemustert, dann fragte er jedesmal zum Schluß: „Kommt ihr auch mit eurer Löhnung aus?“ worauf natürlich jedesmal die Antwort erfolgte: „Jawohl, Majestät!“

Der König und sein Gefolge hatten soeben eine Stube verlassen, nur der Kürassiermajor war noch zurückgeblieben. Da stellte sich der gewaltige Mann in seiner ganzen Reckenhaftigkeit vor die Soldaten, sah sie mit seinen durchdringenden Augen an und fragte: „Kommt ihr wirklich mit eurer Löhnung aus? Wenn ihr Wäsche, Putzzeug, Fußlappen und was ihr sonst noch braucht, bezahlt habt, bleibt euch dann wirklich noch etwas übrig, um euch Fett aufs Brot zu kaufen?“ Und als die Leute ganz verdutzt nichts antworteten, donnerte er sie förmlich an: „Na, Antwort!“

Nun kamen dann einige Beherztere mit der schüchternen Entgegnung heraus: „Nein, übrig bleiben tut dann nichts fürs Zubrot, da muß man schon von zu Hause was haben.“

„Na, also! Ich gebe mir die größte Mühe, euch mehr Löhnung zu verschaffen, habe den König wiederholt darum gebeten; nun geht er hier von Stube zu Stube, fragt, ob ihr mit eurer Löhnung auskommt, und auf allen Stuben heißt es: ‚Jawohl, Majestät!‘ Ihr mußtet als ehrliche Kerls doch sagen: ‚Nein, Majestät, wir reichen nicht.‘ Das wäre die Wahrheit gewesen! Von wem soll ein König denn die Wahrheit noch hören, wenn

er sie nicht einmal von euch altmärkischen Bauernjungen zu hören bekommt!“

Dann wandte er sich zur Tür.

„Donnerwetter, wer war denn das?“ fragten sich die Leute.

Ein Berliner Junge wußte es. „Dat war ja der Bismarck, was unsern König sein erster Minister ist!“ rief er.

„Dat is äwer en höllischen Kirl!“ hieß es da. „Dat hätten wi wissen sollen!“ O. v. B.

Die Fürstin Jurjewskaja. — Als nach langjährigem Leiden die erste Gemahlin des Kaisers Alexander II., den die Geschichte den Zarbefreier, den großen Zarmärtyrer nennt, die Zarin Marie, eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen, gestorben war, vermählte er sich morganatisch mit der Fürstin Katharina Dolgoruka, deren Familie sich der Abstammung von Rurik, dem warägischen Begründer Rußlands, rühmt.

Die Geschichte dieser romantischen Liebesheirat zwischen der schönsten, edelsten Frau Rußlands und dem damals zweiundsechzigjährigen Herrscher, dessen Haupt die Strahlenkrone edelster Menschlichkeit umschwebte, ist ein Idyll auf den stolzesten Höhen der Menschheit.

Die Fürstin war nicht nur die geradezu schwärmerisch angebetete Geliebte seines Herzens, sondern auch die Vertraute seiner politischen Geschäfte, mit der er alle Eingaben der Minister, alle Berichte der Botschafter, der Gouverneure, der Polizei und in letzter Zeit sogar des Diktators Loris-Melikow beriet. Sie diente ihm als Vorleserin und Kabinettchef zugleich. Während sie ihm vorlas, machte er seine Notizen. Sie kannte seine geheimsten Sorgen, und ihr verhehlte der Alleinherrscher auch seine Befürchtung nicht, daß ihm sein langes Leben voll Güte, sein Wirken voll Wohlwollen kaum ein ruhiges Ende gewährleisten dürfte.

Die neue Ehe des Zaren blieb natürlich nicht geheim. Bald erzählten es sich die Spatzen auf den Dächern, die Fürstin Dolgoruka, die zum erstenmal den Zaren zum Herbstaufenthalt nach Schloß Jalta bei Livadia begleitete, sei ihm in geheimer Ehe morganatisch vermählt und der Widerstand der kaiserlichen Familie gegen diese Ehe durch den Verzicht der

Fürstin, die den uralten Titel einer Fürstin Jurjewskaja erhalten hatte, auf den kaiserlichen Rang besiegt worden. Diese Gerüchte



Fürstin Katharina Jurjewskaja, die zweite Gemahlin des Kaisers Alexander II. von Rußland.
(Nach einem Holzschnitt aus der Illustrierten Zeitung.)

wurden durch einen längeren Besuch, den das Großfürst-Thronfolgerpaar in Livadia abstattete, bestätigt. Der nach der Rückkehr nach St. Petersburg herrschende ungezwungene und in den Formen der vornehmen Welt sich bewegende Verkehr zwi-

schen der Fürstin und der kaiserlichen Familie beseitigte dann allen Zweifel.

Die Ehe war am 31. Juli 1880 geschlossen worden, und von eingeweihter Seite wurde versichert, daß der Zar nach Ablauf des Trauerjahres seiner neuen Ehe die öffentliche Weihe geben würde. Die Fürstin war hochbeglückt; sie erzählte ihren Verwandten mit Stolz, daß der Kaiser sie am Altar mit den Worten umarmt habe: „Ich bin stolz, eine Fürstin Dolgoruka geheiratet zu haben.“ In ihrem Buch „Alexandre II. Détails inédits sur sa vie intime et sa mort“ erzählt sie ferner, der Kaiser, der übrigens streng darauf sah, daß der Fürstin alle Ehren wie seiner verstorbenen Gemahlin erwiesen wurden, habe einmal geäußert, indem er mit der Hand nach dem Himmel zeigte: „Wisse, daß ich dort oben nicht aufhören werde, dich zu lieben, wie ich dich auf Erden geliebt habe.“ Ein andermal habe er ihr beteuert: „Meine Krone ist sehr schwer, aber du hilfst sie mir tragen.“

In der Tat lebte Alexander so sehr in dem Glück seiner zweiten Ehe, daß er sich immer mehr von der eigentlichen Staatsleitung zurückzog und diese Loris-Melikow und dem Thronfolger überließ.

Die Fürstin schwebte trotzdem in steter Angst um das Leben des Gatten, der ihr versprechen mußte, sich so wenig als möglich in der Öffentlichkeit zu zeigen, die ihr von der Polizei als bedenklich geschilderten Straßen zu meiden und niemals ohne Eskorte auszufahren. „Ich verspreche es dir, weil es dich beruhigt,“ hatte er geantwortet. „Aber Gott allein ist es, der über mir wacht, und der mich rettet. Wenn er es so will, können mich alle meine Kosaken nicht beschützen.“

Am 13. März 1881, einem Sonntag, sagte der Kaiser der Fürstin: „Ich habe den Verfassungsukas unterzeichnet. Ich hoffe, daß er einen guten Eindruck machen und Rußland ein neuer Beweis dafür sein wird, daß ich meinem Volke gerne alles, was möglich ist, gewähre. Ich habe Befehl gegeben, daß der Ukas morgen veröffentlicht wird.“ Dann reichte er seiner Gattin den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Unterwegs flüsterte er ihr zu, indem er ihren Arm an seine Brust

drückte: „Ich fühle mich so glücklich, daß mich mein jetziges Glück beinahe zu erschrecken beginnt.“

Nach dem Frühstück erschien Graf Loris-Melikow, der den Zaren bat, an diesem Tage nicht zur Parade zu gehen, da sein Leben unmittelbar bedroht sei. Zu einer Absage der Parade konnte sich der Zar, um vor seinen Offizieren nicht feige zu erscheinen, aber nicht entschließen. Und so ging er in den Tod.

Die Geschichte der Ermordung des Zarenbefreiers ist so bekannt, daß wir von ihrer Schilderung absehen können.

Als die Fürstin die Nachricht von dem Bombenattentat, dem der Zar zum Opfer gefallen war, erhielt, eilte sie, wie ein Augenzeuge berichtet, in das Vorzimmer des Sterbegemachs, wo sie, einige Augenblicke durch das Gewühl der dort versammelten Menge aufgehalten, gerade auf einen Kosaken stieß, der ein mit Blut gefülltes Becken trug. Sie überschritt hastig die Schwelle des Gemachs und eilte einige Schritte vorwärts. Als sie den sterbenden Kaiser erblickte, blieb sie eine Sekunde mit ausgebreiteten Armen, ein Bild des Entsetzens, wie angewurzelt stehen. Dann stieß sie einen markerschütternden Schrei aus und eilte vorwärts, um zu helfen. Der Kaiser erkannte sie nicht mehr. Er lag da mit bleichem Antlitz, die Augen halb geöffnet. Die Fürstin kühlte ihm unausgesetzt das Gesicht mit Wasser, rieb ihm die Schläfen mit Äther ein und mühte sich ab, ihm ihren Odem in den Mund zu hauchen. Die Söhne und Brüder des Kaisers, Generale und Hofbeamte umstanden weinend und schluchzend sein Lager. Es war 3 Uhr 35 Minuten nachmittags, als der Leibarzt Professor Doktor Bottkin, sich ernst vor dem Thronfolger verneigend, den eingetretenen Tod des Zaren konstatierte, dessen Witwe jammernd zusammenbrach.

Auf dem Admiralitätsplatz vor dem Palais hatte sich eine vieltausendköpfige Menge versammelt, die still und entblößten Hauptes für das bedrohte Leben des Zarenmärtyrers betete. Um 3 Uhr 40 Minuten senkte sich die Zarenflagge auf Halbmast. Wie ein unterdrückter Wehruf ging es durch die unten harrende Menge, und wie auf einen einzigen Wink lagen alle die Tausende auf den Knien.

Die Fürstin Jurjewskaja aber schnitt sich, einem Gelübde



getreu, in derselben Stunde ihr schönes Haar ab, um es dem geliebten Toten in die Gruft mitzugeben. „Ich will," äußerte sie auf die Vorstellungen der neuen Zarin, „daß mein Gemahl im Grabe diesen Haarschmuck, den er so unsäglich liebte, und der mir fortan zwecklos ist, bei sich habe."

Nach der Beisetzung des Zaren ging seine Witwe ins Ausland, um dort nur noch dem Andenken eines der größten und edelsten Menschen zu leben, der jemals Rußland beherrscht hat. Ihr Sohn, Prinz Georg, ist erst vor kurzem einundvierzig Jahre alt zu Marburg i. H. verstorben. Sie selbst lebt zurückgezogen meist in Paris. W. F.

Das älteste Lebewesen der Welt steht im südlichen Mexiko — die berühmte Zypresse auf dem Kirchhofe des Dorfes Santa Maria del Tule. Der Baum erhebt sich im Gebiete der Provinz Oaxaca und steht zwei und eine halbe Meile östlich von der gleichnamigen Provinzialhauptstadt. Nach dem riesigen Umfange des Stammes der Zypresse zu urteilen, und unter Berücksichtigung des langsamen Wachstums dieser Baumgattung haben Sachverständige das Alter dieses Baumriesen auf 5000 bis 6000 Jahre geschätzt.

Solche Zahlen fordern die Phantasie heraus. Nehmen wir die niederste Schätzung an, dann fiel das Samenkorn, aus dem dieser Baum entsprang, um die Zeit in die Erde, als König Menes in Ägypten herrschte, also um 3000 vor Christus. Als Cheops seine Untertanen zum Bau der Großen Pyramide antrieb, war der Baum ein junger, schlanker Bursche von 200 Jahren. Und ein fröhlicher junger Mann von 1500 Jahren war er, als die Hebräer aus dem Lande des Nils zogen.

Im Leben dieses Baumes müssen die Entdeckung von Amerika und die Eroberung Mexikos durch Cortez Ereignisse sein, die sich erst vor ein paar Monaten zugetragen haben.

Die Santa-Maria-del-Tule-Zypresse wurde 1903 zum letzten Male von Doktor v. Schrenk wissenschaftlich gemessen. Es waren das gerade 100 Jahre, nachdem Humboldt den Baum auf seiner berühmten Reise durch das äquatoriale Amerika entdeckt hatte. Doktor v. Schrenk stellte fest, daß der Stamm einen Meter über dem Boden den erstaunlichen Umfang von 40 Metern hatte.

In größter Ehrfurcht blieb bei seinem ersten Besuche Doktor v. Schrenk vor diesem gewaltigen Baumriesen stehen, der schon vorhanden war, als es kaum noch eine Geschichte der Menschheit gab. Hätte dieses beblätterte Geschöpf Augen gehabt und eine Zunge besessen, welch wertvolle Kunde hätte es zur Bereicherung der Geschichte der Menschheit mitteilen können!

An dem heftigen Widerstande des Bürgermeisters von Santa Maria del Tule scheiterte indessen die Lösung der Aufgabe, das Alter des Baumes endgültig festzustellen. Man wollte den Umfang des Stammes messen. Das wurde zugestanden. Auch das Photographieren. Aber mit einem Instrumente aus dem Stamm einen bis zur Mitte reichenden Pflock herausbohren, das erlaubte er nicht.

Vergebens wies Doktor v. Schrenk darauf hin, daß dieses Experiment schon sehr oft vorgenommen worden sei, ohne daß die betreffenden Bäume irgendwelchen Schaden genommen hätten, machte darauf aufmerksam, daß man durch Zählen der Ringe, die der herausgeschnittene Pflock zeigte, feststellen könnte, mit welcher Geschwindigkeit der Baum wüchse, und daß dadurch im vorliegenden Falle sich eines der größten wissenschaftlichen Probleme der Welt lösen ließe. Der Bürgermeister war zwar die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit selbst, sein ganzes Vermögen stellte er dem berühmten Reisenden zur Verfügung, aber daß dieser den Baum verletze — das konnte und wollte er nicht gestatten.

So mußte sich denn Schrenk damit begnügen, den Umfang des Baumes zu messen und vom Dache des Rathauses der Stadt aus eine photographische Aufnahme zu machen. Er fand auch die hölzerne Tafel, die vor 100 Jahren Alexander v. Humboldt an den Baum genagelt hatte, und daß dieser Baumriese durch 50 Jahrhunderte hindurch sich jetzt noch seine unverminderte Lebenskraft erhalten hat, beweist der Umstand daß diese Tafel mit Rinde überwachsen war. J. C.

Heilkraft von Lilienblättern. — In dem im Cotta'schen Verlage erschienenen „Taschenbuche auf das Jahr 1802 für Natur- und Gartenfreunde“ macht der Pfarrer Christ aus Kronberg auf die außerordentliche Heilkraft der grünen, aus

der Zwiebel an der Erde hervorwachsenden Blätter der weißen Lilie aufmerksam. Diese im frischen Zustand aufgelegten Blätter sollen sich namentlich wirksam erweisen „im Brand sowohl von Feuer und kochenden Flüssigkeiten, als auch im sogenannten kalten Brande an Gliedern des Leibes, in Rotlauf und Flüssen, bösen hitzigen Augen, Beulen, Wurm am Finger und Nagelgeschwüren, vertrockneten Fontanellen, eingestochenen Dornen und Glassplittern, aufgebrochenen Beinen“. Von den in dem Almanach angeführten Wunderkuren mit diesem Heilmittel sei der folgenden besondere Erwähnung getan.

„In einer meiner Gemeinden,“ so berichtet der Pfarrer, „wurde ich zu einer Frau gerufen, um ihr das Heilige Abendmahl zu reichen, weil der Fuß, in den sie sich vor zwei Jahren ein Glas getreten, wegen Durchschwärung abgenommen werden sollte und sie auf einen schlimmen Ausgang gefaßt war. Der kalte Brand war da augenscheinlich wahrzunehmen: schwarzbraun gleißend und mit Blasen bespritzt war der ganze Fuß. Ich sagte mir, man müsse alles eher versuchen, ehe der Fuß amputiert wird, ließ die Pflaster wegwerfen und den Fuß mit grünen Lilienblättern umwickeln. Eine halbe Stunde darauf legte sich der größte Schmerz, die Patientin verfiel in einen tiefen Schlaf, desgleichen sie wegen heftiger Schmerzen seit Jahren nicht gehabt hatte. Am frühen Morgen des anderen Tages kam der Chirurgus, um den Fuß abzulösen, findet aber statt einer jämmerlich winselnden eine ruhig schlafende Frau, statt der Pflaster Blätter und statt eines kranken Fußes einen gesunden, auf welchem das aus der Mitte des Fußes herausgeeiterte Glas lag.“

Läßt sich die Heilkrisis auch mehr durch das Zusammenwirken anderer Faktoren erklären, so mag doch an der aufweichenden und zerteilenden Kraft der Lilienblätter etwas Wahres sein, und es wäre interessant zu erfahren, ob die Volksmedizin auch heutzutage und vielleicht in anderen Gegenden von ähnlichen Erfolgen zu berichten weiß. R. R.

Fidele Gefängnisgeschichten. — Die Zusammenstellung folgender drei Geschichtchen bietet ein reizvolles Kapitel aus der amerikanischen Rechtspflege, die sich ja in manchem Punkte von der europäischen unterscheidet.

Der neuernannte Scheriff einer Stadt des Westens hatte einen besonderen Hinweis auf das Gesetz erhalten, wonach man keinen Untersuchungsgefangenen in Einzelhaft halten dürfe. Nun ließ er eines Abends zwei Strolche in Untersuchungshaft bringen; einer davon entwich in der Nacht, und als der Scheriff am nächsten Morgen zum Verhör schreiten wollte, fand er zu seinem Leidwesen nur noch den anderen vor. Da riß er die Zellentür weit auf und schrie dem Manne zu: „Machen Sie, daß Sie 'rauskommen! Warum haben Sie sich nicht mit dem andern davongemacht? Sie wollen mir jedenfalls Unannehmlichkeiten machen! Also, 'raus!" —

Im Jahre 1899 mußte die Justiz von Kirkwood in Montana den Neger Moses wegen irgend eines Vergehens zu sechs Monaten Haft und zweihundert Dollar Geldstrafe verurteilen, hatte aber anderthalb Jahre Herzeleid darum zu tragen. Der biedere Moses nämlich war der einzige Gefangene des Städtchens und kam daher, da man seinetwegen zwei Wärter anstellen mußte, recht teuer zu stehen, zumal er statt der sechs Monate deren achtzehn abbrummte, weil er mittellos war und die Geldstrafe nicht begleichen konnte. Schon im ersten Monat seiner Haft hoffte man, Moses werde ausbrechen oder von einem der ihm gewährten Spaziergänge nicht wiederkommen. Aber man hatte die Rechnung ohne den — Gast gemacht. „Ich erhalte täglich drei Mahlzeiten," sagte der Neger, „das ist mehr, als ich draußen bekomme. Also bleib' ich, wo ich bin!"

Als er eines Sonntags gegen Ablauf des ersten Monats den Wärter um die Erlaubnis bat, einem Ballspiel zusehen zu dürfen, hielt dieser die Gelegenheit, ihn entwischen zu lassen, für günstig und gab die Erlaubnis sehr gern. Doch getreulich und pünktlich um sechs Uhr abends war der Neger wieder da und begehrte durch Klopfen an der verschlossenen Tür Einlaß. Der Wärter redete ihm zu, doch noch eine Bar zu besuchen. Moses tat es und kam gegen ein Uhr in der Nacht wieder. Diesmal war der Wächter nicht mehr im Gefängnis, sondern hatte sich in sein Haus zur Ruhe begeben. Aber Moses trommelte ihn auch da aus dem Schlafe. Der schwarze „Schmarotzer" bestand eben auf seinem Rechte als Gefangener der



guten Stadt Kirkwood, deren Gefängniskost täglich dreimal es ihm angetan hatte und keinerlei Freiheitsdrang in ihm aufkommen ließ. Ganz besonders wohlgenährt verließ er endlich am Schlusse seiner „Strafzeit“ die gastliche Stätte und soll seine Mitbürger längere Zeit durch die Drohung erschreckt haben, er werde schon bald wieder etwas unternehmen, um neuen längeren Aufenthalt in seinem angenehmen Asyl zu erlangen. —

Im Jahre 1840 durfte sich die Stadt Nantucket in Massachusetts eines nicht minder treuen und anhänglichen Gefangenen erfreuen, auch des einzigen, den sie gerade ihr eigen nannte. Dieser machte eines Morgens dem Scheriff die Anzeige, daß es ihm, wenn man das Gefängnis nicht in besseren Zustand versetze, zu seinem Leidwesen aus gesundheitlichen Gründen und im Interesse seiner persönlichen Sicherheit nicht länger möglich sein werde, darin zu bleiben. Es regne und schneie zum Dach herein, und die Tür habe kein Schloß, so daß es ihm, zumal bei Wind, schwer falle, sie zu- und sich selber eingeschlossen zu halten. Auch hier gab man den Rat, davonzugehen, und diesmal hatte man mehr Glück, denn der Gefangene machte sich in der Tat auf die Socken. E. A.

Billiger Einkauf. — Die Herzogin von Montpensier war eine sehr sparsame Frau und dabei eine leidenschaftliche Sammlerin alter Kunstschätze. Einst entdeckte sie auf einem Streifzuge durch die winkeligen Gassen des alten Paris bei einem Trödler einen wunderschönen Kasten, der angeblich aus dem 15. Jahrhundert stammen sollte. Nach langem, von beiden Seiten mit Gelehrsamkeit und Zähigkeit geführten Feilschen einigte man sich über den Preis.

„Meinetwegen,“ sagte die Herzogin, „tausend Franken gebe ich — vorausgesetzt, daß der Kasten zu den übrigen Möbeln meiner mittelalterlichen Stube paßt.“ Und als sie diese Worte sprach, fiel ihr Blick auf eine allerliebste, kleine römische Statue. Ganz leichthin, wie wenn sie die Statue vorher gar nicht gesehen hätte, sagte sie dann noch: „Aber wenn ich Ihnen den Kasten schon zu einem so hohen Preise abnehmen soll, müssen Sie mir irgend etwas daraufgeben; vielleicht diese Statuette da?“

Der Trödler machte ein saueres Gesicht, doch er willigte

schließlich ein, weil er es mit der ihm wohlbekannten Herzogin nicht verderben wollte, und er überdies hoffte, beim nächsten Male den Wert der Zugabe doppelt hereinzubringen. Am anderen Tage schickte er den Kasten und die Statue in das prunkvolle Heim der Herzogin und wartete ungeduldig mehrere Wochen auf das Geld. Wie groß aber war sein Erstaunen, als nach Ablauf dieser Zeit der Kasten mit einem duftenden Briefchen der Herzogin zurückkam, in dem sie lebhaft bedauerte, daß der Kasten doch nicht zu den Möbeln passe. Über die Statue sagte sie kein Wort. Die Dreingabe hatte allem Anscheine nach zu den Möbeln gepaßt. A. E.

Wohlriechende Glockenszilla. — Unsere Landschaftsgärtnerei hat sich in neuerer Zeit den bunten Flor der Frühlingszwiebelgewächse zunutze gemacht und bepflanzt jetzt Rabatten und die Ränder von Gehölzgruppen mit leuchtenden Frühlingsblumen. Unsere umstehende Abbildung zeigt eine solche Pflanzung vor einer Gehölzgruppe, und zwar mit der jetzt sehr in Aufnahme gekommenen wohlriechenden Glockenszilla.

Die Blütezeit der Glockenszillen fällt in die Monate Mai und Juni. Ihre Blüten ähneln ein wenig den Hyazinthenblumen, aber sie sind graziöser als diese. Sie werden etwa 20 bis 30 Zentimeter hoch. Man kann sie an Ort und Stelle etwa drei Jahre lang stehen lassen, da sie winterhart sind. Nach Ablauf dieser Zeit werden sie am besten umgepflanzt. Man kann auch die Zwiebeln, wenn das Kraut vollständig welk geworden ist, ausheben, an einer trockenen Stelle lagern und dann im Herbst oder im Winter bei offenem Boden einpflanzen. Will man sie zeitig im Frühjahr blühen sehen, so gräbt man an einem frostfreien Tage einige Zwiebeln aus der Erde und setzt sie in Töpfe, deren Erde gehörig angefeuchtet wird. Will man eine lange Blütenperiode erzielen, so stelle man den Topf zwar ans Fenster, aber möglichst weit weg vom Ofen. Allzu große Wärme läßt die Stengel schnell aufschießen, und der Flor vergeht in wenigen Tagen. Nach dem Abblühen werden die Zwiebeln wieder an Ort und Stelle gepflanzt.

Man kann die Glockenszilla auch als sogenannte Streublume in den Gartenrasen einpflanzen. Man nimmt ein spitzes



Pflanzholz, sticht in den Rasen überallhin Löcher und steckt die Zwiebeln der Szilla hinein. Dann wird Erde darüber gebreitet. Die Blüten erscheinen dann im Frühjahr mitten im grünen Rasen, was einen anmutigen Anblick gewährt. Nach der Blüte



Wohlriechende Glockenszilla.

können die Zwiebeln an Ort und Stelle verbleiben und erscheinen im nächsten Jahre wieder. —dt.

Japanische Weisheitslehren. — Die japanische Regierung läßt neuerdings unter dem Volke ein kleines Schriftchen verteilen, das Vorschriften zu vernunftgemäßem Leben enthält. Diese Vorschriften sind deswegen von ganz besonderem Interesse, weil sich in ihnen morgenländische mit abendländischen Anschauungen verschmelzen. Die meisten dieser Regeln sind dieselben, die bei allen Kulturvölkern Geltung haben, manche

aber sind unseren Gewohnheiten sogar voraus. Nach den Mitteilungen einer englischen Zeitschrift lauten die ersten zehn dieser Regeln wie folgt:

„Erstens: Verbringe so viele Zeit, wie du nur kannst, im Freien. Sonne dich viel und mache dir viel Bewegung. Achte darauf, daß du stets tief und regelmäßig atmest.

Zweitens: Was das Essen anbetrifft, so iß nur einmal Fleisch am Tage, im übrigen lasse deine Kost aus Eiern, Getreide, Gemüse, Obst und frischer Kuhmilch bestehen. Was du zu dir nimmst, kaue tüchtig.

Drittens: Bade einmal an jedem Tage und nimm ein paarmal in der Woche ein Dampfbad, wenn dein Herz kräftig genug ist, das auszuhalten.

Viertens: Trage grob gewebtes Unterzeug und Kleider, einen bequemen Kragen, einen leichten Hut und gut passende Schuhe.

Fünftens: Gehe früh zu Bett und steh zeitig auf.

Sechstens: Schlafe bei offenstehendem Fenster in einem sehr dunklen und vollkommen ruhigen Zimmer, die Dauer des Schlafes soll mindestens sechs und höchstens sieben Stunden betragen. Personen weiblichen Geschlechtes sind acht Stunden Schlaf zu empfehlen.

Siebentens: Einen Tag in der Woche widme vollständiger Ruhe. Jeglicher Arbeit mußt du dich dann enthalten, auch nicht einmal schreiben und lesen.

Achtens: Suche jeden Ausbruch von Leidenschaften und starke geistige Erregungen zu vermeiden. Sorge dich nicht um das Eintreffen unvermeidlicher Ereignisse in der Zukunft oder kommender Dinge. Erzähle keine unangenehmen Geschichten und, wenn irgend möglich, höre dir solche auch nicht an.

Neuntens: Heirate! Witwer und Witwen sollten sich sobald als möglich wieder verheiraten.

Zehntens: Sei mäßig im Genuß von Tee und Kaffee, vermeide Tabak und alkoholische Getränke. J. C.

Die Zone des Schweigens. — Über eine außerordentlich interessante Beobachtung, die für die Bewertung der Zeugenaussagen vor Gericht, wie für die Kriminalistik überhaupt

von größter Bedeutung werden kann, berichtet der Züricher Meteorologe Doktor A. de Quervain. Er hat nämlich die Feststellung gemacht, daß beim Bau der Jungfraubahn eine Explosion von 25 000 Kilo Dynamit in normaler Weise im Umkreis von 30 Kilometern gehört wurde. Darüber hinaus schloß sich eine Zone von etwa 140 Kilometern an, in der die furchtbare Detonation überhaupt nicht gehört wurde, während in einem weiteren, an diese Zone sich anschließenden Gürtel von etwa 50 Kilometer Breite der Knall wieder deutlich vernommen wurde.

Durch diese Beobachtung gewinnt auch ein historischer Fall wieder an Interesse, der im Jahre 1760 spielte. Während der Schlacht von Liegnitz hörten die kaiserlichen Generale Daun und Lascy samt ihren Truppen den Kanonendonner nicht und kamen daher dem General Laudon nicht rechtzeitig zu Hilfe. So kam es, daß Friedrich der Große damals die Schlacht von Liegnitz gewann. Die zur Rechtfertigung gezogenen Generale beteuerten, von dem Schlachtgetöse nicht das geringste wahrgenommen zu haben, aber man glaubte dies den Generalen ebensowenig wie den Mannschaften, da festgestellt wurde, daß weit hinter ihnen liegende Truppenteile den Kanonendonner vernommen hatten.

Heute hält man die Behauptung der Generale wohl für möglich und erklärt ihr Nichthören durch Nebel, verschiedene Erwärmung der Luftschichten und durch eine besondere Art von Brechung der Schallwellen, wie sie auch bei Lichtstrahlen beobachtet wird. Nimmt man nun aber eine derartige „Zone des Schweigens“ an und überträgt sie von den geschilderten großen Ereignissen auf die kleineren des täglichen Lebens, so ergeben sich für die Kriminalistik neue wichtige Möglichkeiten. Man wird dann die Glaubwürdigkeit von Zeugen, die einen Schuß, menschliche Schreie und dergleichen nicht gehört haben wollen, während vom Tatort entferntere Personen diese Geräusche deutlich vernommen haben, nicht mehr so ohne weiteres bestreiten können. Während das Gericht bei milder Auffassung bisher derartige Zeugenaussagen mit schlechtem Gehör, mangelnder Aufmerksamkeit und so weiter erklärte, und bei strenger

Auffassung sie als Begünstigung und nicht selten als falsche Aussagen ansah, wird es nun nicht umhin können, diese neuesten Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Akustik bei der Bewertung der Zeugenaussagen in Berücksichtigung zu ziehen.

Immerhin bedarf es aber bei der außerordentlich geringen Anzahl solcher einwandfrei festgestellten Fälle noch einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung der ihnen zugrunde liegenden Ursachen, bevor sie eine wirklich praktische Bedeutung in unserem Rechtsleben sich erringen können. R. M. W.

Das Wichtigere. — Ein allerliebstes Geschichtchen, das den doppelten Vorzug hat, wahr zu sein und einen für liebende Mädchenherzen wertvollen Beitrag zur Psychologie des Mannes zu bieten, trug sich vor einer Reihe von Jahren in Kopenhagen zu. Zwei junge Mädchen hatten ihre Herzen an einen und denselben jungen Mann, einen entfernten Verwandten ihrer Familien, verloren, waren aber ungewiß, welche von ihnen er wiederliebe. Beide redeten sich ein, er habe sie ins Herz geschlossen. Nach einigem Hin und Her kamen sie überein, den jungen Mann auf eine Probe zu stellen; jede der beiden Damen sollte ihm ein Brieflein senden, das die Einladung enthielte, sie zu derselben Stunde zu besuchen, und da er doch zu gleicher Zeit nicht beiden Aufforderungen Folge leisten könnte, so sollte diejenige als die von ihm am meisten geliebte gelten, zu der er käme oder zuerst kommen würde.

Wesentlich erleichtert durch diese Abmachung, trafen die Mädchen auf demselben Spaziergange, der diesen Beschluß in ihnen reifen ließ, zufällig den Gegenstand ihrer Neigung. Er hatte es sehr eilig und wußte ihnen nichts weiter zu sagen, als daß er irgendwo seinen Regenschirm habe stehen lassen.

Als nun das erste Fräulein ans Briefschreiben ging, faßte sie den Entschluß, um auf jeden Fall den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davonzutragen, auch vor einer kleinen Lüge nicht zurückzuschrecken, und so schrieb sie denn: „Liebster Karl! Ich bin sehr krank. Vielleicht muß ich sterben. Kommen Sie doch sicher heute abend punkt acht Uhr!“

Aber es ward halb neun, es schlug voll und wurde auch zehn Uhr.



Da kam triumphierend — die andere. So merkwürdig es nach dem Inhalte jenes Briefs auch war, Karl hatte die zweite besucht, denn sie hatte ihm kurz und bündig geschrieben: „Liebster Karl! Kommen Sie doch heute abend punkt acht Uhr zu mir. Sie haben nämlich Ihren Regenschirm bei uns stehen lassen.“ R. St.

Medizinisches aus alter Zeit. — In der guten alten Zeit, als jede Einwirkung auf die Menschennatur noch durch derbe Mittel bewerkstelligt wurde, gab es in der Arzneiwissenschaft allerlei Absonderlichkeiten, von denen man heutigestags nur mit Verwunderung hört. Die Bereitung des damaligen Allheilmittels, des Theriaks, den man nur aus Venedig gut und echt beziehen zu können glaubte, während ihn jetzt jeder Apotheker selbst bereitet, wurde unter den seltsamsten Zeremonien vorgenommen. Ein Zug von zweihundertundfünfzig Gehilfen zog in Nürnberg dabei in Prozession zu der Apotheke, in der die Bereitung geschah — alle in weißen Schürzen und jeder mit einem silbernen Teller, auf dem einer der größtenteils überflüssigen Bestandteile sich befand. Diese wurden dann im Beisein von Ärzten und Abgeordneten des Senats in einen großen Kessel geschüttet, und das Umrühren geschah mit jener Würde und dem Ernste, die jener Zeit eigen waren. C. T.

Ein bibelfester Theaterdirektor. — In einer kleinen Residenzstadt wurde Grillparzers Drama „Sappho“ aufgeführt. Die Darstellerin der Titelrolle fand solchen Beifall, daß sie sogar, nachdem sie ihrer Rolle gemäß vom Leukadischen Felsen ins Meer gesprungen war, von dem begeisterten Publikum herausgerufen wurde.

Statt ihrer trat der Direktor vor die Rampe, verbeugte sich und sprach: „Verehrte Damen und Herren! In der Offenbarung Johannis heißt es zwar: ‚Das Meer gibt seine Toten wieder‘ — das kann aber leider erst am Jüngsten Tage der Fall sein! Fräulein F. bedauert also sehr, Sie bis dahin vertrösten zu müssen.“ R. R.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.








UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 963 G

